

HANS-JOACHIM LINCKE

Doing Time

Die zeitliche Ästhetik von Essen,
Trinken und Lebensstilen



[transcript]

Hans-Joachim Lincke
Doing Time

Für meine Eltern

Hans-Joachim Lincke (Dr. phil.) ist Research Manager in der qualitativen Marktforschung.

HANS-JOACHIM LINCKE

Doing Time

Die zeitliche Ästhetik von Essen, Trinken und Lebensstilen

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld

zugl. Dissertation Universität Freiburg 2006



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung & Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: © www.photocase.de, 2007

Lektorat & Satz: Hans-Joachim Lincke

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-685-4

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Zeitgemäß essen und trinken	7
Mahl halten und Mahl-Zeiten	7
Aufbau der Untersuchung, Methode	20
Wie man mit Zeit umgehen kann	29
Messen oder erleben: Zugänge zur Zeit	29
Zeitbewusstsein aus sozialem Handeln	37
Soziale Zeiten aus Synchronisationsbedarf	45
Rund um die Uhr und sich selbst leben	59
Lebensstile und gesellschaftliche Strukturen	59
Leben in der Verlaufsform: zur Episode	69
Arbeitszeit/freie Zeit – zur Disposition	77
Zeitpioniere versus Flexible Menschen	95
Zeit ist Geld, doch was ist zu tun?	95
Beschleunigen oder Zeit für Spontanes haben	105
Man will seine Zeit zu etwas nutzen	115
Freizeitaktivitäten oder Freizeitinteressen	128
Lebensmittel: Kauf und Verzehr von Zeit	137
Allgemeines über das Essen und Trinken	137
Luxus/Saison: alles zu jeder oder zu seiner Zeit	143
Kochen als Last und Lust oder Darbietung	155
Lieblingsspeisen: stets auf der Höhe der Zeit	162
Zeit an den Werktagen	173
Von Erwerbsarbeit und Selbstarbeit	173
Abweichung und Abstimmung der Tage	179

Mahlzeiten an den Werktagen	189
Frühstück: im Büro oder noch zu Hause	189
<i>Episode: Bei stillem Wasser und Brot</i>	191
<i>Episode: Apfel und Brot im Schlafrock</i>	193
Mittagessen: Arbeitspause oder Zeitwechsel	194
<i>Episode: Schlips, Risotto, Espresso</i>	196
<i>Episode: Geschäftliches in Rotwein</i>	197
<i>Episode: Gemüsepfanne entspannter Art</i>	200
<i>Episode: Vollwert, danach Milchkaffee</i>	201
Abendessen: Hauptmahlzeit, Tagesabschluss	202
<i>Episode: Kleine Katharsis im Whisky</i>	204
<i>Episode: Döner mit Frust und Salat</i>	206
<i>Episode: Fernseh-Nudeln umstandslos</i>	208
<i>Episode: Jour fixe bei Bier und Baguette</i>	209
Zwischenmahlzeiten: Nebenbei oder in Ruhe	210
<i>Episode: Süßes in kurzer Aktenpause</i>	212
<i>Episode: Tee-Gelassenheit mit Gebäck</i>	214
Zeit am Wochenende	217
Samstags allerlei, sonntags Gemeinschaft	217
Abweichung und Abstimmung der Zeit	225
Mahlzeiten am Wochenende	229
Frühstück: Zeitkontrast zu den Werktagen	229
<i>Episode: Frisch gepresste Zweisamkeit</i>	231
<i>Episode: Von allem etwas mit Freunden</i>	233
Mittagessen: Fällt aus...	234
Zwischenmahlzeiten: ...dafür lang und breit	236
<i>Episode: Kaffee-Maschinen-Meditation</i>	238
<i>Episode: Mousse im Landhausstil</i>	240
<i>Episode: Kaffeestunden, mit Pizza verlängert</i>	243
<i>Episode: Schokoladenriegel auf Reisen</i>	245
Abendessen: Großer Höhepunkt, kleines Finale	246
<i>Episode: Indisches Chutney à la minute</i>	248
<i>Episode: Gesamtkunstwerk, gedämpft</i>	251
<i>Episode: Mediterranes, heiter angerichtet</i>	254
<i>Episode: Krimi-Topf zum Ausklingen lassen</i>	256
Die Mahlzeiten der Lebensstilzeiten	257
Anhang	267
Interviewleitfaden	267
Literaturverzeichnis	278

Zeitgemäß essen und trinken

Mahl halten und Mahl-Zeiten

Als Jordi Sevilla die Aufhebung der Siesta für die öffentliche Verwaltung Spaniens verkündete, waren nicht alle mit dieser Maßnahme des Ministers zufrieden. Der knappe Beitrag, den ein Nachrichtenmagazin des deutschen Fernsehens zu diesem Anlass im Januar 2006 sendete, stellte in Interviews zwei typische Haltungen der Spanier vor.¹ Zu Anfang trat ein Angestellter, im Anzug aus dem Büro kommend, vor die Kamera und lobte die Verkürzung der Mittagspause von bisher drei auf eine Stunde. Sie sei familienfreundlich, weil sie es ihm gestatte, Frau und Kinder früher zu sehen. Aber mindestens ebenso wichtig schien ihm die Feststellung, dass die spanische Wirtschaft damit endlich Anschluss an das übrige Europa finde: es bedeute größere Effizienz, wenn die Angestellten unterschiedlicher Länder zur gleichen Zeit in ihren Büros anzutreffen seien. Im Kontrast zu dieser Aussage wurden in einer nächsten Einstellung ein Mann und eine Frau eingeblendet, die in legerer Kleidung in einem Restaurant saßen. Sie äußerten Bedenken, dass ihnen die kürzere Pause wenig Gelegenheit bieten würde, bei einem gemeinsamen Essen zwanglos Zeit mit ihren Freunden und/oder Kollegen zu verbringen.

Dieser Kurzbericht lässt nicht nur eine Art soziologischen Blick der Medien erkennen. Er berührt zugleich den Kern meiner Arbeit, in der ich mich damit auseinandersetzen werde, dass Essen, Trinken und Zeit offenbar etwas miteinander zu tun haben.

Ein zweites Beispiel: Im Jahr 2002 waren Beschlüsse der Deutschen Bahn AG bekannt geworden, den Betrieb von Speisewagen im Jahr da-

1 Tagesthemen, ARD vom 19.01.2006.

rauf einzustellen. Wie sehr das Speisen im Zugrestaurant seit den Anfängen im späten 19. Jh. bis zum 21. Jh. vom Luxus zur Selbstverständlichkeit geworden war, konnten bald darauf die Proteste der Fahrgäste belegen, die das Unternehmen allen betriebswirtschaftlichen Überlegungen zum Trotz dazu zwangen, von seiner anfänglichen Planung Abstand zu nehmen.²

Gleichgültig auf welche Seite man sich schlagen möchte, und ob es in dem einen Beispiel betriebswirtschaftliche, im anderen volkswirtschaftliche Gründe sind, die für eine Einstellung bzw. Aufhebung angegeben werden, beschreiben beide Beispiele Fälle, in denen bestimmte *Zeiten* unzeitgemäß erschienen waren bzw. scheinen. Diese Zeiten sind zu einem guten Teil *Mahlzeiten*. Um dem Verlaufscharakter Ausdruck zu verleihen, werde ich in meiner Arbeit von *Episoden* sprechen.

Wenn die Rede von Episoden sein soll, stellt sich wie von selbst die Frage nach einer Erzählung. Als Antwort möchte ich mich mit gängigen Positionen zu Mahlzeiten sowie Essen und Trinken auseinandersetzen und daraus meine Position entwickeln.

Ein Text, der wesentlich die Beschäftigung mit Essen und Trinken geprägt hat, ist die „Soziologie der Mahlzeit“ von Georg Simmel.³ Dieser Text zeichnet das Bild einer Tischgemeinschaft der Angehörigen „höher gebildeter Stände“ um 1900. Simmel bespricht den aufwendig dekorierten Tisch, das Aufgeben und Verzehren der Speisen, und allem voran die Pünktlichkeit der Zusammenkunft aller Beteiligten zu einer vorgegebenen *Uhrzeit*. Ihm kommt es in jeder Hinsicht darauf an, den hohen zivilisatorischen Standard dieser Form des Essens und Trinkens kenntlich zu machen. Dazu stellt er ihm zum einen das Essen im bäuerlichen Haushalt gegenüber, bei dem sich die Anwesenden mit ihrem Essgerät aus einem Topf bedienen, anstatt jeweils auf dem eigenen Teller servierte, gleiche Portionen unter Befolgung standardisierter Manieren zu sich zu nehmen. Wozu dies gut ist, erklärt die Gegenüberstellung mit dem alleine Essenden im Hotel: es geht darum, die „Hässlichkeit des physischen Essvorgangs“ zu überdecken und den reinen Naturalismus individueller Gier durch Normierung im synchronen Essakt zu überwinden.⁴

Der Reiz dieses Textes ist unmittelbar einsichtig: das gesittete Mahl gibt einen Maßstab vor, demgegenüber das Essen als Einzelner defizitär

2 Vgl. Deutsches Technikmuseum Berlin: Speisen auf Reisen, www.dtm.de/medieninfo/MI_041029_Speisen_auf_Reisen.pdf vom 20.10.2005.

3 Georg Simmel: Soziologie der Mahlzeit, in: Wagenbach-Verlag (Hg.), Georg Simmel. Das Individuum und die Freiheit. Essays, Berlin: Wagenbach 1984, S. 205-211.

4 G. Simmel: Soziologie der Mahlzeit, S. 207/209.

erscheint. Im Modell des häuslichen, familiären Mahls kulminiert dieser Maßstab: selbst wenn in vielen Familien gerade das gemeinsam abgehaltene Mahl nur noch als besonders heftig umkämpfter Schauplatz der „häuslichen Kriegsführung“ wahrgenommen wird, wird in ihm der Urtypus der Situation *regelmäßiger* Vergemeinschaftung von Individuen gesehen.⁵

Als 1976 eine Gruppe von Sozialwissenschaftlern die Gelegenheit hatte, einen Beitrag zum Ernährungsbericht der Deutschen Gesellschaft für Ernährung zu erstellen, waren sie dementsprechend überrascht, als sie zur Kenntnis zu nehmen hatten, dass nur knapp die Hälfte der untersuchten Mehrpersonenhaushalte über eine feste Mahlzeitenordnung verfügten und darüber hinaus nur in einem Viertel der Fälle alle Familienmitglieder am Mittagessen teilhatten.⁶ Nachdem inzwischen deutlich geworden ist, dass dieses Ideal zuletzt in den Nachkriegsjahren einen hohen Verbreitungsgrad aufgewiesen hat, nimmt man heute eher verwundert zur Kenntnis, dass sich die Zahl der täglichen Familienmahlzeiten in der jüngeren Vergangenheit weitgehend hält.⁷ Zu Beginn der 1990er Jahre hat sogar die Zeit, die pro Tag mit dem *Verzehr* (nicht der Zubereitung) einer Mahlzeit verbracht wird, im Durchschnitt von knapp 80 Min. auf über 100 Min. zugenommen, wobei der Zeitaufwand junger Erwachsener für den Verzehr außer Haus jedoch einen besonders starken Anstieg zu verzeichnen hat.⁸

Bezogen auf Simmel drängt sich damit die grundsätzliche Frage auf, ob der Blick auf die (groß-)bürgerliche Tischgemeinschaft als Fluchtpunkt aller Mahlzeiten den Blick auf eine Entwicklung verstellt hat, die auch von Simmel in anderen Zusammenhängen durchaus gesehen wurde und zu einer neuen Form und Norm des Essens und Trinkens geführt hat. Gemeint ist die Durchsetzung der Geldwirtschaft sowie der industriellen, d.h. arbeitsteiligen Fertigung, die von einem bis dahin beispieello-

-
- 5 Claus-Dieter Rath: *Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer EBkultur*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 1984, S. 133-148; vgl. Arnold Zingerle: „Identitätsbildung bei Tische. Theoretische Vorüberlegungen aus kultursoziologischer Sicht“, in: Hans Jürgen Teuteberg/Gerhard Naumann/Alois Wierlacher (Hg.), *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven*, Berlin: Akademie-Verlag 1997, S. 69-86, S. 80-82; Hans-Werner Prah/ Monika Setzwein: *Soziologie der Ernährung*, Opladen: Leske+Budrich 1999, S. 21/22.
 - 6 Otto Neuloh/Hans Jürgen Teuteberg: *Psychosoziale Ursachen des Fehlverhaltens in der Ernährung*, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), *Ernährungsbericht*, Frankfurt (M) 1976, S. 395-445, hier S. 415.
 - 7 Vgl. Claupein/Oltersdorf/Walker 2001, S. 208; Uta Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), *Ernährungsbericht 2004*, Bonn 2004, S. 72-94, hier S. 82.
 - 8 U. Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, S. 78.

sen Wachstum der Städte begleitet wurde und das Leben der Menschen radikal veränderte. Mehr noch als für seine Ausführungen zur Mahlzeit ist Simmel für seine Darstellungen der Großstadt als dem spezifischen Soziotop der Moderne in den Rang eines Klassikers versetzt worden. So beobachtet er in seinem berühmten Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“, dass die Bewohner der Städte Tag für Tag vielgestalt und hektisch wechselnde Kontakte mit unbekanntem Menschen durchleben. Nur um der Flut der Eindrücke Herr zu werden, entwickeln sie jene nüchtern berechnende Haltung, die für Außenstehende blasiert wirken mag.⁹

Worauf ich hinauswill ist, dass dieselbe von Simmel geschilderte Entwicklung zugleich den Ausgangspunkt für den anhaltenden Boom des *schnellen* Essens bildet – besser bezeichnet als Fast Food. Auch wenn man zunehmend erkennt, dass das Essen auf der Straße, unterwegs, zahlreiche Vorläufer hat, liegt doch die entscheidende Beobachtung darin, dass der Schnellimbiss, der als Herausforderer der bürgerlichen Mahlzeit gilt, eine eigene Qualität aufweist.¹⁰ Er ist an die erstmals in der Moderne auftretende massenhafte Trennung von Wohn- und Arbeitsort gebunden, wobei die wachsende Distanz zwischen beiden Orten die anfängliche Praxis vieler Familien, sich in der Arbeitspause zum Verzehr mitgebrachter Speisen zu treffen, bald zu verhindern wusste. So wurden stattdessen in Trinkhallen, Buden und mobilen Küchen kleine und einfache Mahlzeiten angeboten, die sich unter Verzicht auf Rituale des Teilens, ohne manierliche Konversation und Besteck beinahe *im Vorbeigehen* einnehmen ließen. Sie stellten für Arbeiter, Handwerker und Kleinbauern eine Gelegenheit dar, Hunger und Durst zu stillen, als an ein häusliches Mahl im besten Fall am Abend zu denken war.¹¹

Man mag geglaubt haben, dass derlei mit der Verbürgerlichung der proletarischen Stände zu Ende käme. Doch mit der Industrialisierung der Nahrungsmittelerzeugung ist der häuslichen Tischgemeinschaft Konkurrenz unmittelbar vor Ort erwachsen. War das Essen und Trinken in Eu-

9 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, in: Wagenbach-Verlag (Hg.), Georg Simmel. Das Individuum und die Freiheit. Essays, Berlin: Wagenbach 1984, S. 192-204.

10 Vgl. Wolfgang Baumann/Harald Kimpel/Friedrich Knies: Schnellimbiss. Eine Reise durch die kulinarische Provinz, Marburg: Jonas 1980, S. 49.

11 Vgl. Wolfgang König: „Fast Food. Zur Ubiquität und Omnitemporalität des modernen Essens“, in: Barbara Adam/Karlheinz Geißer/Martin Held (Hg.), Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis. Vom Zeitmißbrauch zur Zeitkultur, Stuttgart/Leipzig: Hirzel 1998, S. 45-62, hier S. 59/60; Sabine Schupp: „Fast Food auf dem Vormarsch? Wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Dimensionen des schnellen Essens“, in: Sabine Schupp/Anja Weber/Jakob Lemke (Hg.), Fast Food, Stuttgart: Schmetterling 1998, S. 8-11; Christoph Wagner: Fast schon Food. Die Geschichte des schnellen Essens, Frankfurt (M)/New York: Campus 1995, S. 30-36.

ropa über Jahrhunderte hinweg von Schwankungen zwischen Hunger und Überfluss geprägt, so ist seit der Expansion des Lebensmittelhandels, der Einführung neuer landwirtschaftlicher Methoden und Konservierungstechniken ab dem 19. Jh. von einer Verstetigung der Nahrungsmittelversorgung auszugehen.¹² Wird die Dose bereits als Ausdruck industrieller Fabrikation geschmäht, wachsen die Marktanteile der Tiefkühlkost und überall mitzunehmenden kleinen und kleinsten Portionen – der Snacks – weiter an. Der Schluss liegt nahe, dass es zumindest im Westeuropa und in den USA zu Beginn des 21. Jhs. möglich geworden ist, *alles zu jeder Zeit* essen und trinken zu können.¹³ Es scheint nur konsequent, wenn an Stelle des gemeinsamen Mahls in vielen Familien zu beobachten ist, dass die Mitglieder ihren Appetit asynchron, mittels Griff in den Kühlschrank stillen und dabei allenfalls zufällig vor dem Fernsehgerät zusammenkommen. Das mag man für gesünder halten als sich den Hunger aufzusparen; doch führt man diese Beobachtung mit dem Text Simmels zusammen, ist das, was er als primitiv abgetan hat, auf dem Vormarsch: kindlich anmutendes „Mampfen und Schlabbern“.¹⁴

Dagegen kann man einwenden, dass es sich heute schlechterdings anders verhält als zu jener Zeit, als man Essenszeiten nach industriellen Produktionsabläufen zu einem Drei-Mahlzeiten-Schema geordnet hat. Kommt es heute darauf an, flexibel zu arbeiten, ist es konsequent, dass sich alte Mahlzeitordnungen auflösen. Das ist nicht nur ein Verlust und bedeutet nicht nur, alleine zu essen; die Auflösung alter, fester Formen ermöglicht es, Mahlzeit neu einzusetzen: als Symbol für Gemeinschaft etwa in Form des Geschäftsessens, des Abendessens der ganzen Familie oder des Brunchs.¹⁵

-
- 12 Vgl. Massimo Montanari: *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, München: Beck 1993, S. 62; Mennell 1988, S. 46-53; Hans Jürgen Teuteberg: „Zum Problemumfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert“, in: Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), *Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters*, Copenrath 1987, S. 1-36, hier S.12-15.
- 13 Vgl. *Außer-Haus-Verzehr 2000*, in: GV-Kompakt. Fachmagazin für Großverbrauch, Gemeinschaftsverpflegung, Gastronomie und Catering, Nr. 5, 2001, S. 65; M. Montanari: *Der Hunger und der Überfluß*, S. 192-197; Sidney W. Mintz: *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*, Frankfurt (M)/New York: Campus (1987), S. 178, 235/236.
- 14 Helene Karmasin: „Sehnsucht nach dem Zaubertrank“, in: *Der Spiegel*, Nr. 40 (1999), S. 170-175, hier S. 171; vgl. *Ernährungstrends 2000+*. Eine qualitative Wirkungsanalyse zu Esskultur und Ernährung, Hamburg: Essen & Trinken 1998, S. 15-17; C. Wagner: *Fast schon Food*, S. 23, 45-49.
- 15 Vgl. Eva Barlösius: *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*, Weinheim/München: Juventa 1999, S.182-187.

Was bisher deutlich wurde ist, dass der Fokus des Betrachters auf dem Was und Wie der einzelnen Mahlzeit liegt. Viele Mahlzeiten sind in diesem Sinne beschrieben und mitunter kontrastiert worden – insbesondere seitdem sich abzeichnet, dass im festlichen Diner wohl eine außerordentlich komplexe, aber keineswegs einzige und letztgültige Form des Essens und Trinkens erreicht wurde. Thematisiert sind auch der Imbiss in einer Bude im Unterscheid zum Schnellgericht im Thai-Restaurant, das Essen in der Werkskantine, der Aufenthalt bei McDonald's, häusliche Tischgespräche, Ansichten über das Alleinessen usw.¹⁶ Von Mary Douglas stammt schließlich der Vorschlag, Analogien zwischen verzehrten Lebensmitteln und (sozialen) Anlässen zu analysieren, um am Ende über eine Enzyklopädie einzelner Mahlzeiten zu verfügen, in der sich z.B. die Art der Speisen und die Anzahl der Gänge sowohl dem sozialen Status der Beteiligten, als auch dem zeitlichen Rang einer aus Werktag/Sonntag/Festtag gebildeten Hierarchie zuordnen lässt und umgekehrt.¹⁷

Auch Norbert Elias' Text über den Zivilisationsprozess hat die Wahl der Mahlzeit als analytischen Ausgangspunkt stark beflügelt.¹⁸ Vor allem die Sitten des Essens und Trinkens spielen darin die zentrale Rolle, sofern der Text davon handelt, die Entstehung des modernen Staats und die damit verbundene Monopolisierung der Macht zugleich als Geschichte der wachsenden Selbstdisziplinierung menschlicher Individuen darzustellen. Gezeigt wird, wie sich die Peinlichkeitsschwelle des Verhaltens bei Tisch auf immer weitere Vorgänge ausgedehnt hat, woraufhin sich der oder die Essende im Gegenzug ein laufend enger geschneidertes Korsett von Benimmregeln anzulegen hatte.¹⁹ Elias' Werk mag

16 Vgl. Claus Kapplinger: „Ein Schwanengesang auf die Imbissbude“, in: Jon von Wetzlar/Christoph Buckstegen (Hg.), *Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude*, Marburg: Jonas 2003, S. 37-40, hier S. 37; Angela Kupper: *Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 268/269; C.-D. Rath: *Reste der Tafelrunde*, S. 192-198.

17 Mary Douglas: „Deciphering a Meal“, in: Carole Counihan/Penny van Esterik (Hg.), *Food and culture. A reader*, New York: Routledge 1997, S. 36-54, hier S. 36-42; vgl. Barbara Methfessel: „Esskultur, Essen und Zeit“, in: *Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, Mitteilungen*, Nr. 12 (2004), S. 10-17, hier S. 15; Helene Karmasin: *Die geheime Botschaft unserer Speisen. Was Essen über uns aussagt*, München: Lübbe 2001.

18 Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bände, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997.

19 N. Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1, S. 160-167; vgl. Thomas Kutsch: „Konturen einer Ernährungssoziologie“, in: Doris Rosenkranz/Norbert Schneider (Hg.), *Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 148-168, hier S. 152; Alan Beardsworth/Teresa Keil: *Sociology on the Menu: An Invita-*

ungefähr an jenem Punkt enden, an dem Simmel angesetzt hat: bei jener Art von Mahlzeit, die die bürgerlichen Haushalte Europas vom französischen Hof übernommen haben. Stärker als der Versuch, die Ordnung einer bestimmten Zeit zu entziffern, rücken die Hintergründe des *Wandels* der Form des Mahlhaltens in den Vordergrund.²⁰ Die klar vorgestellte Entwicklungslogik hat sowohl die Diskussion gefördert, ob das 20. Jh. von Regression durchzogen sei, als auch den Blick dafür geschärft, *wer was* wie isst. Das Mahl als Medium der Vergemeinschaftung und Identitätsbildung, aber auch des Erwerbs von Distinktionsvermögen.²¹

In historischer Betrachtung lassen sich von dieser Position aus z.B. Bauernschaft, Bürgertum und Adel als Stände gegeneinander halten, die sich darin unterscheiden, dass die Kost der Bauern und Personen aus ärmeren Schichten bis in die Mitte des 20. Jhs. üblicherweise karg ausfiel und wenn, nur saisonal variierte. In Übereinstimmung damit zeigten sich auch die Tischmanieren der Angehörigen dieser Gruppe wenig differenziert. Dagegen zeichneten sich zunächst Hochadlige und später die wohlhabenden Bürger dadurch aus, nicht nur üppig, sondern je nach Vermögenslage sogar auch jahreszeitunabhängig zu speisen und bei Tisch die Vorgaben komplexer Reglements zu beherrschen.²²

Näher an die Gegenwart gerückt, kommt man nicht an den „feinen Unterschieden“ von Pierre Bourdieu vorbei.²³ Obwohl längst nicht mehr von Adligen, Klerikern, Bürgern und Bauern die Rede ist, hält er an einer Ordnung von oberen/unteren Klassen fest, wobei er dem Großbürgertum eine Leitfunktion für Arbeiter und Kleinbürger zumisst. Komme ich später auch auf Kritik am Ordnungsmodell Bourdieus zu sprechen, geht es mir hier um die Feststellung, dass er die Frage danach, *wer was*

tion to the Study of Food and Society, New York: Routledge 1997, S. 102-121.

- 20 Vgl. Thomas Kleinspehn: Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens, Frankfurt (M): Suhrkamp 1987, S. 12/13.
- 21 Vgl. Hans Jürgen Teuteberg: „Der essende Mensch zwischen Natur und Kultur“, in: Der Bürger im Staat, Jg. 52, Nr. 4 (2002), S. 179-187, hier S. 180-186; A. Beardsworth/T. Keil: Sociology on the Menu, S. 53-56; Hasso Spode: „Von der Hand zur Gabel. Zur Geschichte der Esswerkzeuge“, in: Alexander Schuller/Jutta Anna Kleber (Hg.), Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994, S. 20-46, hier S. 34/35.
- 22 Vgl. Rolf Schwendter: Arme essen – Reiche speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie, Wien: Promedia 1995, S. 26-30; M. Montanari: Der Hunger und der Überfluß, S. 195/196; Gerd Spittler: „Lob des einfachen Mahls“, in: Alois Wierlacher/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin: Akademie 1993, S. 193-210, hier S. 205/206.
- 23 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 5. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1992.

isst, zur bestimmenden gemacht hat und auf sozialstrukturelle Hintergründe einer bestimmten Wahl hingewiesen hat. Am Geschmack scheiden sich seiner Auffassung nach Identitäten sozialer Klassen und Klassenfraktionen.²⁴ Für mein weiteres Vorgehen ist an dieser Stelle von Bedeutung, dass Bourdieu Essen und Trinken im Syndrom des *Lebensstils* explizit mit weiteren Aktivitäten eng verflochten gesehen hat.

Wenn auch herausragend, ist Bourdieu nicht der einzige, der soziale Ordnung, Geschmacksempfinden und Lebensstil zusammengeführt hat: Auf breiter Front setzen Trend-, Markt-, Ernährungs- und Gesundheitsforschung regelmäßig solche Zusammenhänge voraus. Zwei Beispiele: Zu Beginn der 1990er Jahre hat Gunda Plasser Grundfiguren des Ernährungsverhaltens in Österreich differenziert und diese im Rückgriff auf Merkmale aus anderen Bereichen konturiert. So findet man u.a. den Typus des „Feinschmeckers“ dadurch ausgezeichnet, dass er nicht nur bewusst genießt, sondern zudem „gerne ausgeht, gerne tanzt und viele soziale Kontakte pflegt.“²⁵

Das andere Beispiel: Der Burda Verlag prognostiziert für die Jahre 2005/2006 eine Gliederung der Bevölkerung in fünf „Food-Typen“, darunter mit einem Anteil von 18% der „gesellige, experimentierfreudige Genießer“, der sich später als „oft Frauen zwischen 30 und 49 Jahren mit besserer Formalbildung und einem höheren Einkommen“ entpuppt.²⁶ Studien dieser Art suchen Verbindungen, doch sie sind überwiegend auf eine Art von Verbindung konzentriert: *wer, was* zu sich nimmt.²⁷ Mein Eindruck ist, dass sich das oben angedeutete zeitliche Verständnis der Mahlzeit als Essen und Trinken hier eigentümlich in ein sachliches verwandelt, sobald es als Teil eines Lebensstils begriffen und an eine Identität geknüpft werden soll.²⁸

Dabei wäre es vermessen zu sagen, dass zwischen Zeit, Lebensstil, Essen und Trinken keine Zusammenhänge gesehen werden. Das Gegenteil ist der Fall: Es ist ein allgegenwärtiger Topos nicht nur der Markt-

24 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 288-295; vgl. T. Kutsch: „Konturen einer Ernährungssoziologie“, S. 162/163; T. Kleinspehn: Warum sind wir so unersättlich, S. 415.

25 Gunda Plasser: „Essen und Lebensstil“, in: Rudolf Richter (Hg.), Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994, S. 88-98, hier S. 94.

26 Burda Advertising Center: Food-Trends 2005, www.burda.de/hps/upload/hxmedia/hbmi/HBRXmp0r.pdf vom 30.12.2005, S. 12.

27 Vgl. Warren Belasco: „Food Matters. Perspectives on an emerging field“, in: Warren Belasco/Philipp Scranton (Hg.), Food nations. Selling taste in consumer societies, New York: Routledge 2002, S. 2-23, hier S. 2-11; T. Kutsch: „Konturen einer Ernährungssoziologie“, S. 160-167.

28 Vgl. H.-W. Prahl/M. Setzwein: Soziologie der Ernährung, S. 67-74; E. Barlösius: Soziologie des Essens, S. 70-90.

und Trendforschung, dass der durchschnittliche Lebensmittelkonsument der Gegenwart und Zukunft nur wenig Zeit für Zubereitung und Verzehr aufbringen kann bzw. will.²⁹ Aber selbst wenn hybride Konsumenten einen hektisch hinuntergeschlungenen Hamburger am Mittag mit einem stilvollen Feinschmeckermenü im Kunsttempel am Abend kombinieren sollen, kann man wissen, dass nicht alle alles zu jeder Zeit zu sich nehmen werden.³⁰ Schließlich wird das Ende traditioneller Mahlzeiten und Mahlzeitenmuster stets an die Auflösung von Geschlechterrollen, von Familien, von bisherigen Einkommensverteilungen usw. gebunden.³¹ In jedem Fall scheinen erneut im Moment der Zuordnung von Mahlzeiten zu Lebensstilen die als Verlauf erfahrenen Mahlzeiten ihre Verlaufsform einzubüßen und in die sachliche Dimension zu kippen.³²

Führt man sich das Anliegen zahlreicher Untersuchungen vor Augen, ist das im Grunde auch nicht verwunderlich, denn obwohl viel von Erlebniskonsum die Rede ist, geht es um den Verkauf von *Sachen*. Die Zeit wird mit der Beschreibung einer Episode als *Situation* versachlicht, um als Eigenschaft der verwendeten Dinge, die für einen Hersteller Waren sind, aufzutauchen. Genauso wird bei der Definition von Lebensstilen verfahren: Abläufe, an denen Personen nur nacheinander teilhaben, werden unter Absehung zeitlicher Bezüge als Aktivitäten nebeneinander aufgeführt. Der Vorteil ist offenkundig: die Transformation gestattet es, Kovariationen von Produkteigenschaften und Aktivitätsspektren zu suchen, weil auch *Identität sachlich* gefasst wird.³³ Die Zeit tritt in Konkurrenz zu sämtlichen anderen Eigenschaften von Speisen, und so könnte bei entsprechender Machart der „Handheld-Snack zum Mitnehmen“

29 Vgl. Christiane Ruoss: „Lieber Sushi und Pizza als Schnitzel mit Salat“, in: Badische Zeitung vom 17.01.2003, S. 12; Thomas Hillenbrand: „Die Go-go-Gourmets“, www.spiegel.de vom 12.09.2002; Josefine Janert: „Auf der Suche nach dem Esser von morgen“, in: Hochschulanzeiger der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Nr. 64 (2002), S. 10/11; G. Plasser: „Essen und Lebensstil“, S. 88/89, 97.

30 Vgl. B. Methfessel: „Esskultur, Essen und Zeit“, S. 16/17; Moderner Geschmack, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.10.1998; C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 280-296.

31 Vgl. Otto Bayer/Thomas Kutsch/Hans Peter Ohly: Ernährung und Gesellschaft. Forschungsgegenstand und Problembereiche, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, S. 19-24; 33-41.

32 Vgl. Mennel 1988, S. 416.

33 Vgl. Ernährungstrends 2000+, S. 15-17, 23; Uwe Spiekermann: „Eßkultur heute. Was, wie und wo essen wir?“, in: Dr. Rainer Wild-Stiftung (Hg.), Ernährung zwischen Natur- und Kulturwissenschaft, Münster: Rhema 1999, S. 41-56, hier S. 49/50.

eben nicht nur für gestresste, sondern auch für gesundheitsbewusste Esser interessant werden.³⁴

Wird explizit die Zeit des Essens und Trinkens behandelt, ist in der Ernährungs- und Gesundheitsforschung meist die Zeit *für* Essen und Trinken gemeint. *Wann, wie lange und wie häufig* lauten Fragen, die im Zentrum stehen. Als Zeitbudget wird die Zeit erneut in die Sachdimension verlegt; beobachtet wird, wie sich die Aktivitäten einer Person – darunter auch die Zufuhr von Nahrungsmitteln – auf die 24 Stunden eines Tages verteilen.³⁵ Dieses Vorgehen bietet sich an, weil das hauptsächliche Interesse sachlich begründet ist: statt darin, was gekauft wird, kulminiert es darin, *was wann, wie oft* verdaut wird.³⁶ Angesichts der nach wie vor verbreiteten Haltung, wonach das Ernährungswissen vieler Bürger allen Aufklärungskampagnen zum Trotz sehr gering ausfalle, sollen Ratschläge für eine angemessene Ernährung abgeleitet werden. So bezieht sich auch die 2005 angelaufene II. Nationale Verzehrsstudie vor allem auf die Versorgung der Bevölkerung mit Nährstoffen. Sie will aber neben der Art und Menge verzehrter Lebensmittel noch weitere Merkmale erheben, um – wie es davor das Öko-Institut 2005 getan hat – entlang von Ernährungsgewohnheiten „Lifestyle-Typen“ zu bilden. Damit sollen zum Ersten Risikogruppen identifiziert, zum Zweiten die Umsetzungschancen von Empfehlungen für Konsumenten überprüft und zum Dritten Ratschläge für politische Gremien entworfen werden.³⁷ Die am besten bekannte Empfehlung mit Blick auf Zeit dürfte von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung stammen. Sie rät seit 1971 dazu, das Drei-Mahlzeiten-Schema zugunsten mehrerer, über den Tag verteilter, wenig umfangreicher Mahlzeiten abzulegen – auch, um Schwankungen zwischen Leistungstiefs und -hochs im Tagesverlauf zu vermeiden.³⁸

Schenkt man Befunden der Mahlzeitenforschung in Geschichte und Volkskunde Glauben, sind neben diesem Schema andere längst in Auflösung begriffen. Wenige Menschen halten sich in Deutschland noch an religiös-jahreszeitlich-wochentäglich begründete Mahlzeitenordnungen

34 Sigrun Rehm: „Kochen als Last und Kult“, in: Der Sonntag in Freiburg vom 18.04.2004, S. 8; vgl. U. Spiekermann: „EBkultur heute“, S. 49/50.

35 Vgl. U. Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“; Ina Binder: Ernährungsverhalten außer Haus in der Bundesrepublik Deutschland, München: Utz 2001.

36 Vgl. Katrin Börner: „Essen im Tätigkeitsfluss. Eine Pilotstudie“, www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/1916 vom 03.05.2005, S. 8, 12; H. J. Teuteberg: „Der essende Mensch“, S. 180/181.

37 S. Rehm: „Kochen als Last und Kult“; Nationale Verzehrsstudie II, www.was-esse-ich.de/index.php?id=35 vom 30.11.2005, S. 2, 4.

38 Fünf am Tag, www.dge.de/modules.php?name=St&file=vw_et vom 10.01.2006; vgl. K. Börner: „Essen im Tätigkeitsfluss“, S. 53.

wie z.B. die Fastenzeit, Fisch nur in kalten Monaten, nur am Sonntag Fleisch.³⁹ Der Verlust solcher Zeiten, die insofern *Ereigniszeiten* sind als sie auf bedeutsame Ereignisse hindeuten, zeigt einen Übergang zur Uhrzeit als vorherrschender sozialer Zeit. Die Zeitbudgetforschung ist zweifellos ein Ergebnis dieser Entwicklung, und da es die Uhrzeit als inhaltsleere Zeit an verbindlichen Vorgaben mangeln lässt, wann es die rechte Gelegenheit wofür ist, liegt es nahe, nach neuen, nun *uhrzeit*basierten Mustern Ausschau zu halten. Dem kommt entgegen, dass die Zeit in der Form des *Zeitbudgets* gleichfalls sachlich, als Gegenstand, der vom Individuum erst besessen und dann verbraucht wird.⁴⁰

Nachdem ich die Mahlzeit als Episode bezeichnet habe, handelt die vorliegende Studie davon, ausgehend vom Verlaufcharakter des Lebens, Lebensstile als zeitliche Muster zu begreifen und vorrangig nach einer *zeitlichen* Verbindung zu Essen und Trinken zu suchen.⁴¹

Ohne den Nutzen von Zeitbudgetstudien anzuzweifeln, gehe ich davon aus, dass ein Lebensstil, als Zeitstil betrachtet, nicht mit einer gegebenen Aufteilung verschiedener Abläufe auf Zeitintervalle gleichzusetzen ist. Abgesehen von der Frage nach der Eignerschaft von Zeitbudgets, ist es selbst im Bestreben, Termine nahtlos aneinanderzufügen, doch eher die Ausnahme, wenn „Zeitblöcke durcheinanderpurzeln“, man von einem Ereignis ins nächste „plumpst“ und etwas ohne Überschneidung und ohne Übergang anfängt und abbricht – es sei hier lediglich an den möglichen langen Nachhall eines konfliktreichen Arbeitstages erinnert.⁴² So zeugen Aussagen wie die, dass Deutschland zu Beginn der 1990er Jahre nur „0,7 Mahlzeiten pro Tag alleine“ und „2,7 Mahlzeiten pro Tag in Anwesenheit anderer Personen“ eingenommen wurden, nicht nur von dem Bemühen, Zeitbudgets eine Qualität wie Anwesenheit/Ab-

39 Vgl. B. Methfessel: „Esskultur, Essen und Zeit“, S. 17; R. Schwendter: *Arme essen – Reiche speisen*, S. 109-113.

40 Vgl. Simone Meyer/Sigrid Weggemann: „Mahlzeitenmusteranalyse anhand der Daten der Zeitbudgeterhebung 1991/1992, in: Manfred Ehling/Joachim Merz (Hg.), *Zeitbudget in Deutschland. Erfahrungsberichte der Wissenschaft*, Stuttgart: Metzler-Poeschel 2001, S. 188-201, hier S. 188/189; Heiland/Schulte 2002, S. 77/78.

41 Vgl. Nikolaus Heim: „Hunger und sattes Leben. Zur sozialen Modellierung von Ernährungsbedürfnissen“, in: Alexander Schuller/Jutta Anna Kleber (Hg.), *Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994, S. 89-102, hier S. 100.

42 Peter Gross: *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 80; Peter Heintel: *Innehalten. Gegen die Beschleunigung – für eine andere Zeitkultur*, Freiburg/Basel/Wien: Herder 1999, S. 93-95.

wesenheit anderer hinzuzuaddieren;⁴³ sie fordern es heraus, Genaueres wissen zu wollen, und das jenseits der Gliederung desselben Ergebnisses nach Alter, Geschlecht und Haushaltsform.⁴⁴

Mit dieser Überlegung nähere ich mich einer Vorgehensweise, die unlängst als *ein* möglicher Weg ins Gespräch gebracht wurde, um der Lebensstilforschung aus ihrer Stagnation zu verhelfen. Gemeint ist zum einen der Versuch, beobachteten Typen in Handeln und Erleben wiederzubegegnen, sprich: Sozialforschung nach Art der Ethnologie zu betreiben, und zum Zweiten die Abwendung von der Generierung immer weiterer, statistisch begründeter Typologien mit Alleinvertretungsanspruch zugunsten der Beschäftigung mit themenzentrierten Modellierungen.⁴⁵

Sowie ich also den Lebensstil gewissermaßen aus der Sach- in die Zeitachse kippe, will ich Zeitstile *problembezogen* beschreiben. Die Uhrzeit muss immer im Blickfeld bleiben, doch kann man heute wissen, dass die minutengenaue Zeiteinteilung nicht einfach vorliegt, sondern lediglich *eine* Möglichkeit bildet, mit Zeit umzugehen, um eine bestimmte Abfolge von Abläufen – und daraus entsteht im Grunde erst Zeit – zu erzeugen. Obwohl die moderne, dinghafte Zeitsemantik immer wieder suggeriert, dass das Problematische mit der Zeit darin liege, dass man nicht über genug von ihr verfüge, möchte ich Zeitstile nicht als Ausdrücke von *Zeitmengen-* und *Zeitverteilungsproblemen* verstehen, sondern als etwas Eigenständigem: als Formen der Bearbeitungen von *Zeitproblemen*.⁴⁶ Die Zeit von Essen und Trinken wird sich damit kaum auf zeitvergessenes, unkontrolliertes „Food grazing“ einerseits und die

43 S. Meyer/S. Weggemann: „Mahlzeitenmusteranalyse, S. 195; vgl. Simone Meyer: *Mahlzeitenmuster in Deutschland*, München: Utz 2002; Hartmut Lüdtke: *Zeitverwendung und Lebensstile. Empirische Analysen zu Freizeitverhalten, expressiver Ungleichheit und Lebensqualität in Westdeutschland*, 2. Auflage, Münster: LIT 2000, S. 106.

44 Vgl. U. Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, S. 93; Wotschak 1997, S. 63-72, 136; Friederike Benthous-Apel: *Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie. Eine empirische Analyse der Zeitverwendung und Zeitstruktur der Werktags- und Wochenendfreizeit*, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1995, S. 207-209.

45 Vgl. Gunnar Otte: „Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 57, Nr. 1 (2005), S. 1-31, hier S. 21/22, 27; Ronald Hitzler: „Welt erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft“, in: *Soziale Welt*, Jg. 50, Nr. 4 (1999), S. 473-483.

46 Vgl. Karl H. Hörning/Daniela Ahrens/Anette Gerhard: *Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997, S. 59-64.

ähnlich unbehagliche Vorstellung aufteilen lassen, dass heute zur Vorspeise eines Hauptgerichts in der Regel „Terminalsalat“ serviert wird.⁴⁷

Ebenso halte ich es für sinnvoll, Abstand von einer Sichtweise zu gewinnen, wonach Lebensstile – als Aggregate aus Aktivitäten, Interessen und Einstellungen – gleichsinnige zeitliche Unterschiede bedingen müssten. Korrespondenzen von Zeitverhältnissen und Aggregaten der Lebensstilforschung sind möglich, und sie variieren mit Merkmalen wie Alter, Bildung, Einkommen, Geschlecht und Lebensform. Aber es hat sich doch gezeigt, dass abweichende Formen des „Zeitens“ noch lange keine simplen Schattenwürfe dieser Art der Differenzierung darstellen.⁴⁸

Wenn ich das zeitlich-konstruktive Moment des Lebens gegenüber dem sachlich-distinktiven hervorhebe und auf Mahlzeiten beziehe, wäre zudem die Annahme naiv, dass *ein* Zeitstil mit *einer* Form von Mahlzeit zusammenfallen müsste: Fast Food und „Coffee to go“ sind das eine, Brunch und Slow Food das andere, doch weder ist der undifferenzierte, noch der ausschließliche Konsum des einen oder des anderen wahrscheinlich. Die Einsichten in den Prozess, der nach der Verbürgerlichung der Ess- und Trinkmanieren – nicht so recht treffend – als Proletarisierung bezeichnet wurde, lassen erwarten, dass die Lage weit komplexer ist.⁴⁹ Längst ist die Sorge um den Fortbestand des bürgerlichen Mahls der Sorge um die Zukunft des gepflegten schnellen Essens gewichen: Kaum hat man sich daran gewöhnt, sehen einige das Durcheinander von „Silberbesteck und Papierserviette, Platzteller [...] und Coladose“ bereits durch neuere Formen zu essen und zu trinken gefährdet.⁵⁰

Im weiteren Verlauf meiner Arbeit werde ich der Frage des Konnex⁵ zwischen Mahlzeiten und einer *zeitlichen* Ästhetik in der Lebensführung anhand zweier populärer Beispiele nachspüren, nachdem wie im Fall von Essen und Trinken vieles dafür spricht, dass es nicht „die“ zeitgenössische Form des Umgangs mit Zeit, sondern verschiedene Formen gibt.⁵¹ Meine Auswahl trifft zwei Lebensstile, die im Lauf jener Verän-

47 Schwarzwälder Bote: Kommentar vom 17.01.2001, S. 1; P. Gross: Die Multioptionsgesellschaft, S. 203; vgl. W. König: „Fast Food“, S. 51-52.

48 Vgl. Lüdtkke 2000a, S. 155; Wotschak 1997, S. 63-72.

49 Vgl. B. Methfessel: „Esskultur, Essen und Zeit“, S. 14; C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 172-173, 214.

50 C. Wagner: Fast schon Food, S. 263; vgl. C. Kapplinger: „Ein Schwanengesang“, S. 38/39.

51 Vgl. Karl Martin Bolte: „Typen alltäglicher Lebensführung“, in: Werner Kudera/Gerd Günter Voß (Hg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 133-146, hier S. 135-143; Hartmut Lüdtkke: „Temporale Muster – zur Theorie Relevanz“, in: Rainer Dollase/Kurt Hammerich/Walter Tokarski (Hg.), Temporale Muster. Die ideale Reihenfolge der Tätigkeiten, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 319-328, hier S. 320.

derung der Zeitverhältnissen beschrieben wurden, die heute pauschal mit dem Begriff „Flexibilisierung“ belegt sind: die Lebensstile von „Zeitpionieren“ und „Flexiblen Menschen“.⁵²

Aufbau der Untersuchung, Methode

Wie eingangs gesagt, will ich Lebensstile als Zeitstile definieren mit Bezug auf Zeit als *Problem*. Zu diesem Zweck beschäftige ich mich zunächst damit, wie Zeit einerseits als Problem, aber andererseits auch als etwas behandelt wird, womit sich ein Umgang pflegen lässt.

Mit Hilfe der Frage, ob Zeit etwas ist, das einfach da ist, und ob sie überhaupt *etwas* ist, schildere ich einen historischen, bis heute nicht nur für die Wissenschaft bedeutenden Problemaufriss. Der Auffassung von Zeit als einer in der Natur gelegenen, mit Uhren abzulesenden Größe steht die Vorstellung gegenüber, dass die Beobachtung des Zeitvergehens eine dem geistigen Vermögen des Beobachters zu verdankende Leistung sei. Der Dualismus Geist/Natur liefert den Nährboden sowohl für Experimente zur Zeitwahrnehmung als auch für den immer wieder neu aufflammenden Streit um Selbstbestimmung oder naturgesetzmäßige Determination menschlichen Verhaltens (s. Kapitel „Messen oder erleben: Zugänge zur Zeit“).

Anstelle der Fortschreibung einer fruchtlosen Gegenüberstellung liegt es nahe, sie einerseits auf ihre Ursache zu hinterfragen, und andererseits nach einem entsprechenden Ausweg zu suchen. Als Ursache lässt sich die lange Tradition vermuten, einer Beobachtung die Trennung zwischen Beobachter und Beobachtetem vorauszusetzen, obwohl es sich um einen *nachträglich* gewonnenen Eindruck handelt. Unter der Annahme einer Konstitution *im Verlauf* der Beobachtung hat insbesondere George Mead ein weittragendes Konzept ausgearbeitet, bei dem ein menschliches Individuum als sich in sozialem Handeln konstituierender Beobachter verstanden wird. Der Ablauf einer ins Stocken geratenen Handlung bildet den Ausgangspunkt der Selbst- und Zeitreflexion auf der Grundlage sprachlich verfasster Kommunikation (s. Kapitel „Zeitbewusstsein aus sozialem Handeln“).

Bei aller Wertschätzung des für die Soziologie wichtigen Ansatzes lässt sich ein Einwand kaum entkräften: Die Erkenntnis, dass ein Individuum die Fähigkeit mit Zeit umzugehen erst *in Gesellschaft* erwirbt, gibt keine Auskunft über die Zeit der Gesellschaft. Diese Zeit ist nicht mit

52 Karl H. Hörning/Anette Gerhard/Matthias Michailow: *Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1990; Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, 5. Auflage, Berlin: Berlin-Verlag 2000.

dem Arrangieren oder „Timen“ einer Abfolge von Ereignissen identisch. Die soziale Zeit folgt einer eigenständigen Problemlage, der ich mich mit der Systemtheorie Niklas Luhmann und dessen Schüler Armin Nassehi nähere. Diese liegt in der Notwendigkeit der *Synchronisation* differenter Arten der Kommunikation begründet; dementsprechend variiert ihre Gestalt mit der jeweils vorherrschenden Form der gesellschaftlichen Binnendifferenzierung. Wird sie bei einer segmentären Ordnung kaum als Problem angesehen, scheint die moderne, funktionale Ordnung auf die inhaltsleere (Uhr-)Zeit angewiesen, um ein überschneidungsfreies Operieren von Subsystemen zu ermöglichen. In diesem Theoriekontext werden auch kollektive Formen des Zeitbewusstseins vom okkasionellen bis hin zum linear offenen besprochen (s. Kapitel „Soziale Zeiten aus Synchronisationsbedarf“).

Sofern ich *Lebensstile* untersuchen will, kann ich es nicht mit dem bisherigen bewenden lassen. Vor dem Hintergrund der in der Soziologie etablierten Lebensstilforschung hielt ich eine unbefangene Einführung des Begriffs „Lebensstil“ allerdings für leichtfertig.

Aus diesem Grund setze ich mich mit der gängigen Lokalisierung des Begriffs als Begriff der Sozialstrukturforschung auseinander. Dabei ist vor allem Stillstand zu verzeichnen, in den die jahrelange Diskussion um die Referenz (gesellschaftlich/individuell) und Rolle (Ordnungsform/Ausdruck von Ordnung) von Stilen geführt hat. Anstatt erneut in die ergebnislose Diskussion einzusteigen, plädiere ich dafür, Lebensstile jenseits der Frage nach der wahren Ordnung des Sozialen in *Spannungsfeldern* zu verorten. Gemeint ist zum einen: zwischen sozialer- und Gesellschaftsordnung, d.h. zwischen personenbezogener und funktionsbezogener Ordnung; und zum anderen: zwischen psychischen und sozialen Systemen (s. Kapitel „Lebensstile und gesellschaftliche Strukturen“).

Im Anschluss daran wende ich das entstandene Bild und gelange zu einer Definition von Lebensstil als einem *Medium* mit explizit zeitlichem Charakter. Die Zuschreibung einer Art von Mittelstellung findet man bei genauem Hinschauen auch bei anderen Autoren – nur fehlt es dann häufig an einer Aussage darüber, wie die Vermittlung erfolgt, oder anders formuliert: wie sich „leben“ gliedert. Hier ist der Punkt erreicht, an dem ich von Episoden sprechen will. Mit Bezug auf Leben finde ich diesen Begriff von Milan Kundera erörtert. Sofern er stark auf die Relation zu weiteren Vorgängen sowie den Bogen aus Auftauchen und Verschwinden abhebt, ziehe ich den Begriff Alternativen wie „Situation“ und „Ereignis“ vor, die eher für Herausragendes und Überraschendes stehen (s. Kapitel „Leben in der Verlaufsform: zur Episode“).

Nachdem die Zusammenführung von Lebensstil und Episode einen *prinzipiellen* Rahmen erzeugt, um nach der Bindung zwischen Mahlzei-

ten und der Lebensführungszeit zu suchen, fehlt allem voran die angekündigte Auswahl von Stilen der Lebensführung auf der Grundlage einer zeitbezogenen Problemsetzung. Diese gewinne ich aus der seit einigen Jahren an Gewicht zunehmenden Debatte um die Flexibilisierung von Arbeitszeiten, die die massenhafte Durchsetzung sogenannter Normalarbeitsverhältnisse im Gegenzug immer unwahrscheinlicher macht. Da ich eine Entgegensetzung von Arbeit und Leben nicht unterstütze, fasse ich Flexibilisierung als Entwicklung auf, in der sich die Grenzziehung zwischen Arbeitszeit und arbeitsfreier Zeit verändert und/oder unkenntlich wird. Zwei Wege, diese Entwicklung zu vollziehen, sind mit den Arbeiten von Richard Sennett und Karl Hörning/Annette Gerhard/Mathias Michailow prominent geworden. Im einen Fall beziehe ich mich – vereinfacht gesagt – auf einen Lebensstil, in dem Flexibilisierung zugunsten der Arbeit betrieben wird, im anderen Fall auf einen Stil, der sich genau *dem* zu entziehen und einen höheren Anteil arbeitsfreier, im emphatischen Sinn *eigener Zeit* herauszuschlagen sucht (s. Kapitel „Arbeitszeit/freie Zeit – zur Disposition“).

Nach diesen Vorüberlegungen möchte ich auf den Entwurf eines Fragebogens, die Erhebung und Auswertung von Daten überleiten. Um eines gleich vorweg zu nehmen: der explorative Modus der Studie bringt es mit sich, Wert auf Argumentationslinien der Befragten zu legen. Ich habe mich deshalb für eine qualifizierende Vorgehensweise entschieden.

Der Fragebogen ist hinsichtlich der Fragen stark standardisiert und weist eine enge thematische Führung auf. Aus Gründen der Vergleichbarkeit wollte ich sicherstellen, dass von allen Befragten auch die selben Themen behandelt werden. Selbstverständlich wurde die Abfolge der Fragen sowie ihre Formulierung dem Gesprächsverlauf angepasst. Was die Beantwortung der Fragen angeht, waren die Gesprächspartner stets dazu aufgefordert, sich nach eigenem Ermessen ausführlich zu äußern. Das gilt auch für die Fragen, die quantifizierenden Studien entnommen wurden, in denen sie mit Ja/Nein kodiert sind. Man hat also von keiner radikal offenen Form des Erzählens, sondern von einem leitfadengestützten Interview mit Phasen des Erzählens auszugehen.

Von einführenden Worten abgesehen, gliedert sich der Fragebogen in sechs Abschnitte (s. Anhang). An erster Stelle steht die Identifikation der Befragten im Hinblick auf gängige Merkmale der Ungleichheitsforschung, die sich in anderen Studien bewährt haben. Darunter fallen neben Merkmalen, die die Stellung im Erwerbsleben betreffen solche zu Freizeitaktivitäten und Werthaltungen.⁵³ Obwohl die zeitlichen Bezüge

53 Peter H. Hartmann: Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung, Opladen: Leske+Budrich 1999, S. 180-191, 266-268, 283;

im Zentrum der gewählten Lebensstile stehen sollen, ist dies von großer Wichtigkeit: Zum einen, weil der Anschluss an andere Formen der Differenzierung keineswegs abreißen soll und zudem kontrolliert werden muss; zum anderen, weil ich anrete, zeitlos Erachtetes auf seine zeitliche Dimension zu hinterfragen.

An zweiter Stelle folgen Fragen zur Ernährungsweise. Diese reichen von allgemeinen Aspekten über den Einkauf von Lebensmitteln und ihrer Zubereitung bis zum Verzehr von Gerichten – dem Essen und Trinken. Bei oberflächlicher Betrachtung taucht Zeit auch in diesem Abschnitt nur am Rande auf. Das hat erneut den Hintergrund, dass ich mit Hilfe der Auswahl von Nahrungsmitteln eine Typisierung der Befragten im herkömmlichen Sinn anstrebe, aber darüber hinaus die Herausforderung sehe, sozusagen die darin verborgen liegenden Zeitverhältnisse herauszuarbeiten.

Im dritten Abschnitt ist die Zeit dagegen ausdrücklich thematisiert. Zur Erfassung ihrer Zeitstile liegen den Gesprächspartnern Aussagen zur Kommentierung vor, die sich in anderen zeitbezogenen Studien fruchtbar erwiesen haben. Dazu gehören Normen, die allgemeine Einstellungen zur Zeit ausdrücken;⁵⁴ dazu gehören außerdem Hinweise auf Techniken zur Bewältigung von Aufgaben in der Zeit;⁵⁵ und dazu gehören schließlich Perspektiven, die Zeit als Verhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vorstellen.⁵⁶ Diese ausdrücklich zeitgerichteten Aussagen wurden ergänzt durch die Präsentation einer Reihe dramatischer Bilder, mit deren Hilfe ebenfalls bereits an anderer Stelle das Leben insgesamt in zeitlicher Gestalt reflektiert worden war.⁵⁷

Nach der Stellungnahme zu solchen prinzipiellen Aussagen ist der vierte Abschnitt des Fragebogens auf die Schilderung des typischen Verlaufs eines Werktags angelegt. Neben der Chronologie der Ereignisse, oder besser gesagt Episoden, geht es um das je wahrgenommene Zeitgefühl und darum, wer maßgeblich über den Verlauf bestimmt.⁵⁸ In diesem

Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart, 6. Auflage, Frankfurt (M)/New York: Campus 1996, S. 635-651.

54 Arnold Hinz: Psychologie der Zeit: Umgang mit Zeit, Zeiterleben und Wohlbefinden, Münster/New York: Waxmann 2000, S. 116-121.

55 Heiland/Schulte 2002, S. 63-71; A. Hinz: Psychologie der Zeit, S. 124-147.

56 ZUMA-Informationssystem, www.gesis.org/methodenberatung/zis/quellen vom 06.08.2002.

57 Hanns-Georg Brose/Monika Wohlrab-Sahr/Michael Corsten: Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993, S. 224/225.

58 Vgl. Ruth Simsa: Wem gehört die Zeit? Hierarchie und Zeit in Gesellschaft und Organisationen, Frankfurt (M)/New York: Campus 1996, S. 191-197.

Abschnitt haben Mahlzeiten eine hervorgehobene Stellung, auch wenn die Zeit für Essen und Trinken vorrangig als Uhrzeit, nach Lage und Menge beurteilt, interpretiert wird. Bezweckt wird auch, in diesem Rahmen, Auskünfte über typische Mahlzeiten zu erhalten, die später für die eingehende Analyse in Frage kommen.

Der fünfte Abschnitt ist dem vierten vergleichbar, nur dass er dem Verlauf des Wochenendes und den Übergängen zwischen Werktagen und Wochenende gewidmet ist. Da sich die Zeitverhältnisse von Samstag und Sonntag erfahrungsgemäß unterscheiden, wird außerdem diese Trennung nachvollzogen.

An letzter Stelle des Bogens steht eine Wiederholungsschleife. Die aufgeführten Fragen sollen zur Analyse verschiedener Mahlzeiten im Sinne von Episoden verwendet werden. Um ihrem Verlauf besser auf die Spur zu kommen, schlage ich die Untergliederung in eine Anfangs-, Haupt-, und Endphase vor. Als zeitliche Einfassungen stehen Zukunft und Vergangenheit sowie weitere, unmittelbar vorausgehende und nachfolgende Episoden zur Erörterung bereit. Ausgezeichnet wird die Mahlzeit ebenfalls durch den wahrgenommenen Verlauf der Zeit, die verzehrte Zeit etwa im Sinne einer historischen Reminiszenz, durch das, was nebenbei geschieht, sowie durch situative Elemente.⁵⁹ In der Ausführung habe ich mich auf die Besprechung von höchstens drei Episoden je Interview beschränkt.

Nun zur Erhebung: Nach der Entscheidung für eine qualifizierende Untersuchung der Lebensstile von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen, kommt es auf die *passgenaue* Auswahl der Gesprächspartner an. Kriterium dafür ist die Konvergenz des Stils der Lebensführung mit der literarischen Vorlage. Einige Aspekte, die meine Suche nach entsprechenden Personen geleitet haben, will ich aufführen: Als Zeitpioniere habe ich Personen gewertet, die eine kritische Akzeptanz zur Gleichung von Geld und Zeit aufweisen, bewusst auf einer Teilzeitstelle arbeiten, und dies nicht, um mehr Zeit für Freizeitaktivitäten oder eine Nebentätigkeit zu haben, sondern um mehr Zeit für sich selbst zu haben.⁶⁰ Als Flexible Menschen habe ich Personen eingestuft, die viel arbeiten, gut situiert sind, mitunter aber ein Fernziel vermissen und Mühe haben, das permanente Übergreifen der Arbeit auf die Freizeit zu begrenzen.⁶¹ Ob-

59 Vgl. Anna Burststedt: „What ‚Time‘ do we eat? Some Examples of the Relationship between Time and Food“, in: Patricia Lysaght (Hg.) *Changing Tastes. Food culture and the processes of industrialization*, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2004, S. 153-165.

60 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 45-53, 62-65, 191, 132.

61 R. Sennett: *Der flexible Mensch*, S. 19-22, 35-37, 131.

gleich die Autoren der Vorlagen bestrebt sind, ihre Analysen nicht auf bestimmte soziale Lagen zu verengen, habe ich es vorgezogen, mein Suchschema in dieser Hinsicht einzuschränken. Gerade, weil bekanntermaßen Unterschiede z.B. nach Alter, Bildung und Haushaltstyp den Umgang mit Zeit prägen, schien es mir angeraten, diese Einflüsse nach Möglichkeit zu kontrollieren, indem ich Ausschau nach Personen mit einheitlichem Hintergrund hielt.

Das gestaltete sich bei den zentralen Merkmalen Alter und Bildung einfach: Beginnend bei Personen mit Hochschulabschluss im Alter von Anfang 30, führte die Suche nach dem Schneeballprinzip überwiegend zu Personen mit derselben Lagedefinition weiter. Schwieriger gestaltete sich die Festlegung auf eine einheitliche Lebensform. Nachdem ich zu der Ansicht gelangt war, dass die Anwesenheit von Kindern in einem Haushalt mehr als der Familienstand den Umgang mit Zeit beeinflusst, beschloss ich, diesen Umstand zum Ablehnungskriterium zu machen.⁶² Für die Frage nach dem Zusammenleben gilt dagegen, was noch stärker für das Geschlecht gilt: Die Suche nach Zeitpionieren hat mich häufig mit alleinlebenden Frauen ins Gespräch gebracht, die Suche nach Flexiblen Menschen dagegen oft mit Männern, die in einer festen Beziehung leben. Das mag dem Suchmodus geschuldet sein, und doch spricht einiges dafür, dass es sich nicht nur um zufällige Verschiebungen handelt: Das Gros der Teilzeitbeschäftigten sind heute Frauen, während gehobene Positionen nach wie vor meist mit Männern besetzt werden;⁶³ tendenziell können Frauen einem selbstbestimmten Leben mehr abgewinnen als Männer und gelten als eher bereit zugunsten von Zeit auf Geld zu verzichten.⁶⁴ Diesen Differenzen ist im weiteren Rechnung zu tragen.

Nach Pretests zur Diskussion des Fragebogens, habe ich im Verlauf der Jahre 2002-2004 insgesamt 18 Interviews durchgeführt, wovon 14 vollständig in die Auswertung eingehen können. In zwei Tabellen sind Merkmale zur sozialen Lage dieser Interviewten aufgeführt (s. Tabellen S. 26).

Was ich als Fernbeziehung bezeichnet habe, ähnelt dem, wofür an anderer Stelle der Begriff „Dual-career-shuttle“ gewählt wurde – gemeint sind Paare, deren Partner jeweils aus beruflichen Gründen ge-

62 Vgl. F. Benthous-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 329-333.

63 Vgl. DESTATIS, www.destatis.de/basis/d/erwerb/erwerbt8.php vom 20.10.2005; DESTATIS, www.destatis.de/presse/deutsch/pm2005/p1370024.htm vom 20.10.2005.

64 Vgl. Nowotny 1989, S. 125/126; Norbert F. Schneider/Doris Rosenkranz/Ruth Limmer: Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung – Entwicklung – Konsequenzen, Opladen: Leske+Budrich 1998, S. 38/39.

trennte Wohnsitze aufweisen.⁶⁵ Darüber hinaus leben sämtliche von mir befragten Personen in deutschen Großstädten wie Köln, Frankfurt, Berlin und Leipzig. Weil beruflicher Werdegang und Status stark mit Zeitverhältnissen korrelieren, ziehe ich es vor, diese Merkmale unmittelbar in die Analyse der Zeit- und Lebensstile einfließen zu lassen.

Soziale Lage: Flexible Menschen

<i>Alter</i>	<i>Geschlecht</i>	<i>Private Lebensform</i>	<i>Abitur</i>	<i>Studium</i>
31	männlich	mit Partnerin, Fernbeziehung	ja	ja
32	männlich	verheiratet, Fernbeziehung	ja	ja
32	weiblich	verheiratet	ja	ja
33	weiblich	alleinlebend	ja	ja
34	männlich	Partnerschaft	ja	ja
34	männlich	verheiratet	ja	ja
36	männlich	verheiratet	ja	ja

Soziale Lage: Zeitpioniere

<i>Alter</i>	<i>Geschlecht</i>	<i>Private Lebensform</i>	<i>Abitur</i>	<i>Studium</i>
32	männlich	verheiratet	ja	ja
33	männlich	alleinlebend	ja	ja
33	weiblich	mit Partner	ja	ja
33	weiblich	verheiratet, Fernbeziehung	ja	ja
34	weiblich	alleinlebend	ja	ja
36	weiblich	alleinlebend	ja	ja
36	weiblich	alleinlebend	ja	ja

Die Dauer eines Interviews schwankte zwischen rund 65 Min. und 95 Min. Sie hing offenkundig davon ab, welcher Gruppe ein Gesprächspartner zugehörte. Die Tabelle zu Interviewdauer und Wortzahlen, die sich nicht auf die Wiederholungsschleife mit verschiedenen langen Aus-

⁶⁵ N. F. Schneider/D. Rosenkranz/R. Limmer: Nichtkonventionelle Lebensformen, S. 53/54.

führungen zu bestimmten Mahlzeiten bezieht, könnte eine Tendenz in diese Richtung aufzeigen (s. Tabelle S. 27).

Unter der Annahme, dass sich die Sprechweise der Situation anpasst, dauerte die Bearbeitung der vorstrukturierten Abschnitte des Fragebogens mit den Zeitpionieren pro Interview im Mittel etwa um ein Zehntel länger. Bemerkenswert ist, dass in dieser Zeit – gemessen an der Zahl der von den Befragten gesprochenen Worte – keineswegs mehr gesagt wurde. Das allgemeine Sprechtempo dürfte in den Interviews mit den Flexiblen Menschen höher gewesen sein.

*Interviewdauer und Antwortumfang*⁶⁶

	<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Mittlere Interviewdauer (Min.)	59	67
Mittlerer Antwortumfang je Interview (Anzahl Worte)	2530	2491

In diesen Zusammenhang fallen weitere Beobachtungen zu den Zeiten der Episoden „Interview“. So gestaltete sich die Terminfindung einfach bei den Zeitpionieren, aufwändig jedoch bei den Flexiblen Menschen. Erklärten sich die ersten meist bei spontaner Nennung eines Termins zum Interview bereit, war dies bei den zweiten nur selten der Fall: mitunter bedurfte es zahlreicher Anläufe, bis ein passender Termin gefunden war. Diesem Tenor folgten die Gesprächsverläufe: bei Flexiblen Menschen durchaus im Büro, von Anrufen unterbrochen, selbst wenn der Termin ausdrücklich frei gehalten war; bei Zeitpionieren stattdessen auf dem Balkon, zu Hause, in einer entspannten Atmosphäre. Was die einen rasch hinter sich bringen wollten, verfolgten die anderen mit Interesse. Zuletzt können Kommentare nach Abschluss des Interviews als Hinweis gelesen werden, dass die ausgewählten Personen den Erwartungen entsprachen: zeigten sich die Zeitpioniere stets erfreut über die Anregung, sich, und die eigene Ernährung zu reflektieren, kam mehrfach von Flexiblen Menschen der wohlmeinende Ratschlag, die Ergebnisse bald zu vermarkten.

Die Aufzeichnung der Gespräche erfolgte elektronisch; sie wurden später vollständig transkribiert. Weil das Hauptaugenmerk auf den Inhalten der Aussagen liegt, sind sprachbegleitende Partikel wie Räuspern und Pausen nicht berücksichtigt worden. Überdies wurden syntaktische Verdrehungen geglättet, die ungeachtet der Eloquenz der Befragten in

⁶⁶ Vorstrukturierter Teil der Interviews, d.h. ohne Episoden.

der gesprochenen Sprache auftreten. Eine Auswahl von Aussagen habe ich zur Illustration meiner Ausführungen jeweils an den betreffenden Stellen eingebettet. Dabei orientiert sich die Interpretation in *Abfolge* der Themen nur grob an der Ordnung des Fragebogens. Bei der Auswahl einzelner Episoden galt mein Bemühen vor allem der Darstellung von Mahlzeiten, die den Eigensinn eines Lebensstils gegenüber dem anderen pointieren.

Wie man mit Zeit umgehen kann

Messen oder erleben: Zugänge zur Zeit

Seit wenigstens 7000 Jahren wird der Umlauf des Mondes um die Erde zur Zeitbestimmung eingesetzt; die periodische Strahlungsabgabe eines Cäsium-Isotops erfüllt seit rund 50 Jahren diesen Zweck.¹

Als frühes Zeugnis der Beschäftigung mit Zeit gelten die Vorlesungen von Aristoteles zur Physik. In ihnen sind verbreitete Annahmen jener Tage zusammengefasst und im Anschluss eigene Überlegungen hinzugefügt. So setzte sich Aristoteles vor allem mit der Beziehung von Zeit und Bewegung auseinander, wobei er annahm, dass eines letztlich nicht ohne das andere auskommen könne: keine Zeit ohne, dass sich etwas bewegt – und keine Bewegung, die nicht Zeit benötigen würde. Dabei kam er weiter zu dem Ergebnis, dass die Zeit im Unterschied zu den Bewegungen, die in der Zeit ablaufen, zählbar sei. Das gab dem Jetzt eine Funktion, indem es nämlich unterschiedliche Stadien einer Bewegung mit einer Markierung versehen konnte, woraufhin sich die Dauer von einem Jetzt bis zum nächsten als die dazwischen abgelaufene Zeit definieren ließ.²

Von diesem Verhältnis waren Aristoteles' Annahmen über die Welt insgesamt getragen. Demnach sollte es in der Welt Dinge geben, die einmal in Bewegung sind und einmal ruhen; daneben Dinge, die dauernd in Bewegung sind und schließlich Dinge, die ewig ruhen. Bedeutsam ist nun, dass er zum einen auf diese Weise jeder Bewegung einen Zustand

1 Rudolf Wendorff: *Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewusstseins in Europa*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1980, S. 13/14; Jörg Kabisch: „Der Zeitpunkt – Umstellung auf die Winterzeit“, in: *Die Tageszeitung* vom 25./26.10.2003, S. 3.

2 Aristoteles: *Physikvorlesung*, übersetzt von Hans Wagner, 5. durchgesehene Auflage, Berlin (DDR): Akademie-Verlag 1989, S. 109-115.

vollkommener Ruhe vorgab. Das warf die Frage auf, wie sich Dinge bar jedes Anstoßes je in Bewegung gesetzt haben konnten. Bedeutsam ist zum anderen, dass er aus seiner Überlegung heraus, dass einige Dinge sich dauernd in Bewegung befänden, eine Empfehlung ableitete, wie die Zeit zu messen sei. Die ewig sich wiederholenden, gleichförmigen Kreisbewegungen der Planeten sollten zum Maßstab genommen werden, weil sie in der Art ihrer Bewegung den gleichförmigen Ablauf der Zeit am besten abbildeten.³

Diese Ausführungen erwiesen sich ohne Weiteres mit dem späteren christlichen Weltverständnis kompatibel, wonach die Erde den ruhenden Mittelpunkt des Universums bilden sollte. Dem allzeit gegenwärtigen Gott kam darin die Rolle zu, die Welt in Gang gesetzt und damit auch die Zeit geschaffen zu haben. Eine wegweisende Kritik an Aristoteles' Vorlesungen wurde im 4. Jh. n. Chr. von Augustinus verfasst. Er machte zum Ersten darauf aufmerksam, dass die Messung des Vergehens von Zeit nicht notwendig an den Bewegungen der Planeten ausgerichtet sein müsse, sondern mit jeder beliebigen Art von Ablauf möglich sei. Zum Zweiten hielt er fest, dass das Messen der Zeit als Distanz von einem Jetzt bis zum nächsten bedeute, dass ein Ablauf *vorüber* geht: bei Erreichen des späteren Jetzt ist das als Anfang Gesetzte schon nicht mehr präsent. Damit stellt sich die Frage, wie es denn überhaupt möglich ist, etwas über den gesamten Ablauf zu sagen und ihn sogar mit anderen, längst vergangenen Abläufen zu vergleichen. Augustinus wies daraufhin, dass das Messen voraussetzt, einerseits Erwartungen an Zukünftiges bilden zu können und sich andererseits an Vergangenes erinnern zu können. Das schien ihm derart wunderbar, dass er nicht umhin kam, die Wahrnehmung von Zeit dem von Gott empfangenen Geist anheim zu stellen und aufgrund dessen den prominenten Platz des Menschen in der göttlichen Schöpfung zu bestätigen.⁴

Damit ist im Wesentlichen das Feld abgesteckt, auf dem der Diskurs über die Zeit in den darauffolgenden Jahrhunderten ausgetragen wurde. Man kann Zeit zum einen als etwas verstehen, das beobachteten Abläufen unmittelbar anhaftet oder zum anderen als etwas, das jenseits eines sie ordnenden Geistes nicht vorkommt. Weil sich andere dieser Diskussion ausführlich gewidmet haben, genügt es, sie nur cursorisch bis zur Wende vom 19. zum 20. Jh. zu behandeln.⁵

3 Aristoteles: Physikvorlesung, S. 115-125, 214-215.

4 Aurelius Augustinus: Bekenntnisse, eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme, Zürich: Artemis 1950, S. 304-331.

5 Vgl. Norbert Elias: Über die Zeit, 4. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1992; Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.

So hat sich das Blatt seit Erscheinen der Darlegungen des Augustinus zunächst mit der erfolgreichen Anwendung experimenteller Methoden in der Physik gewendet. Vor allem hat Galileo Galilei, als er mit Regelmäßigkeiten in den Fallbewegungen verschiedener Körper suchte, Zeiten gezählt und gemessen. So verglich er z.B. Flugbahnen von unterschiedlich schweren und beschleunigten Eisenkugeln, indem er mit den zurückgelegten Strecken jeweils die Zahl seiner Pulsschläge in Relation setzte, die er während des Fluges gezählt hatte. Damit gab er der bisherigen Naturphilosophie eine mathematische Ausformung. Folgt man der Interpretation von Norbert Elias, ist das Bemerkenswerte daran, dass Galilei selbstverständlich annahm, die beobachteten Kugeln hätten ihre Bahnen in *derselben* Zeit durchflogen.⁶ Darin wird ein Verständnis von Zeit gestärkt, wonach die identische Zeit selbst dann vergangen wäre, wenn sich etwas vollkommen anderes ereignet hätte.

Sofern sich Relationen aus Gewicht, Strecke und Zeit in zahlreichen Experimenten nicht zu ändern schienen und sich künftige Ereignisse sehr treffsicher prognostizieren ließen, waren Galileis Befunde dazu geeignet, ein neues Weltverständnis zu begründen. Es lag nahe, Abläufe nicht mehr als unmittelbare Folgen eines göttlichen Willens, sondern als regelgerechte Vorgänge aufzufassen. Die Rolle Gottes hätte sich darauf zu bescheiden, im Schöpfungsakt die Regeln festzusetzen, um sich jedoch im Weiteren jedes Eingriffs zu enthalten.⁷

In diesem Sinne äußerte sich im späten 17. Jh. Isaac Newton, der überzeugt davon war, die Prinzipien entdeckt zu haben, denen sämtliche Vorgänge unterworfen seien. Wie den Raum definierte er die Zeit als eine universale Größe. Zwei Ereignisse, die von einem beliebigen Punkt aus gleichzeitig wahrgenommen werden, sollten demnach auch von beliebigen anderen Punkten aus gleichzeitig sein müssen. Jedes beobachtete Ereignis hätte gewissermaßen einen absolut unverrückbaren Platz auf der Achse der Zeit einzunehmen. Dasselbe gilt für eine Zeitdauer: die Spanne zwischen zwei Ereignissen würde ebenfalls absolut feststehen, nachdem lediglich eine Art der Abfolge von Ereignissen für möglich gehalten war. Wenn mehrere Angaben darüber, wie lange ein Vorgang gedauert habe, dennoch variieren sollten, wäre diese nur den Messverfahren anzulasten.⁸

Es ist wohl kein Zufall, dass Newton seine Vorstellung von Zeit als eine allen Einflüssen wie Masse, Geschwindigkeit oder gar göttlichem

6 N. Elias: Über die Zeit, S. 83-92.

7 Vgl. Günter Dux: Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1989, S. 342/343.

8 Isaac Newton: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie, übersetzt, eingeleitet u. hrsg. v. Ed Dellian, Hamburg: Meiner 1988, S. 43-52.

Willen enthobene Referenzgröße vorlegte, als erste Pendeluhwerke gebaut worden waren und sich Minuten- und Sekundenzeiger zu verbreiten begannen. Diese Chronometer konnten bei vielen den Eindruck erwecken, dass eine zu allen Zeiten gleichförmig verlaufende Zeit existierte und auch sichtbar zu machen war. Die mechanischen Intervalle stellten das kontinuierliche Fortschreiten der Zeit dar, und die verschiedenen Zeiger konnten zu verstehen geben, dass man „die“ Zeit in grober wie feiner Gliederung messen kann.⁹ Es fällt bis heute nicht leicht, sich der Kraft dieses Bildes zu entziehen – scheint doch jeder Blick auf die Armbanduhr zu bestätigen, dass die Zeit unbeirrt vom eigenen Zutun ver rinnt. Vor diesem Hintergrund versteht es sich fast von selbst, dass sich die Physik traditionell als Autorität empfehlen kann, sobald jemand etwas über Zeit wissen möchte.

Eine Kritik, die das Blatt in die andere Richtung wenden konnte, hat Immanuel Kant angefertigt. Er sah, dass die Vorstellung einer Welt, in der sämtliche Vorgänge Folgen mechanischer Gesetze sind, nicht nur göttliche Eingriffe ausschließen musste, sondern zugleich Gefahr lief, den zu übergehen, der diese Gesetze formulieren konnte. Wie Augustinus vertrat Kant die Auffassung, dass es ohne Voraussetzung eines Vermögens, Abläufe wahrzunehmen, keine Beobachtung und auch keine Aussagen über die Zeit geben könne. Diese notwendige Ausstattung dafür wollte er nirgends anders als in der Begabung der Menschen mit Vernunft platziert wissen. Dabei erschien ihm dennoch eines unvermeidlich: So frei er auch den einzelnen Menschen als Subjekt von den Objekten der Erkenntnis wissen wollte, so dringend hielt er es für geboten, die zeitliche und räumliche Ordnung von Ereignissen davon auszunehmen. Er sah keine Möglichkeit, wie sie selbst durch Erfahrungen erkannt werden sollten, wenn sie zugleich Bedingungen aller Erkenntnisse sein sollten. Zeit wurde für ihn damit transzendente, verstandesmäßigen Zugriffen entzogene, aber *im Bewusstsein* vorliegende Form der Anschauung.¹⁰

Dass Kant, der ja selbst Physik studiert hatte, sich den Äußerungen Newtons nur soweit entziehen wollte, dass er die Messung von Zeit statt auf die Natur auf den Verstand gründete, ist kaum zu übersehen.¹¹ Im 19. Jh. versuchte der Philosoph Henri Bergson deshalb auf andere Weise einen Vorrang des menschlichen Geistes gegenüber der mechanisch interpretierten Natur festzustellen. Bergson bemühte sich darum, zu belegen, dass es eine Bewusstseinsleistung sei, Ereignisse, die dem Bewusst-

9 Vgl. R. Wendorff: Zeit und Kultur, S. 238.

10 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998, S. 78-86.

11 Vgl. N. Elias: Über die Zeit, S. 56.

sein äußerlich sind, zu einer *inneren Dauer* zusammenzufassen. Diese Dauer, die aus dem schlichten Miterleben hervorgehen soll, verstand er als reine Dauer und primäre Zeiterfahrung, von der aus Messungen, bei denen es um Vergleiche räumlicher Veränderungen gehe, lediglich als sekundäre, aus ihr abgeleitete erscheinen konnten. Auf diese Weise versuchte Bergson die Freiheit des Bewusstseins, das er im Unterschied zu Kant als Bewusstsein einzelner Menschen begriff, gegen die Unterordnung unter eine universal gültige Naturgesetzlichkeit zu verteidigen. Tatsächlich hatte er den Gegensatz, der sich bruchlos an den Dualismus von Geistes- und Naturwissenschaft fügt, pointiert: objektiv-äußere-gemessene Zeit und subjektiv-innere-gefühlte Zeit stehen sich unverzöhnt gegenüber.¹²

Das Zeitkonzept Newtons brachte erst die spezielle Relativitätstheorie von Albert Einstein im Jahr 1905 ins Wanken. Einstein ging davon aus, dass die Vorstellung der absoluten Zeit nicht länger zu halten sei, sobald ein Beobachter zu Recht den Anspruch erheben könne, dass Ereignisse, die ein anderer als gleichzeitige definiert, aus seiner Sicht ungleichzeitige seien. Genau dies ist nach Einstein der Fall, wenn man den Angaben eines in Ruhe befindlichen Beobachters die Angaben eines relativ zu ihm sich fortbewegenden gegenüberstellt. So treffen z.B. zwei Lichtblitze, die ein Beobachter an einer Bahnlinie stehend gleichzeitig wahrnimmt, für einen im Zug befindlichen Beobachter beim Durchfahren desselben Punktes *nacheinander* ein. Der Zug bewegt sich gewissermaßen dem einen Ereignis entgegen und dem anderen davon. Die Zukünfte und Vergangenheiten verschiedener Beobachter sind damit ebenfalls nicht identisch, es gibt nicht „die“ Zukunft und nicht „die“ Vergangenheit. Eine Transformation der Angaben aus einer Sichtweise in entsprechende Werte für die andere Sichtweise ist damit nicht ausgeschlossen; doch wer meint, etwa die Angaben des im Beispiel ruhenden Beobachters hätten die größere Verbindlichkeit, irrt. Schließlich könnte der fahrende Beobachter gleichberechtigt behaupten, dass nicht er, sondern der andere sich im Verhältnis zu ihm bewege. Man wird sich also stattdessen mit der Frage auseinanderzusetzen haben, ob die Annahme einer Wirklichkeit, in der sich etwas für alle in gleicher Weise verhält, angemessen ist.¹³

Aufgrund dieser Konsequenz konnte Einsteins Theorie weit über die Physik hinaus Beachtung finden. Anders als Bergson hatte Einstein keinen *Zeit empfindenden* Menschen vor Augen, wenn er von Beobachtern

12 Henri Bergson: *Zeit und Freiheit*, Frankfurt (M): Athenäum 1989, S. 76-87, 165-178.

13 Albert Einstein: *Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie*, 23. Auflage, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg 1988, S. 9-16.

sprach: ihm ging es um Zeit *messende* Beobachter, mithin um Messinstrumente. Sie hatte er beim Messen beobachtet und sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt.¹⁴ Kaum zufällig dürfte dieses in der Zeit vor dem I. Weltkrieg geschehen sein, die nicht allein von der Entwicklung neuer Kommunikations- und Verkehrsmittel geprägt war, sondern auch vom beschleunigten Umbruch der sozialen Ordnung, die nachträglich vielen als *gute* alte, weil eindeutig festgefügte galt.

An dieser Stelle will ich den Aufriss grundlegender Positionen, die in der Diskussion über Zeit gemeinhin mit Philosophie und Physik verbunden werden, abschließen. Im Folgenden geht es mir um ihre Relevanz in der Gegenwart.

Die Spur der zweigeteilten Behandlung von Zeit lässt sich beispielhaft in Experimenten weiterverfolgen, in denen mit dem Einsatz einer Uhr das erfasst werden soll, was mit Begriffen wie „Zeitgefühl“, „Zeiterleben“ oder „Zeiterfahrung“ belegt ist.¹⁵ Zahlreiche Experimente dieser Art bestehen darin, dass sich eine Versuchsperson ohne Uhr für einige Zeit in einen isolierten Raum begibt, um während des Aufenthaltes ihre Eindrücke vom Verlauf der Zeit festzuhalten. Wichtig ist, dass sie diese gleichzeitig nach außen signalisiert und z.B. kund tut, wenn sie etwas isst oder trinkt. Welche Ergebnisse solche Experimente im Detail hervorbringen mögen, ist doch in der Regel die Verwunderung der Beteiligten über das geringe Maß gewiss, in dem die in der Isolation geschätzten und außerhalb abgelesenen Zeiten miteinander übereinstimmen. Häufig werden nur Stunden geschätzt, während Tage und Nächte verstrichen waren. Vergleichbare Ergebnisse lassen sich auch mit weniger spektakulären Versuchen erzielen, z.B. wenn man eine Person darum bittet, anzugeben, sobald ihrer Ansicht nach eine Stunde vergangen ist, ohne sie dazu auf eine Uhr schauen zu lassen. Das Ergebnis ist mit einiger Sicherheit vorhersehbar: die Person wird sich *nicht* nach Ablauf von 60 Minuten melden.¹⁶

Die meisten Experimente dieser Art ähneln sich in der Interpretation ihrer Befunde: die von einer Uhr abgelesenen Zeit steht dafür, wie viel Zeit „in Wirklichkeit“ vergangen ist. Daraus lässt sich entweder ableiten, dass Menschen ohne Uhr nicht in der Lage sind, die Zeit korrekt zu erfassen und/oder man sieht Hinweise, wonach Menschen über eine Ein-

14 Vgl. Annette Simonis: „Zeitbilder und Zeitmetaphern der Moderne. Zum Wandel temporaler Vorstellungsbilder in der modernen Literatur und im (natur)wissenschaftlichen Diskurs“, in: Annette Simonis/Linda Simonis (Hg.), *Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein in der Moderne*, Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 89-122, hier S. 89-103.

15 A. Hinz: *Psychologie der Zeit*, S. 9-11.

16 Vgl. Robert Levine: *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit der Zeit umgehen* München: Piper 1999, S. 58-65.

richtung verfügen, die sie „die Zeit“ in typischer Weise verzerrt wahrnehmen lässt.¹⁷

Variationen der erstgenannten Haltung findet man in Texten aus der Kolonialzeit, und in neuerer Zeit in den Berichten von Touristen über das Leben in Entwicklungsländern. Das verbindende Merkmal ist, dass sich die Autoren jeweils überrascht vom Ausmaß der Hartnäckigkeit zeigen, mit der sich die einheimische Bevölkerung dem Gebrauch von Uhren widersetzt. Abhängig von der eigenen Überzeugung wird dieser Widerstand dann als generelles, wenn nicht gar angeborenes Unvermögen, angemessen mit Zeit umzugehen, verteufelt, oder als eine paradisiische Ignoranz dem modernen Zeitregime gegenüber geheiligt.¹⁸

Auf Variationen der zweiten genannten Haltung stößt man, wenn von einem Zeitsinn oder von inneren Uhren die Rede ist, die gesucht werden. Dahinter steht die Annahme, dass es in einem Organismus eine Stelle geben müsse, die die Dauer organischer Prozesse durch Abgabe der dazugehörigen Signale steuert. Anlass zu dieser Vermutung geben etliche Pflanzen- und Tierexperimente, wie sie bereits seit dem 18. Jh. durchgeführt werden. In ihnen werden Wachstum bzw. Verhalten von Pflanzen oder Tieren unter verschiedenen Bedingungen verglichen. So können sich z.B. im Dunkeln gehaltenen Fruchtfliegen über einige Generationen hinweg zu derselben Zeit fortpflanzen wie Generationen, die ihre Fortpflanzung auf einen Wechsel zwischen Helligkeit und Dunkelheit eingestellt hatten. Solche Experimente sollen belegen, dass Organismen über eine innere Zeit verfügen, die sich von äußeren Zeiten weitgehend unabhängig erweist.¹⁹

Zweifellos sind solche Erscheinungen auch bei Menschen vertraut: wer z.B. gewohnt ist, werktags zu einer bestimmten Uhrzeit zu essen und trinken, könnte im Urlaub Mühe haben, den Rhythmus seiner Arbeitstage abzulegen. Auf die Erfassung der Ursachen dieser Vorgänge hat sich die Chronobiologie verlegt. Sie genießt derzeit große Aufmerksamkeit, da ihre Ergebnisse mehr oder minder gut dazu beitragen, Aufschluss in der Frage zu geben, inwiefern die Berücksichtigung bzw. die

17 Vgl. A. Hinz: *Psychologie der Zeit*, S. 93-95.

18 Vgl. Reiner Gronemeyer: *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 1991; Pierre Bourdieu: *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*, Konstanz: UVK 2000, S. 24-31.

19 Vgl. Alfred Lang: „Fluß und Zustand – psychische, biotische, physische und soziale Uhren und ihre psychologischen, biologischen, physikalischen und soziologischen Modelle“, in: Peter Rusterholz/Rupert Moser (Hg.), *Zeitverständnis in Wissenschaft und Lebenswelt*, Bern/Berlin/Frankfurt (M): Lang 1997, S. 205-254, hier S. 228-231, 236-239.

Missachtung biologischer Rhythmen (arbeits-)leistungsfördernd oder -hemmend wirken kann. Man erhofft sich z.B. Aufschluss darüber, ob Unternehmen zur Vermeidung von Leistungstiefs ihren Angestellten erlauben sollten, im Büro zu schlafen, ob Schichtarbeit weniger schädigend eingerichtet werden kann, und ob man Arbeitszeiten individuellen Vorlieben anpassen kann. Bislang fallen die Antworten allerdings uneindeutig aus. Und obwohl es gelungen ist, über zahlreiche zyklische Vorgänge Buch zu führen, erweisen sich viele Zyklen inzwischen vor allem als eines: elastisch.²⁰

Auch die Grenzen zur Esoterik erweisen sich elastisch: biologische Abläufe tragen mitunter Züge einer Macht, der mit Blick auf ein gesundes und erfolgreiches Leben mit Respekt zu begegnen ist. Das ist nicht erstaunlich, denn der Verweis auf körperliche Prozesse als natürliche kann Entlastung bieten, wo selbstverantwortliches Handeln erwartet wird und sich das Selbst als psychisches allzu oft flüchtig erweist. Dann lassen sich nun zyklisch-natürliche Zeiten des Lebens nach oben beschriebenen, altem Muster in Gegnerschaft zu linear-mechanisch interpretierten (Uhr-)Zeiten setzen.²¹

Versuche, der Wahrnehmung von Zeit einen zentralen biologischen Ort zu geben, konzentrieren sich auf das Gehirn, besonders seitdem die Ansicht eine Renaissance erfährt, dass das Gehirn denke und deshalb eine Wahrnehmung im besten Fall das sein kann, was *es* einen glauben machen wolle.²² In grober Vereinfachung geht man von der Gliederung des Gehirns in zwei Sphären aus, von denen eine für die Orientierung im Raum und die andere für die Orientierung in der Zeit zuständig sein soll. Allerdings zeigen Experimente, dass sich die Wahrnehmung von Zeit nicht als ein schlichtes inneres Abbild von äußeren Vorgängen begreifen lässt. Oft werden rasch aufeinanderfolgende Ereignisse derart verarbeitet, dass sie als gleichzeitige wahrgenommen werden, während Ereignisse, die etwa aus der Sicht eines Versuchsleiters zugleich auftreten, von Versuchspersonen als zeitversetzte gewertet werden können. Eine art-spezifische Definition einer menschlichen Gegenwart als kürzeste, ohne Hilfsmittel noch wahrnehmbare Spanne zwischen zwei Ereignissen ist mit durchschnittlich rund 0,003 Sekunden für akustische Reize und bei 0,02 Sekunden für visuelle Reize bemessen worden; daneben scheint es im Gehirn auch einen Mechanismus zu geben, der nach einer Spanne

20 Vgl. Peter Spork: *Das Uhrwerk der Natur. Chronobiologie – Leben mit der Zeit*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 2004, S. 153-188.

21 Vgl. P. Heintel: *Innehalten*, S. 82-91; R. Simsa: *Wem gehört die Zeit*, S. 87-89.

22 Vgl. Patrick Illinger: „Das Schweigen der Physiker. Die Debatte um den freien Willen“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 20.01.2005, S. 9.

von ungefähr 3 Sekunden für eine Neuausrichtung der Aufmerksamkeit sorgt.²³

Einige allgemeine Aussagen darüber, wie sich die Wahrnehmung von Abläufen damit verändert, *was* geschieht, sind ebenfalls möglich. Verglichen mit den gleichförmigen Intervallen einer Uhr, scheinen Menschen die Zeit als langsam verstreichend zu erfahren, wenn sie sich mit einer unangenehmen Tätigkeit befrachtet sehen, wenn sie sich langweilen oder lange auf etwas warten. Dagegen scheint die Zeit in entgegengesetzten Fällen schnell zu verfliegen. Andere Unterschiede treten in Abhängigkeit vom Lebensalter auf, wenn z.B. Erwachsene konstatieren, dass die Zeit im Unterscheid zu früher davon rase. Bleibt zu erwähnen, dass das Vergehen von Zeit völlig außer Acht geraten kann. Das gilt in Situationen, in denen sich nichts Wesentliches ereignet sowie in Situationen vollkommener Hingabe an eine Aufgabe. In dem letzten Fall wird gesagt, man habe nicht nur die *Zeit*, sondern *sich selbst* vergessen.²⁴

Diese Beispiele dienen dazu, die Fortschreibung des Bildes von *Zeit* als gemessener Größe *oder* empfundener Dauer zu dokumentieren. Es geht mir nun darum, Anschlussstellen der Soziologie kenntlich zu machen. Die Stoßrichtung gibt die Nähe des Zeitvergessens zum Selbstvergessen vor. Nachdem sich die Soziologie an der Wende zum 20. Jh. etablieren konnte, weil sie das Selbst oder besser: die Identität von Beobachtern neu vom Sozialen her definierte, möchte ich daran ihre neue Bestimmung der *Zeit* anknüpfen.

Zeitbewusstsein aus sozialem Handeln

Das anhaltende Oszillieren zwischen Geist und Natur rührt nach heutigem Verständnis von einer unausgesprochenen aber beharrlich vorausgesetzten Annahme über das Beobachten her, wie sie von Norbert Elias sehr treffend nachgezeichnet wurde.

Sie kulminiert in der strikten Trennung zwischen demjenigen, durch den etwas beobachtet wird, und dem, *was* von ihm beobachtet wird. Die Beobachtung ist hier Erzeugung eines Abbildes dessen, was sich um den Beobachter herum abspielt; der Ort dieses Abbildes muss sich im Inneren

23 Ernst Pöppel: „Wie kam die Zeit ins Hirn? Neurophysiologische und psychophysische Untersuchungen und einige Spekulationen zum Zeiterleben“, in: Kurt Weis (Hg.), *Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1995, S. 127-152, hier S. 127-143.

24 Vgl. R. Levine: *Eine Landkarte der Zeit*, S. 69-84; Manfred Garhammer: *Wie Europäer die Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung*, Berlin: Edition Sigma 1999, S. 62-64.

– etwa im Zentralnervensystem – befinden. Das ist der Rahmen, in dem man den Akzent der Urheberschaft auf die eine Seite oder auf die andere legen kann. Wird die althergebrachte Trennung zwischen Geist bzw. Bewusstsein und Natur parallelgeführt, folgt die Beobachtung entweder Eigenschaften äußerer Objekte (Natur) oder dem Vermögen des Subjekts (Geist).²⁵

Von dieser Warte aus werden der Beobachter oder das Beobachtete vorausgesetzt, und beide scheinen unabhängig voneinander zu existieren. Diese Warte entspricht dem Eindruck, zu dem man *nach* dem Ablauf einer Beobachtung gelangen kann, wenn man meint, dass ja etwas gewesen sein müsse, wenn man es denn habe beobachten können. Diesem Verständnis gemäß ist die Formulierung von Naturgesetzen als Enthüllung lesbar: als Enthüllung der Gesetze, die in der Natur immer schon galten und gelten werden. Dreht man den Spieß um und fragt dann wieder, wie es zu der Enthüllung kommen konnte, liegt als Bedingung aller Einsichtnahme der Geist parat: die Enthüllung ist einer im Gange befindlichen Entfaltung des Geistes geschuldet.²⁶

Warum Geist ein außerhalb des Beobachters zu suchender ist und göttlich oder transzendent gedacht sein muss, ergibt sich ebenfalls aus diesem Modell: Ein Beobachter, der sich selbst beobachten kann, gerät unwillkürlich in Schwierigkeiten, denn er hat *gleichzeitig* auf beiden Seiten der Grenze zu sein. Er ist der Beobachter *und* der Beobachtete zugleich. Dieselbe Schwierigkeit tritt auf, wenn ein Mensch als Organismus in geistlose aber gesetzmäßige Abläufe in der Natur eingefügt sein soll, sich aber durch die Verfolgung solcher Abläufe und Vorschau ihnen entziehen kann. In der Parallelführung kann jede Bevorzugung einer der Sichtweisen umgehenden Widerspruch der anderen provozieren. Wer also die Naturwissenschaften berufen sieht, die einzig wahren, weil naturgetreuen Aussagen über Zeit aufzustellen, wird bald auf Verteidiger geistiger Freiheit stoßen, wie das vorige Kapitel belegt hat.²⁷

Elias' Kritik beruht im Wesentlichen auf der Feststellung, dass die Trennung zwischen Beobachter und Beobachtetem, Subjekt und Objekt eine *nachträglich vorausgesetzte* ist. Sie ist Folge dessen, dass der Zustand vor einer Beobachtung im Nachhinein nicht ohne sie zu rekonstruieren ist. So weist Elias darauf hin, dass z.B. Kant sein eigenes Bild von der Zeit für allgemein verbindlich hielt, ohne sich viele Gedanken

25 N. Elias: Über die Zeit, S. 100-104.

26 N. Elias: Über die Zeit, S. 7-11, 51-56.

27 N. Elias: Über die Zeit, S. 56-62; vgl. Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung – Band 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, S. 100/101.

zu machen, dass es wohl kaum ohne sein Physikstudium zustande gekommen wäre. Auch er glaubte, dass das, was er über die Zeit sagte, letztlich von der Zeit selbst herkommen musste.²⁸

Die Annahme, dass die Zeit etwas sei, das immerzu diese oder jene Eigenschaften aufweist, ist ebenfalls Ergebnis einer Zuschreibung ex post. Elias und andere sehen es aus dem Verhältnis zu Objekten abgeleitet, das Menschen in ihrer frühen Kindheit ausbilden, wenn sie die Welt als eine Objektwelt begreifen lernen.²⁹ Als Dinge gelten solche Objekte, die ihren Charakter *durch die Zeit* hindurch zu wahren scheinen. Die Annahme lautet schlicht, dass ein Ball am Ende seines Fluges derselbe wie zuvor ist, und derselbe bleiben wird, auch wenn man die Augen einmal kurz schließt.

Das Dilemma, das die Übertragung des Ding-Schemas auf die Zeit enthält, dürfte bekannt sein: die Frage nach „dem“ Wesen der Zeit gibt ein Rätsel auf. Sie erschüttert die Vertrautheit mit dem Gegenstand, indem sie fordert, das Ding „Zeit“ nun unter Absehung der eigenen Erfahrungen zu begreifen. Der sich so Fragende muss freilich scheitern, soll er doch ohne Beobachter zu sein, beobachten. Dass die Frage und nicht der Beobachter verantwortlich dafür sein könnte, wird vertuscht, wenn die Art der Frage suggeriert, dass die Zeit ein wundersames Ding sei.

Stimmt man dem Schluss zu, dass die *Frage* ins Dilemma führt, darf man nicht bei der verwandten Frage stehen bleiben, was denn die Zeit sein sollte, wenn sie kein Ding wäre. Zu überlegen ist besser, wie die Subjekt-Objekt-Differenz als *Folge* des Beobachtens zu begreifen ist. Anders gesagt, bedarf es einer Vorstellung vom Beobachten, nach der sich diese beiden Seiten *im Lauf der Beobachtung* voneinander unterscheiden und situieren. Es muss eine Situation entstehen, in der sich die Antwort auf die Frage, *was* zu sehen ist, daraus ergibt, *was geschieht*. Und man muss fragen, weshalb das Objekt einer Betrachtung – man denke z.B. an ein Theaterstück – zu einem *Ding* werden kann.

An dieser Stelle will ich aus zweierlei Gründen auf Überlegungen George Meads eingehen. Zum einen, weil Mead sich ausdrücklich bemüht hat, einen Standpunkt zu entwickeln, der an die Parallelität von Natur und Geist anschließt. So befürwortete er zwar, die objektiv-naturwissenschaftlich verstandene Unterscheidung Organismus/Umwelt sowie das Reiz-Reaktions-Schema zum Ausgangspunkt zu nehmen, ohne sich einem Behaviorismus andienen zu wollen, dessen Vertreter – blind für sich selbst – jede Existenz von Geist leugneten. Der zweite, wichtige

28 N. Elias: *Über die Zeit*, S. 28-32.

29 Vgl. G. Dux: *Die Zeit in der Geschichte*, S. 126-128; Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, 4. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1993, S. 426-436.

Grund besteht darin, dass Mead den Geist als Bewusstsein seiner selbst und als Bewusstsein von Zeit aus sozialen Handlungen und funktional auf diese bezogen erklärte, um den Dualismus zu überwinden.³⁰

Als ersten Schritt machte sich Mead also daran, das Subjekt/Objekt-Paradigma durch die Beziehung Umwelt/Organismus zu ersetzen. Großen Wert legte er dabei auf die stete Bestimmung der Umwelt in Relation zum Organismus: Die gängige Annahme, dass sich zuerst Veränderungen in der Umwelt abspielen mussten, an die sich der Organismus anzupassen hatte, unterschlug nach seiner Ansicht, dass der Organismus der Umwelt in einer Erwartungshaltung gegenübertritt, die die Umwelt überhaupt zur Umwelt, genauer: zu *seiner* Umwelt macht. Das hatte man übersehen, solange man davon ausgegangen war, dass beim Beobachten eine Veränderung in der Umwelt des Organismus ein irgendwie bereits angelegtes Abbild von ihr reflexhaft aufscheinen müsste. Für Mead sollte die Umwelt dagegen eine funktionale Rolle für den Organismus haben. Sie soll ihm ein bestimmtes, *anschließendes* Verhalten ermöglichen. Zu entscheiden, ob sie das tut oder nicht, liegt im Ermessen des Organismus; ihre Eigenschaften hat sie (oder nicht) folglich allein für ihn, in seiner Perspektive.³¹

Die Folgen, die dieser Schritt birgt, hat Mead am Verständnis der Sprache deutlich gemacht. Solange man herauszufinden gesucht hatte, wie sich eine vorgegebene Umwelt im Organismus zeigt, war man auch davon ausgegangen, dass Menschen erst einsam und stumm erkennen, was um sie herum geschieht, um daraufhin per sprachlicher Äußerung anderen davon Mitteilung zu machen. Die Sprache war damit als eine wundersame Gabe erschienen, die Abbilder in Laute zu fassen und sie anderen Menschen zu vermitteln erlaubte.³² Für Mead sollte Sprechen dagegen ein Verhalten sein, mittels dessen ein Organismus seine Umwelt mit Blick auf sein eigenes späteres Verhalten zu beeinflussen sucht. Sprachliche Laute fasste er als Gesten: Sie sind Abschnitte eines Verhaltens, die eine auf den Organismus rückbezogene Veränderung der Umwelt hervorrufen sollen.³³

Damit ist bereits der zweite Schritt angedeutet, der Mead als *Social-behaviorist* ausweist: Die Umwelt eines Organismus besteht für Mead nicht zuletzt aus anderen Organismen. Gesten sind nicht nur bei Menschen, aber vorzugsweise bei ihnen zu finden – man denke z.B. an den

30 George H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, 12. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 2000, S. 39-51, 71-79, 145/146.

31 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 56-65, 291-299.

32 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 88-90.

33 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 51-56, 174/175.

Wink, der den Kellner herbeirufen soll. Gesten dienen also nicht dazu, inneres zu äußeren, sondern dazu, eine bestimmte Verhaltensänderung eines Organismus zu erreichen, der der Umwelt zugehört.³⁴

Aus diesem Bild ergibt sich eine zeitliche Folge: die *Geste* eines Organismus, die *Reaktion* eines zweiten Organismus auf sie und dann die *anschließende und rückbezogene Reaktion* des ersten Organismus auf die Verhaltensänderung des zweiten. Damit ist eine Sequenz beschrieben, die weit über die Frage hinausreicht, wie ein Organismus auf ein mehr oder minder beliebiges, vom Versuchsleiter ausgewähltes Ereignis reagiert: die soziale Handlung. In dieser Sequenz wird der *Sinn* einer Geste erkennbar, selbst wenn er anfangs als bloße Erwartung existiert. Sinn ist hier nichts außergewöhnliches und kommt nach Mead in der Natur vor, wenn man sich z.B. ein Eichhörnchen vergegenwärtigt, das sich *vor* Einbruch des Winters in Erwartung desselben Vorräte anlegt. Die Sequenz zeigt zugleich etwas Weiteres: Damit sich der Sinn einer Geste erfüllt, muss ihr der zweite Organismus die gewünschte Bedeutung beimessen. Die Bedeutung der Geste ist deshalb nicht schon im Moment der Ausführung enthalten – die Geste erhält sie erst durch die Reaktion des zweiten Organismus. Man kann es auch umgekehrt sehen: nur die passende Reaktion eines anderen macht ein Verhalten überhaupt zu einer Geste. Der Eindruck, dass Bedeutung und Sinn einer Geste in ihr, schon zu Anfang enthalten sein, erklärt sich aus der oben kritisierten Retrospektive, d.h. daraus, dass die Geste aus Sicht einer nachfolgenden Reaktion gesehen wird.³⁵

Wie deutlich geworden ist, wollte sich Mead dagegen verwahren, dass ein Organismus *mechanisch* auf Änderungen reagiert. Das hätte heißen, eine vollständige Determination gegenwärtiger und zukünftiger Ereignisse durch vergangene Ereignisse anzunehmen. Dadurch wären überraschende Ereignisse lediglich Überraschungen für einen Organismus, der es nicht besser wissen kann, weil er bloß Ausschnitte einer starren Ereignisfolge, die im Übrigen wieder unabhängig von ihm existieren müsste, überblickt. Dem Bild von der Zeit als Ereigniskette, die sich wie von einer Rolle abspult, auf der sie zuvor festgeschrieben wurde, versuchte er ein Bild entgegenzusetzen, in welchem die Zeit sich dadurch auszeichnet, dass ständig *Neues* entsteht.³⁶

Dieser Schritt wirft die Frage auf, was geschehen soll, wenn sich die Umwelt eines Organismus nicht in einer Weise verändert, dass bereits eine angemessene, reflexhafte Reaktion vorliegt. Die Antwort, die Mead

34 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 81-86, 116.

35 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 84, 115-120, 160.

36 George H. Mead: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie, Frankfurt (M): Suhrkamp 1969, S. 237-240, 260/261.

gab, lautete, dass der Organismus lernen müsse, d.h. eine ihm unbekanntere Verhaltensweise entwickeln müsse. Dass Lernen möglich ist, hatten andere bereits gezeigt. Von besonderem Interesse ist, wie Mead das Auftauchen des Unerwarteten in die soziale Handlung eingefügt hat. Als geeignete Stelle erschien ihm die Reaktion des zweiten Organismus. Im Beispiel eines Kindes, das etwas verzehren möchte, was seine Eltern lieber aufbewahren wollen, wird das deutlich: Die ablehnende Geste seiner Eltern hindert das Kind daran, die Handlung wie vorgesehen abzuschließen. Dies nötigt wiederum das Kind zum Lernen, d.h. einen Weg aus der Situation zu finden, der gegenüber dem anfänglich erwarteten Handlungsverlauf neu ist.³⁷

Vor diesem Hintergrund ist Meads „Philosophy of the Present“ zu sehen.³⁸ In ihr stellte er einen Zusammenhang zwischen dem unerwarteten Neuen und der Einteilung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft her. Durch das Neue ist die Gegenwart kein beliebiger Ein- bzw. Ausschnitt aus der Zeit – sie ist funktionale Gegenwart. Sie ist jeweils *Gegenwart in Relation* zu einem in einem Handlungsstrang eingeschlossenen Organismus. Indem das Unerwartete eine Grenze einzieht, trennen sich *Vorher/Nachher*; indem das Hindernis überwunden wird, gehen Zukunft und Vergangenheit in ihr ineinander über. Deshalb ist die Gegenwart die entscheidende Stelle der Zeit – das gibt der Philosophie der Gegenwart bezogen auf Mead selbst zweifachen Sinn.³⁹

Die Emergenz des Neuen setzt Altes voraus. Damit es Zeit gibt, muss es also mehr als ein einziges Ereignis geben. Indem ein Ereignis auf das vorangehende folgt, lösen einander verschiedene Gegenwarten ab. Es gibt deshalb vergangene und zukünftige Gegenwarten sowie die gegenwärtige Gegenwart, die als einzige *wirklich* ist. Das Bild von Vergangenheit und Zukunft muss sich ebenfalls ändern: als Zeitabschnitte können sie keine Behältnisse bilden, auf die eine Menge immer gleicher Ereignisse einmal so und einmal anders aufgeteilt sind. Nach Mead sind sie vielmehr Horizonte, die jeweils relativ zu einer neuen Gegenwart ebenfalls neu entstehen. Ihr Verhältnis zueinander ist folglich kein Bedingungsverhältnis mehr: das Neue verhindert, die Zeit als bloßen Ablauf einer Ursache-Wirkungs-Kette zu interpretieren. Vielmehr hat die Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft eine Funktion, die darin liegt, den möglichen Fortgang einer Handlung im Licht des Hergangs ihrer Hemmung auszuloten.⁴⁰

37 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 141-143, 246/247.

38 G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 229-324.

39 G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 252-255.

40 G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 229-246.

Als vierten Schritt umreißt ich Meads Erklärung der Evolution des *Bewusstseins* von Zeit, denn der Zusammenhang von Geste, Reaktion und Anschlussreaktion kommt im Grunde ohne Bewusstsein aus. Nun geht es darum, wie man sich Vergangenheit und Zukunft vor Augen führen kann, sich selbst gegenwärtig erfährt und folglich über Geist verfügt. Für Mead ist das derselbe Mechanismus, auf der die anthropomorphen Darstellungen des Verhaltens von Tieren beruht: sich in die Rolle eines anderen zu versetzen, der einem gegenübertritt.

Dieser Schritt ist weithin bekannt: Mead hat die sprachliche Geste mit dem Ergebnis untersucht, dass sie im Unterschied zu den nicht-sprachlichen Gesten die Chance enthalten, von dem, der sie setzt, in der gleichen Weise gehört zu werden, wie von dem, der auf sie reagieren soll. Das heißt, sich wenigstens ansatzweise als anderer gegenüberzutreten zu können.⁴¹ Indem ein Organismus die Haltung dessen auslöst, der auf ihn reagieren soll, macht er sich den Sinn seiner eigenen Geste bewusst. Die Andeutung des Sinns wird treffsicher, wenn eine feste Verbindung der Geste mit den nachfolgenden Reaktion durch Nachahmung eingeübt wurde. Die Geste wird zum Symbol. Geist bedeutet dann, durch den Gebrauch von Symbolen in einer Handlung mögliche *spätere Abschnitte vorwegzunehmen*, um sich im Voraus auf sie einstellen zu können.⁴²

Darin erkannte Mead den evolutionären Vorteil von Geist: sind die Haltungen diverser Handlungsbeteiligter verinnerlicht, verschmelzen sie zu einer neuen Haltung, zur Haltung des verallgemeinerten Anderen. Das ist im Erwachsen-Werden der Fall. Die Einnahme dieser Haltung erlaubt es, eine Handlung mit Blick auf eigene Haltungen in anderen Zusammenhängen bzw. die anderen Haltungen der anderen Beteiligten im Geist vor sich auszubreiten und zu manipulieren. Manipulieren heißt, sich versuchsweise ein Verhalten aufzuzeigen, das zur Überwindung des gegenwärtigen Hindernisses taugen könnte.⁴³ Schon das Kind, das den Kuchen von seinen Eltern nicht gleich bekommt, kann versuchen, die Haltung seiner Eltern einzunehmen, um sich Möglichkeiten aufzuzeigen, wie es wiederum als Kind die Reaktion seiner Eltern zu seinen Gunsten verändern könnte.

Im fünften Schritt kommt es mir darauf an, was bereits das Wort „Manipulation“ angedeutet hat: Neben der Haltungsübernahme im Symbol hielt Mead die Differenz zwischen Sehen und Greifen von Objekten – nun schlicht als das verstanden, was anfänglichem Verhalten seinen Sinn geben soll, für wichtig zur Ausbildung von Zeitbewusstsein. In der

41 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 100-107.

42 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 90-100, 107-115.

43 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 131-141, 157-166, 191-206.

Unterscheidung zwischen dem *frühen fernen* Anblick und dem *späteren* unmittelbaren Kontakt fand Mead seine Konzeption von Zeit räumlich formuliert vor. Der Anblick lässt sich als Hinweis darauf lesen, was darüber hinaus geschehen könnte. Indem das gesehene Objekt in die Hände genommen wird, kann es mit Blick auf das mögliche weitere Verhalten überprüft werden. Anders bei einem Tier: Z.B. wird ein Hund erst im beginnenden Verzehr, der ja seinem vorherigen Verhalten bereits den Sinn gibt, feststellen, ob sich das, was er geschnappt hat, tatsächlich verzehren lässt.⁴⁴

Nach Mead ist der Moment, in dem ein Mensch ein gesehenes Objekt in die Hand nimmt, ein besonderer. In ihm wird *Gleichzeitigkeit* zwischen dem Menschen und dem Objekt hergestellt. Der Kontakt zwischen beiden ist das „Jetzt“. Das gilt es zu betonen, denn ein gesehenes Objekt kann nach dieser Definition kein gleichzeitiges sein. Das ferne Objekt ist Zukünftiges, denn es bedarf einer Bewegung auf es zu, wenn es zeitgleich mit seinem Betrachter existieren soll. Folgt man Mead, ist die gegenteilige Annahme Ergebnis einer Manipulation. Kommt es zur Verhaltenshemmung, wird Aufmerksamkeit für Objekte freigesetzt, die bisher nicht beachtet wurden, aber nun, zur Überwindung der Hemmung, dienlich sein könnten. Wie die Reflexion einer sozialen Handlung die Vorwegnahme möglicher späterer Reaktionen bedeutet, kommt es hier durch den gedachten Zugriff zu einer *Vergegenwärtigung* möglicher künftiger Erfahrungen. In der Manipulationsphase wird gewissermaßen die Zeit angehalten: Objekte, die im Weiteren ausschließlich nacheinander zu erreichen sind, erscheinen für diesen Moment nebeneinander.⁴⁵

Die Annahme Einsteins, dass Ereignisse nicht unabhängig von der Haltung ihres Beobachters in „die“ Zeit eingeschlossen seien, hat Mead aufgegriffen, indem er Objekte in Relation zu Handlungsabläufen zeitlich geordnet sah.⁴⁶ Das Beispiel der Vorbereitung auf eine Bahnfahrt mag dies verdeutlichen: Die künftige Reise ist als Erwartung präsent und gibt dem Kofferpacken, dem Kauf von Reiselektüre und Fahrkarten einen Sinn. Sind die Reisevorbereitungen in der Reihenfolge Koffer, Lektüre, Fahrkarten und Abfahrt des Zuges geplant, ist eine *Zeitperspektive* formuliert. Die Fahrkarten liegen aus der Sicht des Lektürekaufs in der Zukunft. Im Fall der verspäteten Ankunft am Bahnhof gerät diese Perspektive unter Druck. Sind Fahrkarten und Lektüre noch nicht gekauft, lässt sich die erwartete Reihenfolge abändern. Geprüft wird, ob es hilf-

44 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 291-299; G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 158-162.

45 G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 130-146, 172-190.

46 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 425-429; G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 162-177, 191-212.

reich sein könnte, erst Fahrkarten und dann Lektüre zu kaufen, oder anstelle des Aufzugs die Treppe zu nehmen, um in der gewonnenen Zeit rasch eine Zeitung kaufen zu können usw. Bis ein Kontakt hergestellt ist, können der Kiosk, Schalter und Aufzug als gleichzeitige Objekte behandelt werden. Ist eine neue Reihenfolge festgelegt, d.h. eine andere Perspektive gebildet, in der Fahrkarten und Lektüre Plätze getauscht haben, liegen die Fahrkarten aus Sicht des Lektürekaufs in der Vergangenheit – die Zeit wurde manipuliert.

Die Fähigkeit von Objekten, in zweierlei Perspektiven aufzutreten, d.h. an verschiedenen Stellen gleichzeitig zu sein, hat Mead als *Sozialität* bezeichnet. Von dieser Fähigkeit wissen kann nur, wer selbst gleichzeitig in verschiedenen Perspektiven auftreten kann. Das ist, wer über Geist verfügt, und das ist, wer in sozialen Handlungen die Fähigkeit erworben hat, sich selbst in den verschiedenen Haltungen seiner Umwelt anzusprechen.⁴⁷

Mit diesem Gedanken ist eine Antwort gefunden, wie der getrennt vom Beobachteten gedachte Beobachter zugleich selbst Gegenstand seiner Beobachtung sein kann. Zusätzlich macht er nachvollziehbar, was die Popularität der Relativitätstheorie begründet: die Experimente Einsteins, bei dem er immer wieder *im Geist* in die Perspektive anderer überwechselte. Im Weiteren geht es mir darum zu zeigen, wie man in der Soziologie von Meads Überlegungen profitieren kann, und wo die Grenzen liegen. Eines schließlich ist klar: was beobachtet wird, hängt nun vom gesellschaftlichen Handlungszusammenhang ab.⁴⁸

Soziale Zeiten aus Synchronisationsbedarf

Eine Konsequenz daraus, Zeitbewusstsein aus sozialen Handlungen und auf diese funktional bezogen zu betrachten, besteht darin, dass Zeitbeobachten einen Sinn erhält. Es geht darum, sich in der Hemmung einer Handlung verschiedene Möglichkeiten der Fortsetzung zu eröffnen. Die Zeit erweist sich damit nicht als vorgegebener Lauf der Dinge, sondern als änderbares Arrangement von Ereignissen – die Zeit steht offen, mit ihr umzugehen.

An dieser Stelle pflichte ich Norbert Elias bei, der darauf aufmerksam gemacht hat, dass das Umgehen mit Zeit als ein Tun mit der englischen Verlaufsform „timing“ gut erfasst werden kann, weil im andern Fall das Substantiv „Zeit“ immer aufs Neue Spekulation über die Exis-

47 G. H. Mead: Philosophie der Sozialität, S. 277-324.

48 Vgl. A. Simonis: „Zeitbilder und Zeitmetaphern“, S. 103-115.

tenz eines zeitlos gedachten Dings einlade. Dennoch folge ich nicht seinem Vorschlag, deshalb „zeiten“ ins Deutsche einzuführen: Zum Ersten ist im Deutschen „Timen“ als Begriff für zeitliches Abstimmen von Ereignissen längst geläufig und zum Zweiten ist meines Erachtens Mit-Zeit-umgehend weiter gefasst. Es bedeutet *zeitpunktgenaue* Abstimmung genauso wie das, was im Deutschen als „Zeit-Management“ bezeichnet wird und eher auf die Ausarbeitung einer günstigen *Zeitreihe* abzielt.⁴⁹

Dringender scheint mir, die Frage nach der Identität dessen zu stellen, der *timt* bzw. mit Zeit umgeht. Außer Zweifel steht, dass auch diese Frage nicht dinghaft beantwortet werden kann – George Mead hat versucht, von einem Organismus auszugehen, der immer in der Ausführung einer Handlung begriffen ist, d.h. ereignishaft und nicht „einfach da“ zu denken ist. Da der Organismus die Haltungen anderer in sein Verhalten einführt, ist er zugleich doch ein anderer. Wie Mead in dieser Sache vorgegangen ist, ist bekannt: die Identität des Organismus entsteht im Dialog mit sich selbst als dem sich verhaltenden, biologischen „I“ und dem gesellschaftlichen, reflektierten „Me“.⁵⁰

Die Schwierigkeit, die in dieser Trennung liegt, ist eklatant, da Mead das „Me“ als konservatives, auf Erwartungen anderer aufgebautes Moment und das „I“ als progressives, undurchschaubares Moment in diesem Dialog konzipiert hat. Die Urheberschaft eines Verhaltens, das mit der Übernahme der Haltungen anderer zugleich die *Organisation* der sozialen Handlungen beeinflusst, fällt dem Organismus zu. Sein Argument ist klar: Weil sich der Einzelne in die Situation seiner Umwelt hineinversetzen kann, kommt es ihm zu, die Verantwortung für die Situation der Anderen mit zu übernehmen, und sofern es der Gattung insgesamt zu gute kommt, die Evolution in die Hand zu nehmen. Mein Blick gilt dem Status dieser Organisation: Sie ändert sich; aber man muss fragen – wird sie vom Einzelnen verändert oder ändert *sie* sich?⁵¹

Man sollte es Mead nicht zum Vorwurf machen, dass er seinem Anspruch gemäß die Organisation sozialer Handlungen mit Blick auf den einzelnen Organismus eingeführt hat. Doch führt seine Position zu einer Unschärfe, die – unter umgekehrtem Vorzeichen – in Norbert Elias' Text über die Zeit zu finden ist: In der Absicht, die Zeit nicht als ein Rätsel zu sehen, hat Elias Wert auf die Feststellung gelegt, dass Zeit ein *von und für Menschen* geschaffenes Orientierungsmittel sei; wenig später fügt er aber hinzu, dass die Zeit eine Einrichtung „je nach dem Stand der *sozialen Entwicklung*“ sei, die der Einzelne verstehen lerne, indem er abseits eines gewissen Maßes an Autonomie den typischen Habitus einer

49 N. Elias: *Über die Zeit*, S. 7-9.

50 G. H. Mead: *Geist, Identität und Gesellschaft*, S. 184-186, 216-220.

51 G. H. Mead: *Geist, Identität und Gesellschaft*, S. 222-235, 299-303, 412.

„Vielheit von Menschen, einer Gesellschaft“ zum „integralen Bestandteil der individuellen Person“ mache.⁵² Wer wissen möchte, weshalb über die Zeit reflektiert wird, wie es heute üblich ist, dem gibt Elias vor, ein „Modell von Menschen“ zu benötigen, die „das Subjekt des Wissens“ in den Blick nehmen können. Dieses Subjekt betitelt er als „die Gesellschaft“, aber schon wenige Zeilen danach wieder als „die Menschheit“.⁵³ Das Beispiel zeigt den Zwiespalt: Entweder ist die Befähigung zum Umgang mit Zeit die Fähigkeit zur Gestaltung der Handlungsordnung oder etwas, das sich aus der alles beherrschenden Gesellschaft ableitet. Dieser Konflikt wird in jedem Fall im Inneren des Einzelnen ausgetragen. Die Gesellschaft soll von den Individuen unabhängig sein, ist aber von diesen inkorporiert und wird dort bearbeitet.⁵⁴

Gegen dieses Bild hat Niklas Luhmann konsequent angearbeitet. Er hat dafür plädiert, statt von Organismen-in-Handlungen von Operationen sozialer, psychischer oder organischer Systeme zu unterscheiden. Anstelle von Organismen, die soziale Handlungen gestalten, soll die Gesellschaft selbst für sich verantwortlich zeichnen, während es den psychischen und organischen Systemen ihrerseits selbst überlassen bleibt, über die eigenen Operationen zu befinden. Mit Luhmann kann die Gesellschaft daher auch nicht aus Menschen bestehen; sie soll vielmehr in der Kommunikation, die auf vorangehende Kommunikation folgt, und an weitere nach sich zieht, existieren. Die Differenzierung Subjekt/Objekt will er nicht durch die von Organismus/Umwelt ersetzen, sondern durch die allgemeine Unterscheidung System/Umwelt ablösen.⁵⁵

Das soziale System kommt dabei zum Zug, wo der Gedanke Meads zum Absurdum wird: Wenn mehrere an einer sozialen Handlung beteiligte Individuen ihr eigenes künftiges Verhalten jeweils vom künftigen Verhalten der anderen abhängig machen wollen, findet die Situation keinen Ausgang. Genau darin erkennt Luhmann eine Chance zur Bildung eines sozialen Systems. Die Blockade muss *so* überwunden werden, dass dies keinem der Beteiligten zuzurechnen ist. Sollte es zu einer Zuordnung kommen, ist das eine nachträgliche Angelegenheit, keine gleichzeitige.⁵⁶

Bei aller erkennbaren Verwandtschaft zu Meads „Philosophy of the present“, wenn Luhmann etwa darauf hinweist, dass alles, was geschieht gleichzeitig, d.h. in der Gegenwart geschieht, wendet er sich dagegen, das gleiche Verhältnis von Organismus und sozialer Handlung anzuneh-

52 N. Elias: Über die Zeit, S. XXI, XXV, XXVI, XXVII.

53 N. Elias: Über die Zeit, S. XLVII.

54 Vgl. G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 73-77.

55 N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 15-30, 348-354, 551-555, 593-596.

56 N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 143-148, 177-179.

men. An die Stelle eines Organismus, der darauf angewiesen ist, mit Hilfe einer Geste bei einem anderen Organismus eine Reaktion auszulösen, an die er selbst anschließen kann, sind nach Luhmann *soziale Systeme* auf die Leistungen psychischer Systeme angewiesen, um weitere eigene Operation ausführen zu können. Entscheidend ist dabei, dass das System die Umwelt gerade *nicht* durchschauen darf.⁵⁷

Was Mead emphatisch begrüßt hatte, würde hier das Ende aller Zeit bedeuten. Wäre eine Operation denkbar, die neben eigenen sämtliche Belange der Umwelt berücksichtigt, wäre diese Operation zugleich die letzte: die Welt wäre (de-)terminiert. So ergeben sich überschneidungsfreie Sequenzen der Operationen verschiedener Systeme: Sich etwas denken (Bewusstsein) ist eben nicht das gleiche wie einem anderen etwas sagen (Kommunikation), und ein Gespräch zwischen zweien ist kein Selbstgespräch. Eine Verbindung zwischen beiden Arten von Operationen ist dennoch vorgesehen. Indem sie sich jeweils auf symbolhaft vorliegenden Sinn beziehen, sind soziale und psychische Systeme aneinandergekoppelt. Im Vordergrund steht aber die Sicherung der eigenen Anschlussmöglichkeiten: Das Gespräch muss die Chance weiterer Gespräche offen halten; das Nachdenken über etwas muss ein Weiterdenken zulassen. Daraus ergeben sich unterschiedlich geartete Ereignisreihen, und das sind: verschiedene *Zeiten*.⁵⁸

Luhmann hat verschiedene Techniken zur Sicherung anschließender Operationen genannt. Einige Techniken sieht er allein sozialen Systemen vorbehalten. Dazu gehören die Entwicklung symbolhafter Medien, die Erwartungen psychischer Systeme konditionieren: z.B. Geld, Macht, Recht, Glaube, Wahrheit oder Kunst;⁵⁹ sowie die Neubildung von System/Umwelt-Differenzen in den bestehenden Grenzen der Gesellschaft – gemeint ist die Differenzierung von Subsystemen, die jeweils nur auf den Anschluss einer bestimmten Art von Kommunikation ausgerichtet sind. In Korrespondenz zu den gerade genannten Medien können hier Wirtschaft, Politik, Rechtssystem, Religion, Wissenschaft und Kunst als Beispiele aufgeführt werden. Neben diesen Funktionssystemen sind weitere Formen der Untergliederung von Kommunikation wie die in Zentrum und Peripherie, eine Hierarchie oder in immer gleiche Segmente möglich.⁶⁰ Dem ist hinzuzufügen, dass sich die Gesellschaft von Interaktion als eigenen Typus eines sozialen Systems abtrennt, obschon jede Interaktionen weiterhin dem umfassenden System „Gesellschaft“ ange-

57 N. Luhmann: *Soziologische Aufklärung*, S. 98, 114, 117; N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 70-82, 141-143.

58 N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 296-300.

59 N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 203-207, 216-225.

60 N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 256-265, 623-631.

hört. Diese Paradoxie erwähne ich deshalb, weil Luhmann sie zeitlich auflöst: man soll sich die Interaktion als *Vollzug* der Gesellschaft vorstellen, als Moment, in dem die Gesellschaft wirklich existiert. Der Vollzug der Gesellschaft in *Episoden* soll die Chance bieten, Erwartungen zu verändern, ohne dass die Existenz der Gesellschaft als ganze auf dem Spiel stünde; psychischen Systemen gibt sie hingegen die Chance, Bindungen befristet eingehen zu können, d.h. ohne fürchten zu müssen, auf ewig gebunden zu sein.⁶¹

Es bleibt, zwei zeitbezogene Techniken zu erwähnen, die er sowohl für soziale wie für psychische Systeme annimmt: Die eine ist die Bildung von Erwartungen, dass sich erneut bewähren könnte, was sich bereits in einem anderen Zusammenhang bewährt hat.⁶² Die andere besteht darin, sich gezielt der Differenz von Vergangenheit und Zukunft auszusetzen. Die in der Sinnbearbeitung liegende Erfahrung, dass eigenen Operationen stets andere Operationen vorausgehen bzw. folgen, eröffnet *Zeithorizonte*, die die gegenwärtige Operation als *eine* Gegenwart neben anderen, künftigen oder vergangenen Gegenwarten erscheint lässt. Diese Technik bietet nicht nur die Möglichkeit zur Vorbereitung oder der Festlegung, sondern auch Gelegenheit, auf die Emergenz bestimmter neuer Ereignisse zu spekulieren, Enttäuschungen einzukalkulieren und auf dieser Grundlage etwas zu *riskieren*.⁶³

Kombiniert man die sozialen Systemen vorbehaltenen Techniken, erhält man einen neuen Zugang zur Zeit: Wenn jedes System seine eigene Zeit und entsprechende Zeithorizonte hat; wenn die Gesellschaft sich in Subsystem und in Interaktionen gliedert, ergibt sich die Schwierigkeit, die *unterschiedlichen Systemzeiten* angemessen zu vermitteln. Es besteht, mit anderen Worten, Bedarf, Operationen zu koordinieren, um Umwelten und Subsysteme zu *synchronisieren*. Es geht darum, zu „Timen“ bzw. mit Zeit umzugehen, nachdem sich das, was für ein System notwendig ist, immer rechtzeitig ereignen soll. Aber: diesmal ist es kein Organismus, sondern die Gesellschaft, die „es tut“. Das hat ein Schüler Luhmanns, Armin Nassehi verdeutlicht: weil sie sich in den Operationen sozialer Systeme vollzieht, orientiert sie sich allein am Zeitbedarf *sozialer* Systeme. Sie hat nicht die Aufgabe, den Menschen die Koordination ihrer Aktivitäten zu erleichtern. Nassehi spricht deshalb Mead das Verdienst zu, die konstitutive Rolle der Symbole zum Aufbau von Zeitarangements gezeigt zu haben, doch habe er zugleich Bewusstseins-Zeit, nicht soziale Zeit behandelt.⁶⁴

61 N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 551-555, 566-573.

62 N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 166-169, 387-394, 426-436.

63 N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 417-421.

64 A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 237-239; 255-257.

Ich empfehle, dieser Position Rechnung zu tragen, denn sie liefert einen Rahmen für Einsichten über Zeit, die in der Soziologie spätestens mit dem Aufsatz von Pitirim Sorokin und Robert Merton zentral geworden sind.⁶⁵ Sie bestehen darin, zum Ersten „Zeit“ als Begriff zu nehmen, der sich nicht daraus ableitet, dass es ein fortlaufendes Sich-Ändern gibt, sondern davon, dass *gleichzeitig Verschiedenes* gefasst wird. Damit ist in der Zeit Verschiedenes gemeint, und so ist auch „Zeit“ folgerichtig als etwas im Lauf der Zeit Verschiedenes vorzustellen. Als Zweites, eng damit verbundenes, muss gelten, dass Aussagen über Zeit nicht ohne gesellschaftlichen Bezug auskommen. So wird es möglich, die Trennung von Geist/Natur, Philosophie/ Physik vor dem Hintergrund einer Geschichte des sich ändernden gesellschaftlichen Abstimmungsbedarfs zu beschreiben.⁶⁶ Dadurch wird drittens plausibel, dass das, was psychische Systeme tun, gesellschaftlich geprägt ist: Zeit-Management, „Timing“ und dinghaftes Zeitverständnis sind keine zeitlos-menschlichen Befähigungen, sondern werden in Relation zur Form der gesellschaftlichen Umwelt ausgebildet. Mit Luhmann und Nassehi ist anzumerken, dass die gesellschaftliche Form der Lösungen und Synchronisationsprobleme mit hoher Sicherheit mit der Form kovariert, in der sich die Gesellschaft in Subsysteme gliedert. Im Weiteren will ich Veränderungen *sozialer Zeit* in Bezug zur Änderung der primären Differenzierung der Gesellschaft darstellen; das sind *allgemein* übliche Formen der Beobachtung und Organisation von Zeit.

Einfachstes und ältestes Prinzip innergesellschaftlicher Ordnung ist eine Gliederung in gleiche Segmente wie Stämme, Clans und Familien. Überschaubarkeit, gemeinsame Anwesenheit, keine Zentralherrschaft, sowie ein geringer Grad der Arbeitsteilung sind Kennzeichen dieser Ordnung. Da jedes Mitglied eines Segments für eine Mehrzahl von Interaktionen in Frage kommen kann und sich alle in großer Nähe beieinander aufhalten, stellt Gleichzeitigkeit kein ernsthaftes Problem dar. Wo jeder sehen und wissen kann, was alle tun und das meiste gemeinsam erledigt wird, ist auch die Ausbildung einer Zeitsemantik, die darauf abhebt, unterschiedliches parallel ablaufen zu lassen, unwahrscheinlich.⁶⁷

Sollen zeitliche Bezüge hergestellt werden, liegt es nahe, sich auf Abläufe und Ereignisse zu beziehen, die den übrigen Mitgliedern gleich gut vertraut sind. In der „Erntezeit“, „wenn das Vieh zurückkommt“

65 Pitirim Sorokin/Robert Merton: Social time. A methodological and functional analysis, in: The American Journal of Sociology, Nr. 5 (1937), S. 615-629.

66 Vgl. R. Wendorff: Zeit und Kultur; G. Dux: Die Zeit in der Geschichte; N. Elias: Über die Zeit.

67 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 260-265.

oder „als der Vater noch lebte“ sind ausreichende Zeitangaben. Merkmal dieser Angaben ist, dass sie sich auf Ereignisse von gesellschaftlicher Relevanz stützen. Die Zeit präsentiert sich als Folge alles andere als inhaltsleer; sie besteht im Gegenteil aus Ereignissen, zu der alltägliche Verrichtungen wie Aufstehen und Wasserholen genauso gehören wie außeralltägliche Begebenheiten, z.B. Dürre oder Krieg. Angesichts dessen wird diese Form sozialer Zeit treffend als „Handlungszeit“ oder „Ereigniszeit“ (event time) bezeichnet.⁶⁸

Diese Zeitsemantik ist keineswegs auf die segmentär differenzierte Gesellschaft begrenzt. Es ist das Verdienst von Sorokin/Merton, erfasst zu haben, dass auch die Moderne nicht allein Uhrzeiten oder Kalenderdaten kennt. Aussagen wie „gleich nach dem Konzert“ sind ebenso gebräuchlich, um anzugeben, *wann* etwas Bestimmtes geschehen (sein) soll. Sie bilden gewissermaßen die Urform der Zeitangabe.⁶⁹ Nach dieser Vorlage ist eine Fülle von Zeitangaben gebildet wie z.B. „Markttag“ oder „Sankt Martin“; Aussagen über Zeitspannen sind gleichfalls möglich – man spricht z.B. von „zwei Tagesmärschen“ oder von etwas, das solange „wie die Sendung im Radio gedauert hat“.

Soziale Zeit in diesem Sinne kann auch auf Ereignisse bezogen sein, die man heute als natürliche begreift. Gemeint sind z.B. Ebbe und Flut, Regen- und Trockenzeiten, Mondwechsel usw. Solange die Ereignisse mit bestimmten Tätigkeiten verknüpft sind, handelt es sich um *Handlungszeit*. Das wird deutlich, wenn man an landwirtschaftliche Verrichtungen denkt: Bezeichnungen wie „Frühjahr“ und „Herbst“ stehen nicht für beliebig zu nutzende Markierungen, sondern für Vorgänge, die mit Blick auf die eigene Existenz zu beachten sind. Sie bedeuten, dass die Aussaat bzw. Ernte bevorsteht. Folgerichtig sind dieselben Jahreszeiten nicht notwendig parallel zur Stellung der Erde zur Sonne gelagert. Wenngleich sich das Datum auf dem Kalender zur Vorhersage nutzen lässt, macht z.B. nicht der 21. September den Herbst. Wann Herbst ist, bestimmt sich unter diesen Bedingungen aus der Einleitung der Ernte.⁷⁰

Wer darauf hinaus will, dass diese Art der Zeiteinteilung gegenüber der Zählung von Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Minuten und Sekunden ungenau sei, dem sei gesagt, dass auch die Umläufe der Erde um die Sonne, des Mondes um die Erde und der Erde um sich nur mühsam in ein Jahr zu zwölf Monaten und 365 Tagen pressen lassen. Etliche heute verwendete Angaben unterliegen offenkundig gesellschaftlichem Bedarf. Die Einteilung des Tages in 24 Stunden, die Definition der Wo-

68 G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 123; R. Levine: Eine Landkarte der Zeit, S. 120-128.

69 Sorokin/Merton 1937, S. 618/619.

70 Vgl. G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 131/132.

che als sieben Tage-Woche und die Festlegung Christi Geburt als Anfang der Zeitzählung müssen jedes astronomischen Grundes entbehren.⁷¹

Zurück zur segmentären Differenzierung. Otthein Rammstedt hat darauf hingewiesen, dass die Vorherrschaft der Ereigniszeit meist von einer bestimmten Auffassung von Zeit bezüglich des Verhältnisses von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit begleitet wird, in seinen Worten: von einem „okkasionellen Zeitbewusstsein“. – Ich weise darauf hin, dass es im Spiegel der einleitenden Ausführungen theorietechnisch schwer fällt, eine passende Stelle für ein solches Bewusstsein zu finden und deshalb im Grunde besser von „Zeitorientierung“ die Rede sein sollte.⁷² – Indem die Zeit an Ereignisse gebunden wird, die in einer Ereignissequenz stehen, wirken Zukunft und Vergangenheit kaum scharf von der Gegenwart getrennt; diese scheint umgekehrt *endlos* gedehnt. Da kein Bezug zu einer handlungsunabhängigen Sequenz besteht, wird Zeit jeweils vom Heute aus berechnet, und die Vorfahren sind zu jeder Zeit als präsent zu behandeln. Auch das Neue wird aus der Perspektive eines nie unterbrochenen Ablaufs gesehen. Sind die Ahnen in der Gegenwart präsent, können sie auch eingreifen, so dass Unerwartetes als Ausdruck einer intendierten Handlung zu werten ist. Im Gegenzug ist Magie unerlässlich, nicht nur, um sich vor der Willkür der unsichtbar Anwesenden zu schützen, sondern auch, um sie sich willfährig zu machen. Der Begriff „Handlungszeit“ ist zudem für die Zeit insgesamt angemessen: Die Welt gilt wie aus einer intendierten Handlung entstanden als Schöpfung. Diese Annahme wird von Mythen widerspiegelt, in denen alles was es gibt, durch eine einzige, ursprüngliche Handlung erschaffen gilt. Alles Wissen der Menschen wird folglich als ein damals Empfangenes gewertet, so dass es immer darauf ankommt, sich des Ursprungs zu vergewissern. Das geschieht zyklisch, meist an jahreszeitlich bedingten Ereignisse wie die Aussaat und Ernte von Hauptnahrungspflanzen geknüpft. Was als Geschichte festgehalten wird, ist das Erinnerungbare und dieses geht fließend ins Mythische über.⁷³

Diese Zeitordnung gerät unter Druck, sobald sachlich zu trennende Anforderungen nicht mehr im überschaubaren Miteinander zu bewältigen sind. Wo Aufgaben nicht in Anwesenheit erledigt werden können, müssen Abläufe abgestimmt werden. Das ist möglich, indem sich die Gesellschaft, nicht länger in gleichartige, sondern in *ungleiche* Segmente

71 Vgl. Sorokin/Merton 1937, S. 625.

72 Otthein Rammstedt: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 27, Nr. 1 (1975), S. 47-63, hier S. 50/51; Heiland/Schulte 2002, S. 130/131.

73 Vgl. P. Bourdieu: Die zwei Gesichter der Arbeit, S. 51-60; G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 174-179.

differenziert. Sachliche Differenzen werden verkräftet, indem sie an soziale Ungleichheit geknüpft werden. Eine spezifische soziale Position einzunehmen bedeutet dann, eine spezifische Tätigkeit auszuüben. Finden sich die Segmente und Positionen hierarchisch abgesetzt, spricht man von Stratifikation.⁷⁴ Damit verändert sich wiederum die Zeitsemantik. Es muss eine Zeit geben, die für Verschiedene Verschiedenes bedeuten kann. Man denke an die ägyptischen Reiche: für die Landbevölkerung wird die Zeit der Zeit der segmentären Gesellschaft ähneln. Doch mit dem Auftreten eines zentralen Beamtenstandes am Hof entsteht ein Synchronisationsbedarf, der sich damit nicht befriedigen lässt. Bekannt ist die folgende Anfertigung von Kalendern auf Grundlage von Überschwemmung, Aussaat und Ernte entlang des Nils. Was auf dem Land die Erinnerung an Ursprungsereignisse geliebt sein mag, gibt dem Hof des Pharaos Gelegenheit, festzulegen, wann Steuern zu erheben sind.⁷⁵

Sicherlich kann noch nicht von einer inhaltsleeren Zeit die Rede sein – Zeit ist nach wie vor Ereigniszeit. Obwohl z.B. Tag und Nacht in je 12 Stunden eingeteilt wurden, wurde doch die Länge der Stunden jeweils vom Anbruch der Dunkelheit bzw. Helligkeit abhängig betrachtet. Auch wurden Regentschaftsjahre gezählt, so dass Bezüge zu zurückliegenden Ereignissen stets über die Kette der Regentschaften hergestellt werden mussten. Daneben mag die Zentralisierung von Zuständigkeiten in religiösen Fragen zu einer Abtrennung heiliger und profaner Vorgänge geführt haben; doch besteht die Aufgabe der Religion vor allem darin, die unterschiedlichen Segmente zu verklammern, d.h. die bestehende Ordnung als ewige und verbindliche zu präsentieren. Kurz gesagt: eine inhaltsleere Zeit kann nicht existieren, weil sich mit der Festfügung der sozialen Gliederung schlicht zu wenig ändern kann.⁷⁶

Gleichwohl ändert sich das Zeitverständnis. Die Annahme, dass die Vergangenheit bis in die Gegenwart hineinreicht, wird von der Vorstellung der Ewigkeit *jenseits* der Gegenwart abgelöst. Die Ewigkeit ist in allem, das wie Stein zeitlos zu sein scheint, präsent. Was sich dagegen in der Gegenwart abspielt, kann zum einen als ein ewiges Werden und zum anderen ebenso gut als ein Ewiges werden begriffen werden. Für dieses Verständnis hat Rammstedt die Bezeichnung „zyklisches Zeitbewusstsein“ verwendet.⁷⁷ Es stellt die Erfahrung, dass manche Abläufe gleichförmig wiederkehren, neben den Verdacht willkürlicher Eingriffe der Götter. Sinnbild ist die Kreisbewegung, denn sie setzt Anfang und Ende in ein Bedingungsverhältnis und bestätigt zugleich, dass das alles, was

74 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 276-281.

75 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 285-292.

76 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 281-284.

77 O. Rammstedt: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, S. 51-54.

wird, dahin führt, dass es wieder so ist wie es schon war. Das entspricht einer Gesellschaftsordnung, in der jeder den Platz behalten soll, der ihm zu Anfang zudedacht war.

Dieses Verständnis hat die Antike geprägt. Selbst wenn es zu einer Entwicklung neuer Techniken der Zeitmessung kam, bestimmte – wie oben Aristoteles geschildert hat – die Vorstellung von ewiger Kreisbewegung und ewiger Ruhe das Denken und Sprechen über Zeit. Das frühe Christentum scherte ebenfalls nicht aus: sein Glaube lehrt, dass Gott vor aller Zeit *war*, durch alle Zeit hindurch *ist* und am Ende *sein wird*. Der Mensch kehrt am Ende seines irdischen Lebens deshalb zu ihm zurück. Mit Nassehi ist eine einschneidende Veränderung erst im ausgehenden Mittelalter zu beobachten, *ohne* dass sogleich der stratifikatorische Aufbau der Gesellschaft in Frage gestanden hätte. Die Veränderung bestand darin, der Zeit ein Ziel zu geben, d.h. davon auszugehen, dass nach einer Bewegung etwas *verändert* ist.⁷⁸ „Lineares Zeitbewusstsein“ hat Rammstedt dieses Verständnis genannt, bei dem Anfang und Ende nicht ineinander fallen. Wichtig anzumerken ist der Hinweis, dass es sich dabei um einen *geschlossenen* Ablauf handelt: wo die Linie hinführt, ist im Ursprung ausgemacht. Einer Handlung nachempfunden, in der sich intendiertes vollzieht, strebt alles unausweichlich dem sicheren Ende zu.⁷⁹

Das berührt die meisten Mitglieder der Gesellschaft zunächst nur am Rande. Die Bindung der Bauern an die Scholle, der geringe Umfang von Handel und Arbeitsteilung und die Gleichsetzung von Stand und Beruf fangen Unterschiede der Eigenzeiten in den Segmenten ab. Die täglichen Routinen bestehen nebeneinander und sind nach wie vor durch Kopräsenz vermittelbar. Selbst die Erfindung mechanischer Uhren in Klöstern stehen nicht für eine neue Ordnung der Zeit. Diese Uhren dienen dort dazu, die ewige Ordnung des Himmels im irdischen Dasein präsent zu halten. Ihre Zeiteinteilung dient der Einhaltung der Liturgie.⁸⁰

Eine allfällige Veränderung der Zeitordnung ergab sich erst mit der Neuzeit. Die Ausdehnung des Handels, die Verflechtung und Ausrichtung wirtschaftlicher Tätigkeiten auf Märkte verlangten, räumlich und sachlich verschiedene Abläufe in einer Weise zu koordinieren, die jenseits dessen liegen musste, was der Kirchenkalender zuließ. Es bedurfte insbesondere einer Zeit, mit der *gerechnet* werden konnte, d.h. mit der sich Zeitintervalle und Geldbeträge in Beziehung setzen ließen. Hier ist die Stelle markiert, an der sich Zeit und Ereignisse voneinander lösen und Zeit „die“ Zeit werden konnte.⁸¹

78 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 292-299.

79 O. Rammstedt: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, S. 54/55.

80 Vgl. G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 320-322.

81 Vgl. G. Dux: Die Zeit in der Geschichte, S. 332/333.

Anfangs griff man dazu auf Uhrwerke und Einteilungen zurück, die Klöster entwickelt und gepflegt hatten. Doch bekamen die Glockenschläge und Kalenderdaten einen neuen Zweck: man brauchte sie nicht, weil man Auskunft erhoffte, was wann zu tun war, sondern, um sich *verabreden* zu können, etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt zu tun.⁸² Der rechte Zeitpunkt einer Tätigkeit erschien seltener vorgegeben, sondern als Lösung des Problems sachlich begründeter, unterschiedlicher Zeiten. Damit war auch das Zeitverständnis herausgefordert, das der Gegenwart nicht mehr zubilligte, als flüchtiger Moment eines Geschehens zu sein, das dahin führt, wo Gott es immer schon hingelenkt hat. Bis zum 18. Jh. wurden die entsprechenden Zweifel lauter; man fragte, ob die Zeit nicht ein handlungsunabhängiges Nacheinander sei.⁸³

Der Ausgang der Kontroverse ist bekannt: Die Revolution von 1789 sprengte die religiöse Klammer der Zeit und brachte ihren eigenen Kalender hervor, der die *Machbarkeit* der Zeit zeigte. Dass dieser Kalender im Namen der Vernunft aufgestellt wurde, ist Sinnbild dafür, dass sich mit der Ablehnung herkunftsbedingter sozialer Ungleichheit nicht die Annahme der geschlossenen Zukunft verflüchtigt hat. Die Gegenwart war zwar von der Vergangenheit befreit, aber weiterhin gepriesen bzw. verdammt, auf ein Ziel hinzulaufen. Statt von der vagen Aussicht auf Erlösung war das 19. Jh. von Fortschrittsglaube beherrscht. Wenn etwas nicht gelingen wollte, wurden eingesetzte Mittel problematisiert, nicht aber Ziele. Zudem wurde die Zeit mit der Ausdehnung der Erwerbsarbeit auf die Angehörigen sämtlicher Stände knapp. Das Interesse am rechten Zeitpunkt wich schließlich dem Interesse, Zeit zu sparen.⁸⁴

Indessen war die Kopplung von Sach- und Sozialfragen einem neuen Ordnungsprinzip gewichen, das *sachliche* Fragen voneinander trennt. Man kann dieses Prinzip als funktionale beschreiben: Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Kunst usw. sind die Subsysteme, die mit spezifischen Operationen betraut sind. Die Religion ist zu einem Subsystem neben anderen mutiert. Diese Ordnung kommt ohne solche Klammer aus: So wenig Menschen als Personen in vollem Umfang auf die Funktionssysteme zu verteilen sind, so wenig existiert eine übergeordnete Instanz, die die Funktionssysteme koordiniert. Das wäre unmöglich, wenn nicht eben Zeit eine andere geworden wäre: von Handlungen und Ereignissen abgelöst und deshalb *beliebigen Bezugnahmen* offen stehende Zeit.⁸⁵

Bezeichnend ist, dass die standardisierte Uhrenzeit auf die Initiative von Eisenbahngesellschaften zurückgeht, nachdem die Eisenbahn Inbe-

82 Vgl. A. Hinz: *Psychologie der Zeit*, S. 122-124.

83 Vgl. N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 253-256.

84 Vgl. N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 421-426.

85 Vgl. A. Nassehi: *Die Zeit der Gesellschaft*, S. 310-315.

griff dafür geworden war, jeden zu jedem beliebigen Zweck an fast jeden Ort der Erde zu bringen. Um diese Erwartung planmäßig zu erfüllen und die große Zahl der Verbindungen abzustimmen, war es im ausgehenden 19. Jh. zum Hindernis geworden, dass Ankunfts- und Abfahrtszeiten jeweils an den Sonnenständen der Ankunfts- und Abfahrtsorte orientiert waren. Als der Aufwand zu stark gewachsen war, lokale Zeiten ineinander umzurechnen, wenn man erfahren wollte, wann Anschluss bestand, wurden sogenannte „Eisenbahnzeiten“ parallel geführt. Erst als 1884 die Regierungen der Nationalstaaten dazu bereit waren, die Uhr in Greenwich als zentralen Zeitgeber zu akzeptieren, konnte eine weltweit verbindliche Ordnung der Zeit etabliert werden.⁸⁶

Vor Ort gingen damit die buchstäblich naturgegebenen Ordnungen der Zeit verloren. Die Zeit verlor ihre Grundlage in Handlungen, die sich z.B. aus dem Aufgang und Untergang der Sonne ergaben, und wurde einzig auf das Erfordernis gegründet, zu diesem oder jenem Zweck vorher und nachher festlegen zu können. Das Erscheinungsbild von Uhren ist diesem Anspruch gefolgt: Neben gleichförmig im Kreis bewegten Zeigern gibt es die digitalen Displays, deren Zahlenwechsel zum Ersten die harsche Differenz zwischen Vorher und Nachher anstelle eines fließenden Übergangs suggerieren und zum Zweiten im Fehlen des wiederholten Kreisumlaufs verdeutlichen, dass verbrauchte Zeit stets unwiederbringlich verlorene Zeit ist. Die Frage, wie lange eine Sekunde dauert, wird heute ebenfalls anders beantwortet als zu der Zeit, in der die Weltzeit eingerichtet worden war. Nachdem ein Schlingern der Erde auf ihrer Umlaufbahn festgestellt worden war, wurde die Bestimmung aus dem Jahr 1900, die das 86400stel eines mittleren Sonnentages auf der Erde als Sekunde definiert, ersetzt. Seit 1967 versteht man als „Sekunde“ das 9192631770fache jener Spanne, die im Wechsel der Energiestufen eines Cäsium-Isotops auftritt. Die astronomische Zeit hat schlicht den inzwischen entstandenen Abstimmungserfordernissen nicht länger genügt.⁸⁷

Das Zeitverständnis hat spätestens mit den Katastrophen des 20. Jhs. seine linear-geschlossene Form eingebüßt. Laut Rammstedt ist es die Unmöglichkeit, die Zeiten der Subsysteme in eine umfassende Teleologie einzubinden, die mit „offener Zukunft“ korrespondiert.⁸⁸ Gemeint ist die Erfahrung, sich damit abfinden zu müssen, dass die Zukunft in Zukunft lediglich in Relation zur Gegenwart mögliche Anschlüsse reprä-

86 Blaise Clark: *Die Zähmung der Zeit. Sir Stanford Fleming und die Erfindung der Weltzeit*, Frankfurt (M): S. Fischer 2001, S. 26, 34/35, 51-54, 184-193.

87 J. Kabisch: „Der Zeitpunkt“; R. Wendorff: *Zeit und Kultur*, S. 547.

88 O. Rammstedt: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, S. 55-57.

sentiert und nichts Bestimmtes, unverändert Erreichbares mehr. Gesichert erscheint nur noch, dass die Zukunft eine Gegenwart mit eigener Zukunft sein wird. Wie diese künftige Gegenwart aussieht, hängt davon ab, wie man *sich selbst* verhält.⁸⁹

In diesem Abriss, wurde der Eindruck verstärkt, „Umgang mit Zeit“ in Abhängigkeit zur gesellschaftlichen Zeit betrachten zu müssen. Über das Interesse an der Ablösung gesellschaftlich dominanter Umgangsformen im Lauf der Geschichte, gerät meines Erachtens jedoch zum Ersten die Frage aus dem Blick, wie es sich *heute* verhält.⁹⁰ Rammstedt und Nassehi merken knapp an, dass die in einer historischen Abfolge beschriebenen Zeit- und Zeitbewusstseinsformen einander nicht nur rückstandslos abgelöst hätten, sondern eher kumuliert wären. So weist Nassehi auf die Koexistenz von Handlungsrouninen und mit mittels Uhrzeit getroffener Vereinbarungen als Kennzeichen des Alltags in den historischen Zentren der Moderne hin und stellt fest, dass im Unterschied dazu in anderen Gegenden der Alltag von historisch ungleichzeitigen Umgangsformen geprägt sei. Rammstedt zieht dagegen die Möglichkeit in Betracht, dass überholte Bewusstseinsformen im Schatten herrschender gesellschaftlicher Gruppen die Zeit überdauern könnten.⁹¹

Zum Zweiten stellt sich die Frage, wie sich Bewusstseinszeiten und soziale Zeiten, das „Timing“ psychischer Systeme und die Synchronisation sozialer Systeme – oder in einer anderen Theoriesprache ausgedrückt: „Mikro- und Makroebene“ – gegeneinander vermitteln.⁹² In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, dass Rammstedt von „gesellschaftlichem Bewusstsein“ spricht. Diesen Fragen versuche ich mich im Folgenden zu stellen, indem ich neben sozialer Ungleichheit einen Begriff aufgreife, der von Rammstedt und Nassehi immer wieder benötigt wird, aber aufgrund der Theorieanlage nur eine latente Rolle spielen darf, ich meine „Leben“.

89 Vgl. N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 418-420.

90 Vgl. R. Simsa: Wem gehört die Zeit, S. 56-58.

91 A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 343-345; O. Rammstedt: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, S. 59; vgl. P. Bourdieu: Die zwei Gesichter der Arbeit, S. 104-118.

92 H. Lüdtke: „Temporale Muster“, S. 321; vgl. K. H. Hörning/D. Ahrens/A. Gerhard: Zeitpraktiken, S. 57-59.

Rund um die Uhr und sich selbst leben

Lebensstile und gesellschaftliche Strukturen

Im vorangehenden Abschnitt meiner Arbeit habe ich gezeigt, wie man das Umgehen mit Zeit aus zwei verschiedenen Positionen als gesellschaftlich bedingten Vorgang sehen kann. Die Position Meads bringt die Fertigkeit, Handlungssequenzen zu manipulieren in den Blick. Zugleich sehe ich aber mit Luhmann die inhärente Paradoxie des sozialisierten und doch nicht sozialisierten Individuums. Das Bestreben, allein von sozialen Ereignissen auszugehen, rückt die historische Vielfalt des gesellschaftlichen Bedarfs an Synchronisation sowie damit verbundene Auffassungen von Zeit in den Vordergrund. Beide Positionen scheinen mir nützlich, aber zugleich von begrenztem Nutzen. Sie hinterlassen eine Lücke, wenn es darum geht, wie Sprechen und Denken, aber auch Abläufe wie Essen und Trinken sich einander zuordnen. Situationen wie der Brunch im Café, der Verzehr eines Snacks in der Arbeitspause oder das Abendessen allein zu Hause vor dem Fernsehapparat müssen als Umgang mit Zeit erfasst werden. Zu diesem Zweck schlage ich vor, auf „Leben“ und auf „Ungleichheit“ zu sprechen zu kommen.

Nun erweist sich gerade „Leben“ als Begriff mit einer Tradition, die sich schlecht ignorieren lässt. Der bereits erwähnte Henri Bergson hat z.B. „Leben“ ausdrücklich mit individueller Freiheit verbunden und gegen den Glauben an die wissenschaftlich-technische Determination des Lebens am Ausgang des 19. Jhs. in Stellung gebracht.¹ Mit Wolfgang Eßbach ist zu überlegen, ob „Leben“ in dieser Hinsicht für das 20. Jh. die Rolle eines erlösenden Begriffs bekleidet haben könnte, so, wie Helmut Plessner mit Blick auf die Umbrüche des 18. und 19. Jhs. „Vernunft“ und „Entwicklung“ als Begriffe mit erlösendem Gehalt ins Ge-

1 H. Bergson: Zeit und Freiheit.

spräch gebracht hatte.² Sicherlich sollte man vorsichtig sein, von Erlösung zu sprechen, zumal der Einwand kaum von der Hand zu weisen ist, dass eine europäischen Schauplätzen entlehnte Sequenz der globalen Betrachtungsweise nicht angemessen sein könnte. Wollte man „Leben“ im Spannungsfeld von Modernisierung und Zivilisierung einsetzen, wäre im Gefolge der Globalisierung vielleicht nach einem oder nach mehreren Begriffen vom Format des amerikanischen „way of life“ Ausschau zu halten.³

Selbst wer von einer erlösenden Aufladung absehen möchte, wird nicht bestreiten können, dass „Leben“ eine Vokabel ist, die sich heute in vielen Zusammenhängen bewährt. „Ein Beruf, so spannend wie das Leben“; technische Innovation, „so vielfältig wie das Leben“; sich „vom Leben anziehen lassen“ lauten zufällig ausgewählte Werbebotschaften.⁴ Ohne Weiteres kann man „Leben“ außerdem zwischen technischem Wissen und Glaubensgewissheit lokalisieren: Als z.B. 2001 das Bundesministerium für Forschung und Bildung daran ging, vielversprechenden Wissenschaften wie Biochemie, Neurologie und Genetik eine Plattform für den gemeinsamen Auftritt einzurichten, geschah dies unter dem Etikett, das diese Disziplinen inzwischen selbst verliehen haben: „Lebenswissenschaften“.⁵ Die deutschen Bischöfe der katholischen Kirche haben in ihrem Aufruf zur Wahl des Bundestages 2005 hingegen die Wähler dazu aufgefordert, für eine Politik zu stimmen, die die Menschenwürde gegenüber Gentechnik und Biomedizin schützen sollte, gleich ob ein Mensch „geboren oder ungeboren lebe“.⁶

An dieser Stelle kommt es mir auf den Hinweis an, dass „Leben“ aus der Soziologie ebenfalls nicht wegzudenken ist, obwohl ich die Gefahr sehe, dass dem Begriff hier vor allem in der Wortverbindung zu „Le-

-
- 2 Wolfgang Eßbach: „Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne“, in: Frithjof Hager/Hermann Schwengel (Hg.), *Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung*, Frankfurt (M): Fischer Taschenbuch 1996, S. 269-281, hier S. 278-280.
 - 3 Hermann Schwengel: „Was kommt nach dem Leben? Way of life, Globalisierung und Weltpragmatismus“, in: Ulrich Bröckling/Axel T. Paul/Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne. Festschrift für Wolfgang Eßbach*, München: Wilhelm Fink 2004, S. 358-369, hier S. 359-363; Hermann Schwengel: „Lebensstandard, Lebensqualität und Lebensstil“, in: Volker Hauff (Hg.), *Stadt und Lebensstil. Thema Stadtkultur*, Weinheim/Basel: Beltz 1988, S. 57-73, hier S. 73.
 - 4 Polizei-Brandenburg 2005; N24, www.n24.de/innovation/technews/index.php vom 10.09.2005; Hess-Natur, www.hess-natur.de vom 10.09.2005.
 - 5 Bundesministerium für Forschung und Bildung, www.bmbf.de/publikationen/4481.php vom 03.10.2005.
 - 6 Katholische Nachrichtenagentur, www.kna.de/doku_aktuell/dbk_wahl2005_aufruf.html vom 03.10.2005.

bensstil“ Abnutzung droht. Vor diesem Hintergrund will ich den weiteren Gebrauch von „Leben“ definieren.

In der Tat stehe ich nicht allein, wenn ich die Lebensstilforschung vom Verschleiß geplagt sehe. Die Anzeichen sind deutlich: Spätestens seit Mitte der 1990er Jahre sinkt die Zahl der jährlichen Publikationen in diesem Forschungsbereich ab, und statt dessen wird das erreichte bilanziert;⁷ selbst eine Bilanz der Bilanzen ist jüngst erschienen.⁸ Insgesamt konstatieren die Autoren von Bilanzen, dass sich die Lebensstilforschung zwar sehr rasch eingeführt habe, dass es allerdings seit ihrer Konsolidierung auch einen Stillstand zu verzeichnen gebe, der dringend durch eine neue Perspektive überwunden werden müsse.⁹

Der Stillstand wird meines Erachtens in einem Konflikt offenbar, der schon deswegen knapp zu beschreiben ist, weil es zu den Symptomen des Stillstands gehört, dass die Beteiligten dazu neigen, die gleichen Argumente wieder und wieder zu bemühen. Sie folgen darin der Hoffnung, dass eine weitere Bekräftigung ihrer Position endlich diejenige sein könnte, die auch verfängt. Die Grundlinie des Konflikts ist berührt, wenn man Lebensstil- und Ungleichheitsforschung zusammenbringt.

Vielfach wurde hervorgehoben, dass sich die Lebensstilforschung im akademischen Betrieb erst etablieren konnte, *nachdem* sie vorrangig in der US-amerikanischen Marktforschung der Nachkriegszeit einen Boom erfahren hatte.¹⁰ Auf die Bundesrepublik bezogen gelten Studien der Werbeagentur Conrad & Burnett aus den späten 1970er und die seither fortgesetzten Untersuchungen des Sinus-Instituts als wegweisend.¹¹

7 Dieter Hermann: „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 56, Nr. 1 (2004), S. 153-179, hier S. 153/154.

8 G. Otte: „Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft“.

9 Vgl. Annette Spellerberg: „Über Werner Georg: ‚Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie‘“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 56, Nr. 2 (2000), S. 376-377, hier S. 377; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 11-13; Hartmut Lüdtke: „Methodenprobleme der Lebensstilforschung. Probleme des Vergleichs empirischer Lebensstiltypologien und der Identifikation von Stilpionieren“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 139-163, hier S. 161.

10 Vgl. Werner Georg: Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie, Opladen: Leske+Budrich 1998, S. 119-132; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 51-70.

11 Sinus-Milieus, www.sinus-sociovision.de/2/2-3-1-1.htm vom 11.10. 2005; vgl. Marianne Reeb: Lebensstilanalysen in der strategischen Marktforschung, Wiesbaden: Gabler 1998, S. 24-39; Thomas Drieseberg: Lebensstilforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen, Heidelberg: Physica 1995, S. 145-160, 191-201.

Als gemeinsames Merkmal dieser Arbeiten gilt ihre Distanz zu lange eingespielten Variablen, mit deren Hilfe bis dato Märkte segmentiert worden waren. In Interviews befragte Personen wurden nicht allein entlang eingespielter Merkmale wie Alter, Geschlecht, Einkommen, Bildung, Beruf und Familienstand, sondern auch anhand ihrer Haltungen zu Werten, Freizeitinteressen und -aktivitäten gruppiert, denen traditionell wenig Beachtung geschenkt worden war.¹²

War es das Ziel solcher Untersuchungen, differenzierte Kenntnis über die Motivation von Kaufentscheidungen bzw. Wahlentscheidungen aus den verschiedenen Lebensstilen der Befragten abzuleiten, wurde daneben in der akademischen Ungleichheitsforschung die Lebensstilanalyse als Instrument zur Identifikation gesellschaftlicher Großgruppen in Dienst gestellt. In den 1980er und 1990er Jahren entstanden etliche Studien mit unterschiedlichem Design, die unter dem Signet der „Lebensstilforschung“ zusammengefasst werden.¹³ Als Beispiel für die Rechtfertigung des neuartigen Vorgehens können die Überlegungen Stefan Hradils gelten, der davon ausging, dass die Ordnung von Großgruppen entlang der herkömmlichen, aber auch der neu eingeführten Merkmale verlaufe: Durch Hinzufügung einer horizontalen zu der bis dahin selbstverständlichen vertikalen Achse fand eine Verteilung in einem zweidimensionalen Feld statt.¹⁴ Die hinzugekommene Dimension der Ungleichheit sollte den seit Ende des II. Weltkriegs beobachteten Wandel zentraler Werthaltungen vom Materialismus zum Postmaterialismus aufnehmen. In diesem Feld tauchen statt berufsabhängiger Klassen *Milieus* wie das „traditionslose Arbeitermilieu“, das „aufstiegsorientierte“ oder das „hedonistische Milieu“ auf.¹⁵ Man kann das Bestreben erkennen, geläufige Einteilungen zu erweitern, wobei die Rede von „Milieus“ zeigen soll, dass man nicht von einer dem 19. Jh. verhafteten Klasseneinteilung ausgehen wollte.

Damit ist die Diskussion aufgegriffen, die sich spätestens mit dem Erscheinen von Ulrich Becks Text „Risikogesellschaft“ Mitte der 1980er Jahre erhitzt hatte. Beck hatte nicht das völlige Verschwinden sozialer Ungleichheiten, aber das Verschwinden einer Ordnung der großen

12 Vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S. 17-19; H. Lütke: „Methodenprobleme“, S. 141-143.

13 Vgl. Matthias Michailow: „Individualisierung und Lebensstilbildung“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 71-98, hier S. 71; W. Georg: Soziale Lage und Lebensstil, S. 16-18.

14 Stefan Hradil: Strukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen: Leske+Budrich 1987, S. 158-170; vgl. Sinus-Milieus.

15 S. Hradil: Strukturanalyse, S. 169.

Gruppenverbände behauptet.¹⁶ Er war zu der Auffassung gelangt, dass das Wirtschaftswunder, der Ausbau des Wohlfahrtsstaates und die Expansion des Bildungswesens im Verbund mit der Reduzierung der Arbeitszeiten dazu geführt hatten, die Ordnung von Differenzen aus verschiedenen Bereichen auf einer einzigen Linie, die sich am Berufs festmacht, aufzubrechen. Am Ende wären die Individuen freigesetzt, ihre Leben nicht nach Maßgabe einer bestimmten Gruppe zu führen, sondern nach eigener Anschauung zu ordnen. Das sollte mehr als die Aufforderung bedeuten, dem Leben eine persönliche Note zu geben: gemeint sein sollte die Pflicht, sich eine Existenz im eigenen Stil zu „basteln“.¹⁷

Die nicht nur von Beck vertretene These der Erosion der bisher üblichen Gruppenordnung hat vielfach dazu geführt, die Lebensstilforschung zur Aufhellung einer weitgehend unübersichtlichen Situation einsetzen zu wollen. So entstanden Arbeiten mit experimentellem Charakter, in denen es darum ging, entweder dem Stil als neue Ordnungsform nachzuspüren, oder soziale Ungleichheiten überhaupt zu identifizieren, um in einem Abgleich statistischer Erklärwerte nach einer künftigen Gruppenordnung Ausschau zu halten.¹⁸ Als Beispiel dafür, den Lebensstil als Ordnungsform zu begreifen, ist die Arbeit von Karl Hörning, Annette Gerhard und Matthias Michailow prominent geworden, in der sie Personen schildern, deren Leben um jenen spezifischen Umgang mit Zeit kreisen, den ich weiter unten noch ausführlich beschreiben werde.¹⁹ Als Beispiel für die zweitgenannte Vorgehensweise lässt sich die „Erlebnisesellschaft“ lesen, in der Gerhard Schulze von der Auflösung alter Formen der Vergesellschaftung durch Besitz und Beruf ausgehend den Übergang zu einer neuen Form zeigen will, die sich daraus speist, was jemand als ästhetisch, im Sinne von zu-sich-passend empfindet.²⁰

16 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt (M): Suhrkamp 1986, S. 218; Ulrich Beck: „Die uneindeutige Sozialstruktur. Was heißt Armut, was Reichtum in der Selbst-Kultur“, in: Ulrich Beck/Peter Sopp (Hg.), Individualisierung und Integration: Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus, Opladen: Leske+Budrich 1997, S. 183-197, hier S. 193-195.

17 Ulrich Beck/Wilhelm Vossenkuhl/Ulf Erdmann Ziegler: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekanntere Gesellschaft in der wir leben, München: C.H. Beck 1995, S. 9-15; Ronald Hitzler/Anne Honer: „Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 307-316.

18 Vgl. Rainer Diaz-Bone: „Milieumodelle und Milieustrumente in der Marktforschung“, in: Sozialwissenschaft und Berufspraxis, Jg. 26, Nr. 4 (2003), S. 365-380, hier S. 366-368.

19 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 9-25.

20 G. Schulze: Die Erlebnisesellschaft.

An die Stelle vermeintlich „objektiver“ Aussagen, was jemand angesichts seiner beruflichen Position und seines Einkommens in der Gesellschaft ist, soll für alle die Aufgabe getreten sein, das eigene Leben unter dem Gesichtspunkt „subjektiver“ Präferenzen zu gestalten. Bezogen auf statistisch messbare Differenzen rücken traditionelle Grenzziehungen nach Beruf und Einkommen in den Hintergrund: Die unterschiedenen *Erlebnismilieus* manifestieren sich in einem Feld, das die Merkmale Schulbildung und Alter aufspannen.²¹

Der Konflikt um „Lebensstil“ wäre selbstredend keiner, wäre diese Inbesitznahme nicht mit der Position kollidiert, die mit der Pierre Bourdieus assoziiert wird, dessen bekanntestes Werk unter dem Titel „Die feinen Unterschiede“ zu Anfang der 1980er Jahre ins Deutsche übersetzt worden war.²² Bourdieu vertrat in ganz anderer Weise den Anspruch, über soziale Ungleichheit Aufschluss zu geben: Zwar hatte auch er Veränderungen festgestellt, doch war es ihm stärker um den Nachweis gegangen, wie sich die Gliederung in Berufs- und Besitzklassen weiter fortschreibt, und wie diese Ordnung das alltägliche, das banale und dem Anschein nach individuellen Präferenzen überlassene Leben vollkommen durchdringt.²³ Ein Lebensstil ist für ihn Ausdruck eines klassenspezifischen Habitus sowie das Mittel zur Distinktion gegenüber Mitgliedern der anderen Klassen. Es mag Nöte und Anstrengungen geben, die bei Geburt gegebene Klassenlage hinter sich zu lassen; doch handelt es sich um ein Auf- bzw. Absteigen, ein Wechsel der Klasse, ohne dass das Prinzip der ökonomisch angeleiteten Ordnung von Klassen je überwindlich wäre. Im Jahr 1789 mag demnach das Pariser Bürgertum den Feudalismus beseitigt haben, nicht aber die soziale Hierarchie, die in Gestalt des Großbürgertums eine neue Spitze erhalten hat.²⁴

Meiner Meinung nach hat das Beharren vieler auf je einer der hier gezeigten Positionen in hohem Maße den Stillstand der Lebensstilforschung befördert. Bis heute lehnen einige die Wendung zu einer neu orientierten Ordnung des Sozialen als Strohfeuer des Nachkriegsbooms ab, um sich auf Bourdieu zu berufen und von da die Kontinuität altvertrauter Strukturen festzustellen. Eine gewisse Banalisierung bei der Umsetzung ist dabei kaum zu verhindern: Wenn Berufs-, Bildungs- und Besitzverhältnisse eine bessere rechnerische Erklärung eines Forschungs-

21 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 176-178, 269-219; vgl. Thomas Müller-Schneider: „Wandel der Milieulandschaft in Deutschland. Von hierarchisierenden zu subjektorientierten Wahrnehmungsmustern“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Nr. 3 (1996), S. 190-206, hier S. 204.

22 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede.

23 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 104-107.

24 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 11, 132; vgl. N. Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, S.163-166.

gegenstands bieten als Merkmale, die mit dem Lebensstil verbunden werden, wird bereits daraus geschlossen, den erhofften Beweis für die Fortexistenz der Klassenordnung erbracht zu haben.²⁵ Und spätestens seitdem zu beobachten ist, dass in Deutschland der Abstand zwischen Arm und Reich wächst, sehen sich die Gegner der These eines Strukturwandels in ihrer Auffassung bestätigt, dass „Lebensstil“ ein bloßer – wenn nicht gar westdeutscher – Modebegriff gewesen sei, der mit dem Wiedererscheinen des hässlichen aber dafür immerhin wahrhaftigen Antlitzes der Klassengesellschaft zum Vorschein komme.²⁶ Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit diese These zutrifft, aber selbst wenn sie zuträfe, werden Klassengrenzen zumindest in der breiten Öffentlichkeit derzeit nur zurückhaltend thematisiert.²⁷ Wer will, kann dies und den zurückliegenden Wertewandel als Ablenkungsmanöver ausweisen. Durch die Austragung von Konflikten im Himmel der Werte, verschleiert die Gesellschaft den meisten Menschen, dass sie zugleich die Verschärfung sogenannter „harter“, irdischer Ungleichheiten vorantreibt.²⁸

Das kann nicht unwidersprochen bleiben: Zentrales Gegenargument der anderen Position ist, dass weiter von einer Überlagerung verschiedener Dimensionen der Ungleichheit auszugehen sei, die die Abdankung von der verbindlichen Ständehierarchie und der noch stark ständisch eingefärbten Klassenordnung bedeute. Bestritten wird nicht, dass jede Ungleichheit der Vergangenheit angehören würde – doch wird davor gewarnt, aufgrund der früheren Rolle etwa von Besitz- und Einkommensungleichheiten darauf zu schließen, dass diese nicht ohne die vormalige

-
- 25 Vgl. Jürgen Gerhards/Jörg Rössel: „Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen“, in: Soziale Welt, Jg. 53, Nr. 3 (2002), S. 261-284, hier S. 261-263; D. Hermann: „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“, S. 159, 174/175.
- 26 Vgl. Rainer Geißler: „Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 48, Nr. 2 (1996), S. 319-338; Thomas Meyer: „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 255-271, hier S. 260-262; Joachim Bischoff/Sebastian Herkommer/Hasko Hüning: Unsere Klassengesellschaft. Verdeckte und offene Strukturen sozialer Ungleichheit, Hamburg: VSA 2002, hier S. 21-23.
- 27 Vgl. Wolfgang Abel: „Konsumenten ohne Klasse“, in: Badische Zeitung vom 11.02.2006, S. 6; Janny Scott/David Leonhardt: „Class in America“, in: The New York Times – Articles selected, Süddeutsche Zeitung vom 23.05.2005, S. 1-8; Jan Feddersen: „Krieg dem Pöbel!“, in: Die Tageszeitung vom 18.03.2005, S. 17.
- 28 Vgl. Thomas Schmierer: „Von der kompetitiven Gesellschaft zur Erlebnisgesellschaft. Der ‚Fahrstuhl-Effekt‘, die subjektive Relevanz der sozialen Ungleichheit und die Ventilfunktion des Wertewandels“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Nr. 1 (1996), S. 71-82, hier S. 71-82.

Gesellschaftsform auftreten könnten. Bisweilen mit gereiztem Unterton wird deshalb angeraten, Klasse und Schicht endlich als *historische* Ordnungsformen anzuerkennen und das Werk Bourdieus im Rang des Klassikers zu lesen.²⁹ Selbstredend können Befürworter dieser Argumentation gleichfalls statistische Belege aufbieten. Demnach kann z.B. eine geringe Änderung der rechnerischen Erklärwerte traditioneller Strukturmerkmale in den letzten Jahren als klarer Beleg ihrer Schwäche gelesen werden, während eine geringe Änderung der Werte der Lebensstilmerkmale als Stabilisierung erscheint. Dann lässt sich immerhin sagen, dass die Forschungen in den 1980er und 1990er Jahren bloßer Auftakt einer groß angelegten Suche nach neuen Gruppierungen gewesen seien.³⁰

Mein Ziel ist es, „Leben“ in Verbindung mit „Stil“ jenseits dieses Grabenkampfs zu definieren. Dazu will ich das ins Spiel bringen, was für mein Verständnis häufig außen vor bleibt: die Frage nach dem Verhältnis zwischen sozialer Struktur und jener Ordnung, die nicht *Sozialstruktur*, aber gesellschaftliche Struktur ist – die Differenzierung funktionaler Systeme.³¹

Mit Luhmann hat sie die ständische Gliederung, die für sämtliche Individuen feste Plätze in einer naturgemäßen Ordnung vorgesehen hatte, verdrängt. Die funktionale Ordnung ist eine, die zunächst nicht Menschen, sondern (nur) Kommunikationen unterscheidet. Kennzeichen von Politik, Religion oder Kunst ist es, dass sie mit Menschen ausschnittshaft, d.h. in Relation zu bestimmten Fragen befasst sind. Damit entfällt eine umfassende Ordnung sämtlicher Bereiche des Lebens, so dass jedem das Recht *und* die Pflicht zukommt, sein Leben selbst zu gestalten.³²

Man hat Luhmann häufig vorgeworfen, das Postulat der Behandlung aller Menschen unter Absehung von ihrer Person mit der gänzlich anders gearteten Wirklichkeit zu verwechseln. Wer z.B. bereits über ein Vermögen verfügt, kann bei Bankgeschäften meist auf bessere Konditionen

29 Vgl. Stefan Hradil: „Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz ‚Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung‘“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 273-282, hier 273, 279.

30 Vgl. Thomas Müller-Schneider: „Stabilität subjektorientierter Strukturen. Das Lebensstilmodell im Zeitvergleich“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, Nr. 4 (2000), S. 361-374, hier S. 369, 373; Gerhard Schulze: „Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 283-296, hier S. 290/291.

31 Vgl. Thomas Schwinn: Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 27., Nr. 1 (1998), S. 3-17, hier S. 3; Armin Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33., Nr. 2 (2004), S. 98-118, hier S. 99.

32 N. Luhmann: Soziologische Aufklärung, S. 122; N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 362-367, 544.

hoffen als der, der eines bilden möchte. Oder: wer bereits Ämter innehat, dem wird vermutlich ein weiteres Amt eher angetragen als einem anderen. Freilich hat Luhmann eine Erklärung solcher Umstände geliefert, ohne das Postulat der Gleichbehandlung in Zweifel zu ziehen. Sie lautet: Sollten alle Individuen tatsächlich in jeder Hinsicht gleich behandelt werden, wäre im Grunde mit einer Lähmung der Funktionssysteme zu rechnen, die wie die Wirtschaft auf eine Asymmetrie von Rollen (Käufer/Verkäufer) angewiesen sind. Ohne das Postulat aufzugeben, bilden die Funktionssysteme deshalb Präferenzen, die aber mangels zentraler Ordnung nur auf der wechselseitigen Beobachtung beruht, ob sich eine Person in einem anderen Zusammenhang bewährt hat. Daraufhin kulminieren in der sozialen Dimension Ungleichheiten, die die sachbezogenen Ungleichheiten sekundieren.³³ Sie werden deshalb, wenn sie diskutiert werden, als *Effekte* diskutiert.³⁴ Dass damit die Kumulation von Exklusionen aus Subsystemen ebenso möglich ist, kann als eine Art von zeitgenössischer sozialer Frage behandelt werden.

Die Abhängigkeit der Funktionssysteme von den Leistungen hierarchisch gegliederter Organisationen und die herausragende Rolle des Arbeitslohns als Motivationsmittel soll dann erklären, weshalb soziale Differenz am Beruf kulminiert. Diese Auffassung lässt sich kritisieren: sie scheint zu eng dem Bild der Industriegesellschaft verpflichtet.³⁵ Meine Überlegung ist nun, nachzufragen, ob die Sozialdimension nicht in der Tat Raum für andere Asymmetrien lässt. Sie ist ja nach Luhmann gerade nicht *sachlich* begründet und somit kontingent. Man könnte z.B. die Werke Bourdieus und Schulzes nacheinander statt gegeneinander lesen. Das würde heißen, auf die Fortdauer *berufsständischer* Differenzen abzuheben *und* weitere Differenzen zu suchen. Würden die Texte einem Übergang zugerechnet, wären sie zugleich zeitgemäß, falsch und wahr.³⁶

33 Niklas Luhmann: „Es gibt keine Biografie. Im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen“, in: Wolfgang Hagen (Hg.), Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann, Berlin: Kadmos 2004, S. 13-47, hier S. 39-43.

34 Vgl. A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 113/114.

35 Vgl. T. Schwinn: Soziale Ungleichheit, S. 4-10; A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 111/112.

36 Vgl. Michael Vester: „Krise der politischen Repräsentation? Spannungsfelder und Brüche zwischen politischer Elite, oberen Milieus und Volksmilieus“, in: Stefan Hradil/Peter Imbusch (Hg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen: Leske+Budrich 2003, S. 237-272, hier S. 237-247; Ulrich Beck: „Jenseits von Stand und Klasse?“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 43-60, hier S. 49.

In dieser Hinsicht fallen neuere Studien versöhnlich aus: entdeckt wird, dass Klassen- und Milieuforschung im Grunde dasselbe, nämlich Strukturen sozialer Ungleichheit erforschen und deshalb auch eine gewisse Redundanz aufweisen. Sieht man vom Streit um Bezeichnungen ab, wird tatsächlich die Tendenz erkennbar, Befunde weniger gegeneinander als ergänzend zu interpretieren. Aus einem erweiterten Blickwinkel wäre am Ende schlicht die Kopplung von *Struktur* und Arbeit und die Abtrennung zur Freizeit als *Kultur* überwunden. Das hieße, verschiedene Lebensformen in *beiden* Beziehungen nach Gleichheiten und Ungleichheiten zu durchleuchten.³⁷ Als zentrale Steuerungsinstanz in Deutschland wird dabei das seit der frühen Nachkriegszeit in der Dreigliedrigkeit weitgehend unverändert gebliebene Bildungswesen identifiziert, so dass die Kinder von gut gebildeten und gut verdienenden Eltern auch heute mit mehr als siebenmal höherer Wahrscheinlichkeit ein Studium aufnehmen werden als Kinder von Eltern aus anderen Lagen.³⁸

Darüber hinaus wäre jedoch mit Blick auf das Doppelspiel sozialer und funktionaler Differenzierung zu fragen, inwiefern dieses Spiel in der *zeitlichen* Dimension ausgetragen wird. Also: welche Veränderungen den Prozess der Globalisierung jenseits der Entwicklung zur Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft begleiten – etwa in der Modellierung des Lebens als Bastelei.³⁹ Das wäre mehr, als ein Mal mehr Bourdieus „Feine Unterschiede“ wiederzuentdecken wie es Nassehi tut.⁴⁰

Das erfordert an erster Stelle ein anderes Denken als das nach dem Schema: Arbeit bestimmt Freizeit, Struktur bestimmt Kultur; ein anderes Denken als die Voraussetzung eines Sets unabhängiger Merkmale der Lage (Sein) und abhängiger Merkmale des Verhaltens (Tun) in der Manner einer Variablensoziologie. Zu zeigen ist, wie Werthaltungen, Verhaltensweisen, Positionen, die Grenzen von Arbeitszeit/arbeitsfreier Zeit

37 Vgl. Günter Endrweit: Milieu und Lebensstilgruppe - Nachfolger des Schichtenkonzepts?, München: Rainer Hampp 2000, S. 33-45; Frithjof Zenger: Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur, Frankfurt (M)/New York: Campus 2000, S. 242-247; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 239.

38 Vgl. Bernhard Walker: „Große Kluft zwischen Arm und Reich. Zum Armutsbericht der Bundesregierung“, in: Badische Zeitung vom 30.11.2004, S. 11; Walter Müller: „Zum Verhältnis von Bildung und Beruf in Deutschland“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 29-64, hier S. 31-35; G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 191.

39 Vgl. Degele 1999, S. 24-28.

40 Armin Nassehi: „Eliten als Differenzierungsparasiten. Skizze eines Forschungsprogramms“, in: Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Claudia Mohr Elitenmacht (Hg.), Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 25-42, hier S. 37-39.

usw. in der Zeit ineinandergreifen. Das *Wie*, das weder aus Merkmalen, noch statistischen Kennwerten hervorgeht.⁴¹ An einem Beispiel verdeutlicht: der Befund, dass Frauen *mit* Abitur an Werktagen häufiger warm zu Mittag essen als die anderen, erklärt sich nicht einfach von selbst.⁴² Das Merkmal „Abitur“ ist Symbol für einen Komplex verschiedener Abläufe, in deren Rahmen es wahrscheinlich wird, werktags zu Mittag *warm* zu essen.⁴³ Im Folgenden will ich skizzieren, wie in diesem Sinne „Leben“ und „Stil“ in ein Verhältnis zu setzen sind.

Leben in der Verlaufsform: zur Episode

Wie „leben“ und „arbeiten“ aufeinander bezogen werden, dürfte einen großen Anteil am Konflikt um „Lebensstile“ haben. Lebensstilforschung betreiben kann in gewisser Weise Verheißungsvolles bedeuten. Man rückt Aktivitäten ins Zentrum, die oft zum „eigentlichen Leben“ gekürt werden und in der Umkehrung des Mottos „erst die Arbeit, dann das Vergnügen“ pauschal als „Vergnügen“ gelten.⁴⁴

Dies beruht auf der Annahme, dass Menschen in der Moderne in zwei Sphären leben, die sich durch Einführung der *Lohnarbeit* voneinander unterscheiden. Haben sie immer schon ihre Identität bzw. ein Bewusstsein ihrer selbst aus Rückwirkungen der Umwelt auf ihr Verhalten aufgebaut, wird dieser Kreislauf in arbeitsteiligen Fertigungsverfahren gestört. Die Tätigkeit im Betrieb ist nicht auf den eigenen Bedarf bzw. auf Selbstvergewisserung des Produzierenden abgestellt, sondern auf Konsumbedürfnisse anonymer anderer. Es kommt zur Ausgrenzung der *Arbeitszeit* im Unterschied zu der Zeit, die dem Arbeitenden übrig bleibt – auch, um sich wieder selbst zu begegnen. Erst diese Ausgrenzung der

41 Vgl. Maria S. Rerrich/Gerd Günter Voß: „Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse“, in: Werner Kudera/Gerd Günter Voß (Hg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 147-164, hier S. 150, 156, 158.

42 Ilse-Marie Lange: „Das Ernährungsverhalten erwerbstätiger Frauen“, in: Thomas Kutsch/Sigrid Weggemann (Hg.), *Ernährung in Deutschland nach der Wende. Veränderungen in Haushalt, Beruf und Gemeinschaftsverpflegung*, Witterschlick/Bonn: Wehle 1996, S. 283-296, hier S. 293.

43 Vgl. H.-W. Prahl/M. Setzwein: *Soziologie der Ernährung*, S. 67-70; P. Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*, S. 566-569.

44 Vgl. Wolfgang Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit. Oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), *Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten*, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 331-356, S. 334-336; M. Garhammer: *Wie Europäer die Zeit nutzen*, S. 102-105.

Arbeit hat also dazu geführt, dass entstehen konnte, was zuvor keinerlei Sinn gehabt hätte: individuelle Zeit, oder um mit dem Wort Helga Nowotny den Besitzstatus zu markieren: *Eigenzeit*.⁴⁵ In der Frühmoderne reichte dieser Rest an anderer Zeit für viele kaum zur leidlichen Gesunderhaltung aus. Und dennoch wurde dieser Zeitabschnitt zugleich mit dem Lebensabschnitt gleichgesetzt, der das Leben überhaupt lebenswert erscheinen ließ. Unter der Voraussetzung, sich für andere geplagt zu haben, erscheint er persönlichem Belieben unterstellt. Man spricht deshalb von Arbeits- und Freizeit, emphatischer auch vom Arbeiten und vom *Leben*.⁴⁶

Die Zweiteilung in fremdbestimmte Arbeitszeit und selbstbestimmte Freizeit lässt sich gut mit anderen Dualismen zur Deckung bringen. Sie passt z.B. zu dem Zwiespalt, den Mead der Identität der Menschen unterstellt: gesellschaftliches, verpflichtendes „Me“ und biologisches, freies „I“ sind komplementär zueinander. Es ist ein leichtes, den Aufbau des „Me“ zum Selbstdisziplinierungs- und Entfremdungsmechanismus umzudeuten und eine Querverbindung zu Arbeit/Leben zu ziehen. Einige Stichworte für weitere Verbindungen: Arbeit steht für Materie, Außen, Objekt, während Leben an Geist, Innen, Subjekt gekoppelt ist.

Als prominenter Versuch, „Leben“ aus dem Residual-Status zu erheben und Vorrang zu geben, kann Jürgen Habermas' Bemühen gelten, kommunikatives und instrumentelles Handeln zu trennen. Soll erstes ein Handeln sein, das der Lebenswelt von Menschen verpflichtet ist und gemeinsame Ziele des Arbeitens definiert, kann zweites als Handeln gelten, das bei der Ausführung der Arbeiten anfällt. Technischem Problemlösungshandeln soll damit ein Rahmen, der in der Alltagspraxis erzeugt wird, vorgeschaltet sein. Die Stoßrichtung dieser Argumentation wird nicht verhehlt: nach Habermas ist in der Moderne die Beziehung zwischen Arbeitsabläufen und der lebensweltlichen Einheit, die vorgibt, was vernünftiges Tun ist, verkehrt. Anstatt sich dienstbar zu machen, enttäuschen die Funktionssysteme das in sie gesetzte Vertrauen und führen ihre Eigenleben. Nur die Hoffnung auf Domestikation der Systeme und die Erneuerung der Vorrangstellung der Lebenswelt in herrschaftsfreier

45 Nowotny 1989, S. 37-39; vgl. Hermann Lübke: „Gegenwartsschrumpfung“, in: Klaus Backhaus/Holger Bonus (Hg.), *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*, 3., erweiterte Auflage, Stuttgart: Schäffer-Poetschel 1998, S. 263-294, hier S. 287.

46 Vgl. Gerd Günter Voß: *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*, Stuttgart: Enke 1991, S. 23-27; Martin Stengel: „Freizeit als Restkategorie. Das Dilemma einer eigenständigen Freizeitforschung“, in: Hans A. Hartmann/Rolf Haubl (Hg.), *Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amüsement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 19-44, hier S. 19-44.

Debatte können das Szenario einer lebensfeindlichen Mutation der Gesellschaft aufhellen.⁴⁷

Keineswegs will ich die Gegenargumentation aus der Versenkung holen – der Hinweis genügt, dass eine Kluft zwischen besorgniserregenden Systemoperationen und freundlich gestimmter Alltagswelt schwer zu halten ist, wenn man annimmt, dass soziale Systeme per se nichts als den Erhalt ihres Eigenlebens anstreben und Kommunikation nicht auf Konsens abzielt, sondern auf die laufende Erneuerung der Differenzen zwischen den psychischen Systemen, wenn sie sich nicht selbst ein Ende bereiten will. Vielmehr will ich darauf hinaus, dass ein Ergebnis des Konflikts um die Rolle des Lebensstils in der Erkenntnis liegen könnte, dass *sämtliche* Aktivitäten von Individuen mit gesellschaftlichen Ansprüchen durchsetzt sind. „Lebensstil“ signalisiert dann keinen befriedeten Bereich unter Obhut des Allgemein-menschlichen, sondern erfasst nüchterner, besser: *ernüchtert* Arbeits- wie Freizeitverhalten zugleich.⁴⁸

Es ist wichtig, die Kontrastierung bitterer Arbeit und süßen Lebens als historisch begründete und keineswegs für alle Menschen gleich gültige zu verstehen. Für viele gilt sie nur mittelbar, z.B. für Kinder, Hausfrauen, Arbeitslose und Superreiche. Daneben trägt längst nicht alles, was in der Arbeitszeit erledigt wird, Züge finsterner Lohnknechtschaft. Umgekehrt fördern Untersuchungen zur Freizeit immer wieder zu Tage, dass der Anteil tatsächlich verfügbarer Zeit keineswegs steigt, sobald die Arbeitszeit verkürzt wird: vielfach ist Freizeit Zeit, die *arbeitsplanmäßig* mit Sprachkursen, sportlichen Aktivitäten, Partys usw. gefüllt wird und daher mitunter Züge ungeliebter Arbeit annimmt.⁴⁹ Und: Trotz der Unterscheidung Arbeitszeit/Freizeit ist zu beobachten, dass ein beträchtlicher Zeitrest übrig bleibt, die keiner Sphäre zuzuschlagen ist, da er sich der Klassifizierung selbst-/fremdbestimmt widersetzt. Kinder betreuen, Angehörige pflegen, Reparaturen im Haushalt ausführen, das Einkaufen und selbstredend das Kochen, Essen und Trinken sowie Auf-die-Uhr-Schauen sind Beispiele dafür.⁵⁰

Wenn man „Leben“ nicht durch Systemferne auszeichnen will, aber ebenso wenig behaupten mag, dass Individuen immer nur anlangen, wo gesellschaftliche Schablonen sie haben hinführen wollen, ist anzugeben, wie der Begriff anders gelagert sein soll. Gerade der angemahnte Man-

47 Jürgen Habermas: Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, 8. Auflage Frankfurt (M): Suhrkamp 1976, S. 104-119; vgl. G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 49-54.

48 Vgl. T. Drieseberg: Lebensstilforschung, S. 48-51.

49 Vgl. T. Drieseberg: Lebensstilforschung, S. 51; G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 38-42.

50 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 377/378; Mennell 1988, S. 338.

gel definitorischer Klarheit könnte die Richtung vorgeben. Das Erlösende des Begriffs könnte gerade darin liegen, eben nichts Bestimmtes, sondern Verschiedenes zugleich zu bezeichnen: Die Verzahnung psychischer und sozialer Systeme wird bezeichnet. Die Stelle, an der die Operationen des einen Systems in eine für das andere handhabbare Form übersetzt werden, wobei es sich im Grunde weniger um eine Stelle als um eine *zeitliche* Form handelt.⁵¹ Exakt *dazwischen* liegend, füllen „Leben“ und „Stil“ die Lücke zwischen Kommunikation und Bewusstsein, Sprechen und Denken. So kann der *Lebensstilforschung* das Kunststück gelingen, einmal auf Leistungen von Individuen abzuheben *und* ein andermal die Prägekraft der Gesellschaft hervorzukehren.⁵²

Anders als Günter Voß meint, zwingt dieser Schritt nicht dazu, etwa „die Lebensführung“ zu einem System zu kürzen, um eine Urheberschaft angeben zu können, denn diese wirft sofort die Frage auf, um welche Art System es gehen soll, die nach gegenwärtigem Stand nur erneut mit psychischem *oder* sozialem System beantwortet werden kann. Gerade, weil jede Parteinahme zur Anerkennung ihres Gegenteils zwingt, sehe ich den Verdacht erhärtet, dass gerade eine Mittellage das charakteristische ist.⁵³ Man kann es in Analogie zur Sprache besser erkennen: die Sprache ist zweifellos systematisch aufgebaut, ohne dass sie deshalb System sein muss. Ich stimme Voß zu, wenn er „Leben“ als Missing link zwischen Gesellschaft und Individuum konzipiert. Es soll erfassen, worum es auch hier geht: Formen des Umgangs mit Zeit, Frühstück zu zweit, Fahrt zur Arbeit, Teambesprechung, Gespräche beim Mittagessen, Joggen im Wald, Abendbrot vor dem Fernseher usw. Gemeint sind jene marginalen Beteiligungen im vielzitierten Meer der Interaktionen neben Zugängen zu den Funktionssystemen sowie häufig ausgelassenen Vorgängen, die zwar gesellschaftlich geprägt und/oder auf Kommunikation ausgerichtet aber selbst keine Kommunikation sind. Kurzum: das *pralle* Leben.⁵⁴

51 Vgl. Ditmar Brock/Matthias Junge: „Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung und das Problem gesellschaftlicher Integration“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 24. Jg, Nr. 3 (2002), S. 165-182, hier S. 178; K. M. Bolte: „Typen alltäglicher Lebensführung“, S. 145; Degele 1999, S. 1/2.

52 Vgl. M. Michailow: „Individualisierung und Lebensstilbildung“, S. 80-84, S. 91.

53 G. G. Voß: *Lebensführung als Arbeit*, S. 7, 188, 190/191, 208, 255, 259-261; vgl. Eckart Hildebrandt/Karsten Reinecke/Jürgen Rinderspacher/Gerd Günter Voß: „Zeitwandel und reflexive Lebensführung“, in: Eckart Hildebrandt (Hg.), *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin: Edition Sigma 2000, S. 9-46, hier S. 30.

54 Vgl. A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 105-109; E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“, S. 30; N. Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 568.

Das Leben konstituiert sich folglich von zwei Seiten: psychischen Systemen wird abverlangt gesellschaftliche Erwartungen zu bewältigen, und umgekehrt müssen soziale Systeme individuelle Zumutungen aushalten. Auf den Umgang mit Zeit bezogen, treffen z.B. bei Terminab-sprachen sowohl Eigenzeiten psychischer Systeme als auch soziale Eigenzeiten aufeinander.⁵⁵ Dass es einer Vermittlung bedarf, ergibt sich schon aus den ungleichen Möglichkeiten der Differenzierung: ist die Gesellschaft mit der Ausbildung von Subsystemen in die Lage gesetzt, sachlich verschiedene Vorgänge *gleichzeitig* abzuwickeln, sind menschliche Individuen in der Regel darauf angewiesen, sie *nacheinander* organisieren zu können. Zusätzlich ergibt es sich daraus, dass mit der Uhrzeit die *Zeit leere Zeit* geworden ist, d.h. eine Zeit, die keine Aussage darüber trifft, wann jemand dies oder jenes zu tun oder zu lassen hätte.⁵⁶

Sowie es sich um ein fortlaufendes Ab- und Aneinanderkoppeln von *Operationen* diverser Systeme handeln soll, halte ich es für angebracht „Leben“ besser als Verlaufsform, als „leben“ zu betrachten. Man könnte in diesem Zusammenhang von der „Synchronie des Lebens“ sprechen.⁵⁷ Dieser Aspekt wird zum einen ausgeblendet, wenn man Lebensstilforschung als Inventarisierung betreibt und Grenzen zwischen Gruppen zu einem *Zeitpunkt* erforscht, wie es einem Vergleich unterschiedlicher Lebensstile, Milieus oder Klassen nützlich sein mag.⁵⁸ Zum anderen wird er ausgelassen, wenn in Zeitbudgetstudien Vorgänge auf die Sekunde genau bemessen werden, ohne ihren Zusammenhang zu beachten. Dabei liefert doch die Verlaufsform meist den Forschungsrahmen – zumindest in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung: So dient die Auskundschaftung von Lebensstilen dem Zweck, etwas über künftiges Verhalten, z.B. Anschaffung/Nicht-Anschaffung, Wahl/Wahlenthaltung und damit über eine zukünftige Wirklichkeit zu erfahren. In derselben Weise müssen auch die Ordnungsvariablen in der Sozialstrukturforschung gelesen werden: Sie liefern Hinweise darauf, was jemand, der zum Zeitpunkt der Befragung regelmäßig diesen oder jenen *Tätigkeiten* nachgeht und eine bestimmte Biographie hat, *zukünftig tun* könnte.⁵⁹

55 Vgl. D. Brock/M. Junge: „Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung“, S. 179.

56 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 345-349, 354/355; Degele 1999, S. 3-10.

57 E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“, S. 29.

58 Vgl. P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 133-159; Jörg Blasius: „Empirische Lebensstilforschung“, in: Jens Dangschat/Jörg Blasius (Hg.), Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, Opladen: Leske+Budrich 1994, S. 287-254, S. 238-240; P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 285.

59 Vgl. H. Lütke: Zeitverwendung und Lebensstile, S. 23-38.

Nur, weil neben dem distinktiven Aspekt ein temporaler rangiert, werden Aussagen wie die verständlich, dass die Bildung bzw. der Lebensstil der Eltern die Ess- und Trinkgewohnheiten der Kinder erklären könne.⁶⁰ So werden z.B. Bildung, Alter und Beruf wie aufgeklebte Etiketten behandelt, obwohl sie Abläufe repräsentieren, die von Interesse sind, weil sie über Anschlusswahrscheinlichkeiten informieren. Dass nicht immer alles für jeden als Anschluss in Frage kommt, macht dann in meinen Augen den *Stil* des Lebens aus: „leben“ hat einen selektiven Zug, es enthält eine – wenngleich immer nur vorläufig zu formulierende – Logik.⁶¹

Dieses Verständnis nähert sich dem des Habitus bei Bourdieu, wenn man diesen mit Hermann Schwengel als Medium interpretiert, das jenseits von Gruppenzuweisungen eine an der flexiblen Verfassung von Identität orientierte Geschichte hat.⁶² Ich ziele weder auf die seit langem angemahnte diachrone Lebensstilanalyse, die Wandlungen von Stilen im Lauf der Zeit nachspürt, noch auf die Verfolgung von Biografien und Lebensläufen ab.⁶³ Vielmehr steht der Konnex von Abläufen im Mittelpunkt, der sich bei aller Bezugnahme auf Künftiges und Vergangenes dennoch stets in der Gegenwart einstellen muss;⁶⁴ oder unter Anlehnung an Hartmut Lüdtke gesprochen: um den Stil der Lebensführung als einer Strategie für das Arrangement von Arrangements.⁶⁵

Um die Vielzahl der Aktivitäten in einem Leben auf *das* Leben zu beziehen, schlage ich komplementär zu „leben“ den Gebrauch des Begriffs „Episode“ vor. Diesen Begriff habe ich z.B. bei Luhmann am Rande erwähnt gefunden, weil er ihm geeignet schien, das Verhältnis einer Interaktion zur Gesellschaft bzw. eines Gedanken zum Bewusstsein zu definieren. Seiner Ansicht nach bilden Gedanken und Interaktionen jeweils Episoden dieser Systeme, die sich – in umgekehrter Betrachtung – in ihnen vollziehen. Die übliche dinghafte Sichtweise von Teil/Ganzem soll so der zeitlichen weichen. Dieses Vorhaben hatte Luhmann mit dem

60 J. Gerhards/J. Rössel: „Lebensstile und ihr Einfluss“, S. 275/280.

61 Vgl. K. H. Hörning/D. Ahrens/A. Gerhard: Zeitpraktiken, S. 71-74.

62 Hermann Schwengel: „Aufrichtigkeit, Authentizität und Stil. Die Grenzen der feinen Unterschiede, in: Stefan Hradil (Hg.), Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung ‚objektiver‘ Lebensbedingungen und ‚subjektiver‘ Lebensweisen, Opladen: Leske+Budrich 1992, S. 81-102, hier S. 92-97.

63 Vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S.114.

64 Vgl. Birgit Geissler/Mechthild Oechsle: „Lebensplanung als Konstruktion. Biographische Dilemmata und Lebenslaufentwürfe junger Frauen“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 139-167, hier S. 139-142.

65 H. Lüdtke: „Methodenprobleme“, S. 155-157; vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S. 107-114.

Wechsel von „Element“ als Bezeichnung für die Letzteinheit eines Systems zu „Ereignis“ begonnen und mit der Einführung von „Operation“ fortgesetzt, mit dem deutlich der Bezug zu einem System ausgedrückt wird. Dass sich Systeme in weitgehend eigenständige Episoden gliedern können und können müssen, soll deutlich machen, dass nicht die Erhaltung oder Entfaltung auf einen vorgegebenen Zustand hin, sondern die Fortentwicklung durch *Selbständerung* Ziel dieser Systeme sind.⁶⁶

Auf diese Weise gibt Luhmann der Episode ein anderes Gewicht als das verbreitete Verständnis ihr zubilligt: Die Episode steht in dem schlechten Ruf, im Rahmen einer Handlung als lässlicher Einwurf wie aus dem Nichts aufzutauchen und dorthin wieder abzutauchen. Meist wird ihr keine andere Funktion zugebilligt, als den eigentlichen Sinn der Erzählung durch deren Unterbrechung hervorzuheben.⁶⁷ Diese Geringschätzung kommt zum Ausdruck, wenn beurteilt werden soll, ob ein Ereignis bloß Episode war, d.h. getrost vergessen werden kann, oder ob es nicht im größeren Zusammenhang von Bedeutung gewesen sein könnte.

Das lässt sich im Grunde aber nur verbindlich sagen, wo das ganze Geschehen – wie im Theaterstück – von Anfang bis Ende bekannt ist. Der Zweifel daran, ob das Leben in diesem Sinne eine Erzählung ist, und somit festgelegt, ob ein Ereignis eine Episode ist oder nicht, hat Milan Kundera dahin geführt, das geringe Ansehen der Episode zu heben. Am Beispiel eines Mannes, der auf dem Weg zu seiner Partnerin die Bekanntschaft einer anderen Frau macht, hat er gezeigt, dass nicht gleich zu sagen ist, was im Leben des Mannes Episode ist: setzt der Mann seine bisherige Beziehung fort, wird die Begegnung mit der anderen Frau bloß eine Episode gewesen sein. Mündet jedoch diese Begegnung in eine Liebesbeziehung, in deren Verlauf der Mann seine bisherige Partnerin verlässt, wird seine Beziehung zu ihr nur Episode in seinem Leben gewesen sein.⁶⁸ Mit Kundera ziehe ich darauf ab, das Leben als Sequenz von Episoden zu verstehen, weil eine Annahme darüber, was die *eigentliche* Erzählung ist, immer nur unter Vorbehalt geäußert werden kann: kein Abschnitt ist je dagegen gefeit, etwas anderes als Episode zu sein.⁶⁹

Den Vorteil, den der Begriff hinsichtlich meines Verständnisses von „Leben“ als Medium bietet, sehe ich darin, dass er nicht wie „Ereignis“

66 N. Luhmann: Soziologische Aufklärung, S. 125; N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 369/370, 566-573.

67 Vgl. Johann Heinrich Zedler: „Großes vollständiges Universal-Lexicon der Wissenschaften und Künste“, www.zedler-lexikon.de vom 11.12.2005.

68 Milan Kundera: Die Unsterblichkeit, München/Wien: Hanser 1990, S. 365-369.

69 Vgl. R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 31; Wolfgang Kraus: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Pfaffenweiler: Centaurus 1996, S. 237-240.

oder auch „Lebensereignis“ auf Singularität und Plötzlichkeit zielt; dass er auch nicht wie „Operation“ nach Systemreferenz verlangt; und dass er nicht wie „Situation“ zeitweises Stillstehen suggeriert. Dagegen verweist die Episode auf einen zeitlichen Zusammenhang, ein Vorher/Nachher, eine Sequenz. Dieses Potenzial blieb von Gerhard Schulze, der von alltäglichen Episoden spricht, ungenutzt: seine Absicht, Lebensstile zu differenzieren, ließ ihn zeitliche Aspekte hintenanstellen. Ihm ging es um die Durchdringung dessen mit ästhetischen Präferenzen, *was* Menschen tagein tagaus tun und nicht darum, *wann* bzw. in welchen Zeitzusammenhängen sie dies tun.⁷⁰

Die Auflösung des Lebens in Episoden kann der Frage nach dem richtigen Gewicht von Arbeit und Leben in der Ungleichheitsforschung eine neue Facette verleihen: Werden in Ständen, Klassen, Schichten und Milieus zeitüberdauernde Formationen gesucht, gelten Lebensstile als flüchtige, sich leicht wandelnde, freundlicher formuliert: befristete, zeitlich determinierte Konstellationen. Nicht umsonst spricht man *Berufstatus* und *Freizeitaktivität*. Das mag eine besonders hohe Erwartung an die Lebensstilforschung mitbedingt haben: Identität dann beschreiben zu können, wenn mit der Angabe, dies oder das zu sein, nicht schon alles gesagt ist, sondern das Selbst ein sich immer wieder neu erzählendes, mit einer anders gearteten Identität ausstattendes ist.⁷¹

Ein Letztes: Aus der Ermattung der Diskussion um *die* wahre Ordnung des Sozialen lässt sich auch ein anderer Schluss ziehen. Er besteht darin, die Grundannahme, dass für alle Beobachter die Wirklichkeit dieselbe ist, zu bezweifeln. Vielleicht ist es kein Manko, wenn sich verschiedene Befunde nicht voll zur Deckung bringen lassen, sondern Ausdruck der für heute typischen eindeutigen Mehrdeutigkeit. Zudem können Studiendesigns ohne vorausgehende Erwartungen generiert werden. Das gilt erst recht, wenn ein Forschungszweig wie die Lebensstilforschung, eng mit der kommerziellen (Markt-)Forschung verbunden ist und dabei sogar – wie es das Beispiel der Sinus-Milieu-Studien belegt – gezwungen ist, an deren Vorbildern Maß zu nehmen.⁷² So werde ich

70 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 98-104; vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 353.

71 Vgl. Daniel Fulda: „Auf der Suche nach der verlorenen Geschichte. Zeitbewusstsein in Autobiographien des ausgehenden 20. Jahrhunderts“, in: Annette Simonis/Linda Simonis (Hg.), Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein in der Moderne, Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 197-226, hier S. 217-226; W. Georg: Soziale Lage und Lebensstil, S. 39-38; W. Kraus: Das erzählte Selbst, S. 159-184.

72 Vgl. R. Diaz-Bone: „Milieumodelle und Milieustrumente“, S. 369-379; F. Zerger: Klassen, Milieus und Individualisierung, 34-42; Blaisus 1994, S. 254.

ebenfalls selektiv verfahren: Ausgehend von den jüngeren Entwicklungen der Beziehung von Arbeitszeit- zu arbeitsfreier Zeit werde ich im Weiteren auf Stile der Lebensführung von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen eingehen, um dann Zusammenhänge von Lebensstilen und Mahlzeiten (Episoden) zu prüfen.

Arbeitszeit/freie Zeit – zur Disposition

In diesem Kapitel steht die klare Trennung von Arbeitszeit und Freizeit als *lebensbestimmende* Gliederung im Vordergrund, die sich heute zunehmend bedrängt zeigt.

Folgt man dem berühmten Aufsatz von Edward Thompson über die Entstehung der Arbeits- und Zeitdisziplin der Industriegesellschaft, so kann der Eindruck entstehen, er habe diesen Prozess 1967, bei Erscheinen des Aufsatzes für abgeschlossen gehalten.⁷³ Demnach hatte es allein Jahrzehnte gedauert, den Montag zu einem gewöhnlichen Arbeitstag zu machen, nachdem an diesem Tag oft in einer Weise gearbeitet worden war, die der sonntäglichen Beschaulichkeit näher gestanden hatte als der Emsigkeit darauffolgender Werkstage. Die Instrumente, um dies durchzusetzen, waren vielfältig. Es gab Arbeitsanreize, Arbeitsüberwachung, Bußgelder, Weckuhren, die Abschaffung von Volksfesten, Feiertagen usw. Im Hintergrund all dessen stand die Möglichkeit, *Zeit* als zählbare Größe zu sehen, um Löhne auf der Basis benötigter Zeiteinheiten festzulegen und *Zeit* somit als Ware zu kalkulieren, die man kaufen, einteilen und verbrauchen konnte: Der Arbeitstag ersetzte das Tagwerk.⁷⁴

Mag auch 1967 „Saint Monday“ in England noch Anhänger gefunden haben und sich der Protest der Beatniks auch als Protest gegen die Uhrzeit gebärdet haben, hielt Thompson das Wesentliche für erreicht: „Arbeit“ und übriges „Leben“ wurden geschieden. Und mehr noch: Im Windschatten der Verkürzung von Arbeitszeiten hielt er die Frage für angemessen, ob nicht etwa mühsam ausgetriebene Formen des Umgangs mit *Zeit* wiederentdeckt und -erlernt werden müssten, falls sich künftige Mengen freier *Zeit* nicht ohne Weiteres verbrauchen lassen sollten.⁷⁵

73 Edward Palmer Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, in: Past and Present, Nr. 38 (1967), S. 56-97, hier S. 97.

74 E. P. Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, S. 70-79, 90; vgl. Andrea Maurer: Alles eine Frage der *Zeit*? Die Zweckrationalisierung von Arbeitszeit und Lebenszeit, Berlin: Edition Sigma 1992, S. 109-114.

75 E. P. Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, S. 95-97.

Es bedarf wenig Fantasie, um sich eine Gesamtschau vorzustellen: die Einführung des uhrzeitgesteuerten Arbeitens mag für viele schmerzhaft gewesen sein; zum Ausgleich für die erlittene Unbill ist aber zugleich eine historisch einmalige Chance entstanden, im Schutz der Grenze Arbeitszeit/Freizeit zumindest abschnittsweise sein Leben selbstgewählt zu führen. Der gewerkschaftlich organisierte Kampf um den Acht-Stunden-Tag kann als Beleg herangezogen werden, dass sich die neue Zeitordnung in diesem Sinn etabliert hat: die Befestigung und Verschiebung der Linie zu eigenen Gunsten fest im Blick – die Arbeiterschaft hatte dem Anschein nach ihre Lektion gelernt.⁷⁶

In dieser Perspektive kann die rechtliche Absicherung so genannter „Normalarbeitszeitverhältnisse“ als der vorläufige Höhe- oder Schlusspunkt eines Lernprozesses auftreten: die Gleichverteilung der Arbeit bezogen auf das Jahr mit ca. 8 Stunden Arbeit pro Tag an 5 Tagen der Woche.⁷⁷ Die Diskussion der 1970er und 1980er Jahre, die sich an die Verbreitung dieses Standards in den 1960er Jahren anschloss, beinhaltete jedoch anstelle von Anerkennung eher eine Kritik des Erreichten. Vorrangig Angehörige der jüngeren, nach dem Krieg geborenen Generation lehnten diese Betrachtung grundsätzlich ab: Entlang der altvertrauten Linie organisch-freien Lebens versus mechanisch-determinierter Arbeit, wollten sie keine Erfolgsgeschichte sehen; die Verbreitung von Zeitnot und Hektik trotz festgeschriebener Arbeitszeiten geriet zum Ausdruck des fortschreitenden Verlustes eines natürlichen, dem Leben in seinem Ursprung innewohnenden Zeitwohlstands. Gelassenheit im Alltag und eine gewisse Unordentlichkeit, ein bewusstes Sich-öffnen für Spontanes wurden als Mittel geraten, um sich neu zu orientieren.⁷⁸

In dieser Perspektive konnte man sich die Haltung „No Future“ zu eigen machen und sich auf die Flucht vor der Uhr begeben, oder die Suche nach Alternativen aufnehmen, um Terrain zurückzugewinnen und etwa politische Forderungen nach Zeitsouveränität aufstellen. Bezogen auf die Grenze Arbeitszeit/freie Zeit beinhaltete letztes den Anspruch, dass nicht länger die freie Zeit den Belangen der Arbeit nachzuordnen sei, sondern Arbeit (wieder) „dem“ Leben unterstellt werden müsse. Die Idee, das ganze Leben gemäß *eigenen* Vorstellungen auszuformen, konnte sich in dem Wunsch äußern, über Lage und Dauer der Arbeit in erweitertem Umfang selbst zu bestimmen; sie konnte sich aber zudem radikal in dem Verlangen äußern, die als künstlich begriffene Zerhackstü-

76 Vgl. R. Wendorff: *Zeit und Kultur*, S. 361, 525/526, 650-652.

77 Vgl. A. Maurer: *Alles eine Frage der Zeit*, S. 125-143.

78 Vgl. Rudolf Wendorff: „Konflikt und Koexistenz verschiedener Zeiten“, in: Rainer Zoll (Hg.), *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 628-640, hier S. 635-640.

ckung des Lebens in zwei Sphären aufzuheben, um sich selbst (wieder) unmittelbar im, durch und während seines Tuns verwirklicht zu finden.⁷⁹

In der Manier der altvertrauten Kritik an der Fließbandarbeit konnte sich jede Art von Routine dem Verdacht aussetzen, individuellen Wünschen zuwiderzulaufen. Die in Tarifaueinandersetzungen stellvertretend für viele verhandelten Arbeitszeiten, die auch als Bollwerke gegen die Willkür der Unternehmen gegolten hatten, konnten als starre, die Zeitsouveränität des Individuums behindernde Vorgaben erscheinen. Indes kam die Forderung nach Berücksichtigung privater Zeitvorstellungen vielen Unternehmen gelegen. Im Tausch gegen Arbeitszeitverkürzungen wurden Arbeitsabläufe *flexibilisiert*: Seit Mitte der 1980er Jahre sind in Deutschland Gleitzeit- und Teilzeitregelungen ein akzeptierter Bestandteil von Tarifregelungen und flächendeckend vereinbart worden.⁸⁰

Sieht man von dem berechtigten Einwurf ab, dass die als definierte Normalarbeitszeit nie derart weit verbreitet war wie der Begriff suggeriert, muss man dennoch anfügen, dass die Vorstellung, was die Norm sein sollte, für viele von diesem Bild geprägt war und ist. In jedem Fall ist bis hierher eine Attacke auf dieses Zeitmuster zu erkennen, die sozusagen von Seite der freien Zeit aus geführt wurde. Von einer Attacke zu sprechen scheint mir deshalb angebracht, weil von der Größenordnung her spätestens seit den 1980er Jahren von der anderen Seite aus eine *Belagerung* auszumachen ist, die gegen Ende des 20. Jhs. in zahlreichen Fällen bereits zu einer Verlängerung und Flexibilisierung der Wochenarbeitszeit geführt hat.⁸¹ Als Gründe für entsprechende Forderungen und Vorgehensweisen von Arbeitgeberseite wird ein fundamentaler Wandel betrieblicher Abläufe ins Feld geführt, dessen Ursachen ich kurz anreißen will: schwindende Möglichkeiten, präzise Zeitvorgaben einzuhalten, weil der Anteil der Dienstleistungen an der Gesamtheit der Wirtschaftsaktivitäten gewachsen ist; der wachsende Druck, Zeitvorgaben dennoch einzuhalten, da nicht mehr auf Halbe, sondern häufig just in time produziert wird, um Überproduktion zu vermeiden und Lagerkosten zu senken; die Möglichkeit, mittels Transport- und Kommunikationstechnologien weitverzweigte, damit aber störanfällige Netze von Zulieferbeziehungen aufzubauen; die Gelegenheit, dank der nämlichen Technologien sprunghaft in Arbeitsabläufe einzugreifen; die wachsende Konkurrenz

79 Vgl. F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 132-136; Rainer Zoll: „Krise der Zeiterfahrung“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 9-33, hier S. 9-17.

80 Vgl. E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“; M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 256-258.

81 Vgl. Wotschak 1997, S. 37-43; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 103-109.

auf den Weltmärkten und damit verbundene Anforderungen, neuen Produkte rasch mit der Entwicklung eigener Produkte zu begegnen; und die gesteigerte Marktdynamik, die Unternehmen eine ungeahnte *zeitliche* Nähe zum Markt – *time to market* – abverlangt und langfristige Planung erschwert. Aus betrieblicher Sicht lautet die ideale Antwort auf diese Herausforderungen: Produktivkräfte *jederzeit* verfügbar zu haben.⁸²

Dass Unternehmen auf diese Herausforderungen mit Strukturumbau reagieren, ist bekannt. Deshalb genügen dazu wenige Worte: Das klassische Modell des modernen Unternehmens, das eine hierarchisch-bürokratische Organisation der Arbeitsabläufe empfiehlt, ist heute in Verruf geraten. Die Aktenförmigkeit von Abläufen und feste Positionsbeschreibungen gelten als schwerfällig, wenn es darauf ankommt, Veränderungen des Marktumfeldes in kurzer Frist aufzunehmen. Teamarbeit, Projektarbeit, Out-sourcing, Reengineering, Abflachung und Auflösung von Hierarchien, Entbürokratisierung, lauten Schlagworte des Umbauprozesses, in dem Zusammenarbeit und Beschäftigung nur locker bestehen.⁸³

Neben politischen Forderungen wie z.B. nach Reduzierung staatlicher Eingriffe, Deregulierung, die Abkehr von Flächentarifverträgen, Lockerung des Kündigungsschutzes, ergehen an die Belegschaften von Unternehmen meist Appelle, sich gemeinsam mit ihrem Unternehmen dem Markt ausgesetzt zu sehen, zugleich auch das Verhältnis zum Unternehmen als marktförmiges zu begreifen und sich in jedem Fall darauf einzustellen, dass in Zukunft Wandel das einzig Beständige sein werde. Das heißt übersetzt, dass von abhängig Beschäftigten solche Fähigkeiten erwartet werden, mit denen man bisher *Unternehmer* ausgezeichnet hat: Risikobereitschaft, Kosten/Nutzen-Kalkül und psychische Disponibilität. Die Unternehmensleitung kann sich unter diesen Bedingungen darauf beschränken, Ziele mit den Beschäftigten zu vereinbaren und es diesen überlassen, die notwendigen Abläufe selbst zu organisieren. In diesem Verständnis werden Arbeitnehmer zunehmend zu Auftragnehmern und die bisherigen Arbeitsbeziehungen zu wirtschaftlichen Transaktionen. Von den Beschäftigten verlangt das vor allem eines: für die Arbeit im übrigen Leben flexibel zu sein und die Zeit bei der Arbeit selbständig zu organisieren.⁸⁴ Aus der historischen Warte wird heute oftmals vorausgesetzt, das selbst zu erbringen, was den Arbeitern im tayloristisch geführ-

82 Vgl. M. Garhammer: *Wie Europäer die Zeit nutzen*, S. 73-80; 262-272.

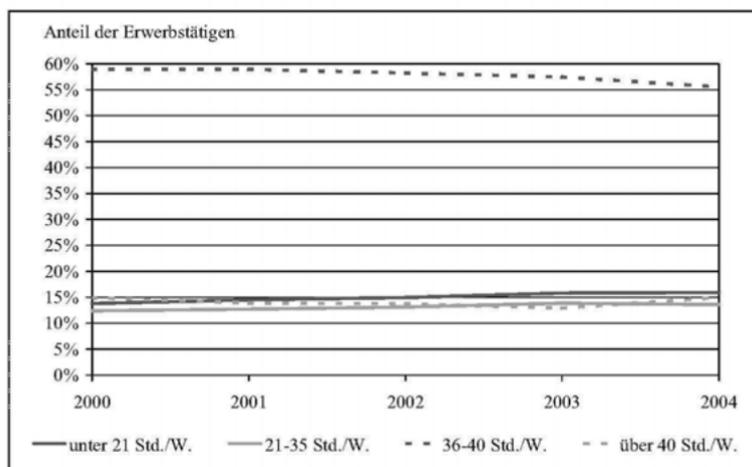
83 Vgl. Richard Sennett: *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin-Verlag 2005, S. 34-40.

84 Vgl. Gerd Günter Voß/Hans Pongratz: „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, Nr. 1 (1998), S. 131-158, hier S.133-135, 143-145.

ten Unternehmen von der Betriebsleitung erledigt wurde: Sich die Perspektive des gesamten Unternehmens zu eigen machen und Abläufe im Hinblick auf eine punktgenaue Vernetzung sämtlicher Arbeitsprozesse zu organisieren.⁸⁵ In kritischer Betrachtung wird sich der Arbeitnehmer der Zukunft deshalb weniger als Subjekt denn als *Projekt* begreifen.⁸⁶

Je nach Definition ist die Abkehr vom Muster „Normalarbeitszeit“, das seinen Höhepunkt in den 1960-70er Jahren hatte, weit fortgeschritten.⁸⁷ An dieser Stelle soll es genügen, auf Veränderungen der Beschäftigungsverhältnisse in Deutschland in den Jahren 2000-2004 hinzuweisen. Zunächst ein Blick auf die Verteilung der normalerweise geleisteten Arbeitszeiten aller Erwerbstätigen.

*Normalerweise geleistete Arbeitszeiten 2000-2004*⁸⁸



85 Vgl. Fritz Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit und Arbeitszeit. Umbrüche in der zeitlichen Organisation von Arbeit und neue Anforderungen im Umgang mit Zeit“, in: Christiane Lindecke (Hg.), *Flexible Arbeitszeitorganisation in der Praxis. Eine Untersuchung in sechs Unternehmen*, München: Rainer Hampp 2000, S. 13-26, hier S. 15.

86 Vgl. Alexander Meschnig: „Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter“, in: Alexander Meschnig/Mathias Stühr (Hg.) *Arbeit als Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 2003, S. 26-43, hier S. 31/32, 40.

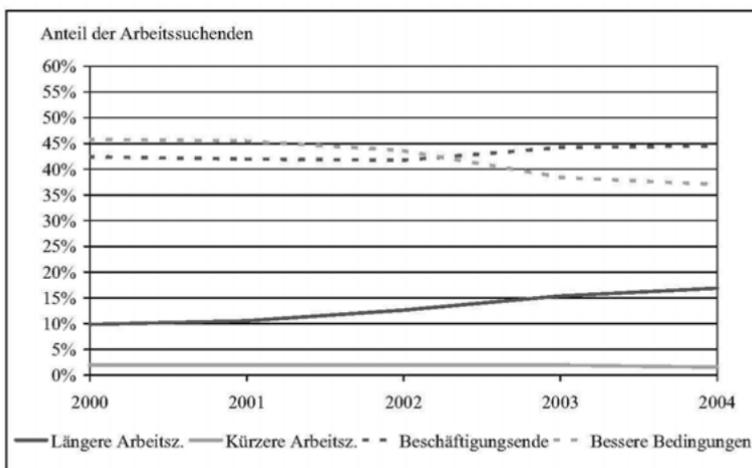
87 Vgl. W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 338.

88 Statistisches Bundesamt: *Zahlenkompass für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden, Jahrgänge 2002 und 2005, hier Jg. 2002, S. 35; Jg. 2005, S. 37.

Während 2000-2004 die Zahl der Erwerbstätigen um knapp eine Million auf gut 35,5 Mio. gesunken ist, hat sich parallel dazu die Verteilung der wöchentlichen Arbeitszeit verändert. Setzt man 36-40 Stunden als Zielkategorie für „normale“ Arbeitszeiten an, war zwar das Gros der Erwerbstätigen durchgehend dieser Kategorie zuzuordnen, doch nahm der Umfang dieser Kategorie bezogen auf andere Kategorien kontinuierlich ab. Während der Anteil der Erwerbstätigen mit über 40 Arbeitsstunden gering schwankte, stieg umgekehrt der Anteil derer sichtbar an, die 35 oder weniger Stunden pro Woche zu arbeiten hatten. Diese Veränderung der Arbeitsdauer spricht nicht für die Annahme, dass eine steigende Zahl von Erwerbstätigen rund um die Uhr arbeiten würden.

Die zunehmende Verkürzung der offiziell geleisteten Arbeitszeiten wird von den Beschäftigten aber deswegen nicht begrüßt – sie wird vermutlich eher als Folge eines schwierigen wirtschaftlichen Umfeldes hingenommen. Darauf weisen die Angaben von Erwerbstätigen hin, die sich jeweils zum Zeitpunkt der Erhebung nach einer neuen Arbeitsstelle umgeschaut haben und auf den Grund ihrer Arbeitssuche hin befragt wurden.

Hauptgrund der Arbeitssuche 2000-2004⁸⁹



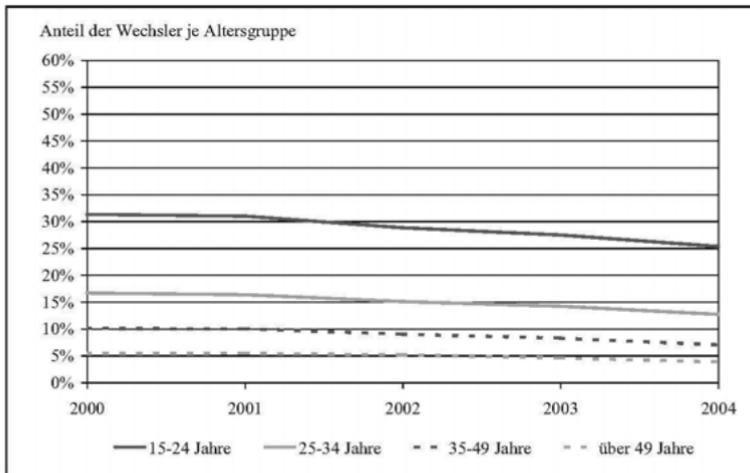
89 Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Beruf, Ausbildung und Arbeitsbedingungen der Erwerbstätigen. Fachserie 1, Reihe 4.1.2, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005 (abhängig Erwerbstätige ohne Auszubildende), hier Jg. 2001, S. 246; Jg. 2002, S. 117; Jg. 2003, S. 108; Jg. 2004, S. 114; Jg. 2005, S. 150.

Der Anteil derer, die eine Stelle mit *längerer* Arbeitszeit gesucht haben, hat sich in den Jahren 2000-2004 fast verdoppelt. Der Anteil derjenigen, die das Auslaufen ihres Arbeitsvertrages zur Arbeitssuche bewegt hat, war dagegen um etwa so viel angestiegen, wie der Anteil derer abgenommen hatte, die ihre Beschäftigung gegen eine bessere eintauschen wollten. Mit steigender Arbeitslosigkeit ist es für viele wichtiger geworden, überhaupt einen Arbeitsplatz zu haben; vermutlich ist nicht zuletzt deshalb Teilzeitarbeit meist nicht nur mit einem Einkommens-, sondern auch mit einem Prestigeverlust behaftet.⁹⁰

Dass die Erwerbstätigen in den vergangenen Jahren geringe Bereitschaft zeigen, ihren Beruf oder Betrieb zu wechseln, zeigt die Betrachtung des Anteils derer an der Gesamtheit der Erwerbstätigen, die im Jahr vor der Datenerhebung den Betrieb oder Beruf gewechselt haben.

In allen Altersgruppen ist der Anteil derer, die diesen Schritt hinter sich haben, gesunken. Vor allem die unter 35jährigen, die sich in der Phase beruflicher Etablierung befinden, neigen immer seltener dazu, ihre Stelle aufzugeben und bei den bisherigen Arbeitsgebern zu verharren.

Wechsel von Beruf oder Betrieb im letzten Jahr 2000-2004⁹¹



90 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 439; Horst Opaschowski: Wir werden es erleben. Zehn Zukunftstrends für unser Leben von morgen, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002, S. 68/69.

91 Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit (abhängig Erwerbstätige ohne Auszubildende), Jg. 2001, S. 246; Jg. 2002, S. 117; Jg. 2003, S. 108; Jg. 2004, S. 114; Jg. 2005, S. 150.

Dafür kann freilich genauso gut ein ungünstiges Beschäftigungsumfeld verantwortlich gemacht werden: In umgedrehter Lesart ist die Neigung von Unternehmen gesunken, Personal zu entlassen *und* einzustellen. Zunächst deutet also wenig auf immer kürzer werdende Abstände zwischen Einstellung und Entlassung hin. Selbst ein Blick auf die Art der Arbeitsverträge stützt den bisher gewonnenen Eindruck: Der Anteil befristeter Verträge in Relation zur Gesamtheit der Verträge hat im Beobachtungszeitraum kaum variiert. Das mag den hohen rechtlichen Hürden geschuldet sein, die es den Unternehmen in Deutschland schwer machen, Arbeitsverträge von Anfang an zu befristen. Zugleich ist es aber ein Hinweis darauf, dass Vorsicht geboten ist, wo vom Ende alles Bisherigen die Rede ist. Obwohl heutige Lebensverläufe häufiger von Diskontinuität als von Kontinuität bestimmt sein dürften als noch vor einigen Jahrzehnten, sind Jobhopper-Karrieren nach wie vor die Ausnahme.⁹²

Beschäftigt man sich dagegen mit dem Stellenumfang, der in derselben Grafik abgebildet ist, wird 2000-2004 allerdings eine deutliche Tendenz zur Flexibilisierung von Arbeit erkennbar, die nahtlos an den Trend der vergangenen Jahre anknüpft (s. Grafik S. 85).⁹³

Die Einrichtung von 700.000 Teilzeitarbeitsplätzen wurde vom Rückgang der Zahl der sozialversicherungspflichtigen Vollzeitstellen von 24,5 Mio. auf 22,6 Mio. begleitet. Die Veränderung der Art der Arbeitszeit weist in dieselbe Richtung: der Anteil derer, die Wochenend-, Feiertags-, Abend-, Nacht- und Schichtarbeit ausüben, übertrifft inzwischen den Anteil derjenigen, die nicht davon betroffen sind. Bedenken, dass der seit knapp drei Jahrzehnten für den Großteil der abhängig Beschäftigten arbeitsfreie Samstag durch schleichende Aushöhlung (wieder) zum Werktag wird, sind deswegen nicht aus der Luft gegriffen.⁹⁴

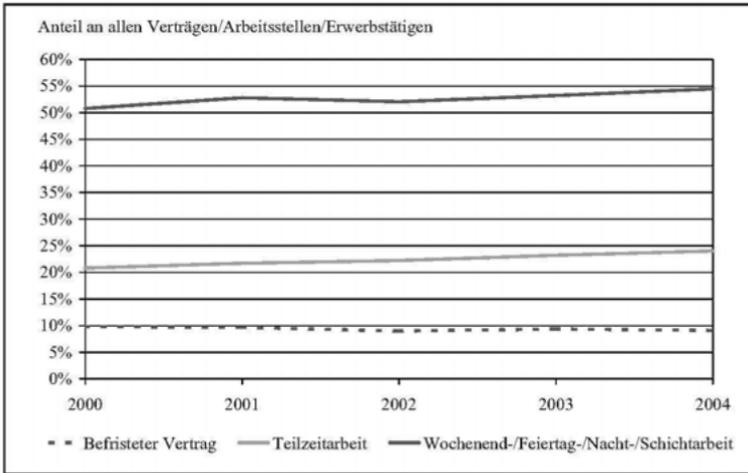
Über diese Tendenzen bei der Arbeit hinaus muss – schon aufgrund des Gesamtrückgangs der Zahl der Arbeitsplätze – gefragt werden, ob sich in Deutschland nicht in einem größeren Maßstab Zeitverhältnisse verändern. Eine grobe Auffächerung der Bevölkerung nach der Art des überwiegenden Lebensunterhalts eröffnet, dass ein wachsender Anteil der Bevölkerung seinen Lebensunterhalt nicht (mehr) mit Hilfe regelmäßiger Erwerbsarbeit bestreitet (s. Grafik S. 85). So war im Jahr 2004 für gut 60% der Bevölkerung die Grenzziehung Arbeitszeit/arbeitsfreie Zeit nicht als das unmittelbar geltende Gliederungsprinzip von Tag, Woche, Monat und Jahr vorauszusetzen.

92 Vgl. H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 60-62.

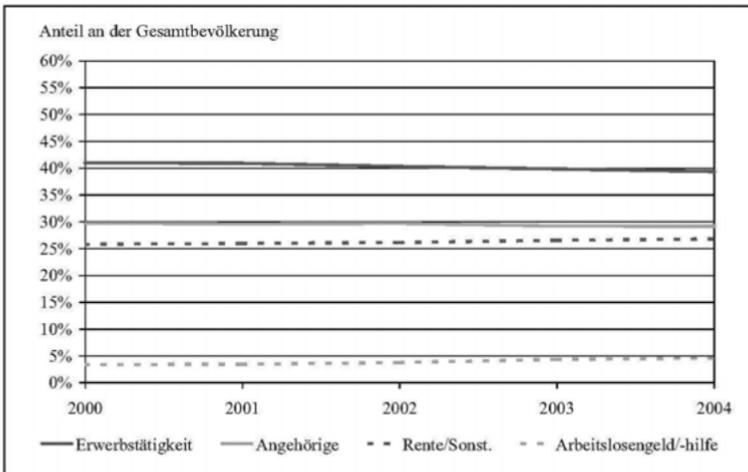
93 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 315-343.

94 Vgl. Jürgen Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes, Bonn: Dietz 2000, S. 11.

Arbeitsvertrag, Stellenumfang, Art der Arbeitszeit 2000-2004⁹⁵



Überwiegender Lebensunterhalt 2000-2004⁹⁶



95 Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit (Vertrag, Umfang: abh. Erwerbstätige ohne Auszubildende), Jg. 2001, S. 136, 246; Jg. 2002, S. 100, 117; Jg. 2003, S. 98, 108; Jg. 2004, S. 104, 114; Jg. 2005, S. 140, 150.

96 Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005, hier Jg. 2001, S. 101; Jg. 2002, S. 99; Jg. 2003, S. 102; Jg. 2004, S. 71; Jg. 2005, S. 80.

Vor diesem Hintergrund möchte man gleich vom Ende der Arbeit sprechen. Doch sollte man das nur, wenn man mit Jeremy Rifkin klarstellt, dass die Betonung auf „der“ Arbeit liegen muss und die Frage nach ihrer Zukunft eingeschlossen ist. Denn keineswegs ist vom Ende des Arbeitens auszugehen: Die Rede muss vom Ende *einer*, nämlich der normalen Arbeitszeit sein und vom Entstehen einer Vielfalt von Arbeits- und Zeitverhältnissen.⁹⁷

Sicherlich hat es auch in der Vergangenheit Fälle gegeben, für die andere Zeiten gegolten hatten. Man denke an Landwirte, an die sogenannten „mithelfenden Angehörigen“, die Vertreter der Freien Berufe, Mitglieder der Streitkräfte, Unternehmer, Hausfrauen oder Rentner und Schüler in Nebentätigkeiten. Diese Fälle können heute als Beispiele flexibler Arbeit lange vor dem Boom des Wortes „Flexibilität“ erscheinen. Doch die neu entstandenen Arbeitsbeziehungen ähneln diesen Beispielen nur bedingt; sie entziehen sich auch der alten Differenzierung von Arbeitern, Angestellten, Beamten und Selbständigen. Man findet daher Titel wie „Arbeitskraftunternehmer“ oder „Lebensunternehmer“, weil viele Menschen zwar als Arbeitnehmer beschäftigt sind, aber *zugleich* Verhaltensweisen von Arbeitgebern tragen sollen.⁹⁸ Darunter mag es Glückliche geben, denen die Tendenz, Arbeitsbedingungen individuell auszuhandeln und Arbeitsverträge zu befristen, zupass kommt. Das dürfte vor allem für diejenigen gelten, die dank ihrer Qualifikation in der Lage sind, die Befristung dazu zu nutzen, schneller höhere Einkommen durchzusetzen. Gleichwohl zeichnet sich aber heute bereits ab, dass es daneben zahlreiche weniger glückliche Fälle in unteren und mittleren Beschäftigungsbereichen geben wird, in denen die Aufnahme befristeter Beschäftigungsverhältnisse mit Benachteiligungen im Bezug auf vergleichbare unbefristete Verhältnisse sowie mit einer höheren Einkommensunsicherheit verbunden ist.⁹⁹

Ohne Normalarbeitsverhältnisse deswegen pauschal als „gut“ und flexible Arbeitszeit als „schlecht“ erklären zu wollen, ist die Tendenz dahin, dass etliche neue Formen des Arbeitens sowohl flexible, als auch *prekäre* Formen darstellen, unbestritten. Ich will nur wenige Beispiele

97 Jeremy Rifkin: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Neue Konzepte für das 21. Jahrhundert, aktualisierte Neuauflage, Frankfurt (M): Campus 2004, S. 24-37.

98 G. G. Voß/H. Pongratz: „Der Arbeitskraftunternehmer“, S. 139; H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 66/67.

99 Vgl. Martin Groß: „Auswirkungen des Wandels der Erwerbsgesellschaft auf soziale Ungleichheit. Die Effekte befristeter Beschäftigung auf Einkommensungleichheit“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 119-158, hier S. 150-152.

erwähnen, die derzeit im Gespräch sind: Die für Arbeitslose entworfene „Ich-AG“ und der „I-Euro-Job“.¹⁰⁰ Daneben die sogenannte geringfügige Beschäftigung, für die eine Kündigungsfrist von vier Wochen vorgesehen ist. Ursprünglich auf die Steuerbefreiung von Hinzuverdiensten ausgelegt, wird heute klar, dass diese Art des Arbeitens für einen wachsenden Personenkreis zur einzigen Einnahmequelle werden könnte.¹⁰¹

Andere Formen flexibler Arbeit sind eher versteckt: traditionelle Schwarzarbeit und die Arbeit, die Migranten ohne Aufenthaltsgenehmigung leisten, sowie Tätigkeiten derer, die zuletzt als „Generation Praktikum“ betitelt wurden. Unter diesem Titel sind Menschen zusammengefasst, die häufig gut qualifiziert sind und professionelle Arbeit leisten, aber formal nur Praktika absolvieren, um eine leistungsgerechte Entlohnung und die Einhaltung von Kündigungsfristen zu umgehen.¹⁰²

Als eng verwandtes Beispiel jüngerer Datums lassen sich die jungen Klinikärzte anführen, die im November 2005 gestreikt haben. War die Mischung aus Schichtdienst und unbezahlten Überstunden bei geringem Arbeitslohn, sprich: eine überdurchschnittliche Flexibilität für die angehenden Ärzte früherer Generationen durch die Aussicht auf beruflichen Aufstieg erträglich, fehlt diese Aussicht heute den meisten. Was vormals als Durststrecke hinnehmbar war, ist inzwischen zum Dauerzustand geworden.¹⁰³

Diese Beispiele genügen, um zu illustrieren, dass Flexibilisierung weder bestehende Arbeitsverhältnisse einheitlich umformt oder sich darin erschöpft, dass in Betrieben auf Gleitzeit umgestellt wird. Offen ist selbst, inwiefern es sich um ein *Verrücken* der Grenzlinie zwischen Arbeit und freier Zeit handelt, oder um eine *Auflösung* dieser Linie.¹⁰⁴ Mir scheint in dieser Hinsicht das Szenario Rifkins angemessen, das von einer Mehrzahl von Arbeitsverhältnissen ausgeht und die Bevölkerung nach Zentrum/Peripherie gliedert. Im Zentrum steht demnach die zahlenmäßig verschwindend kleine Gruppe der Superreichen, gefolgt von der etwas größeren Gruppe derer, die zwar lange Arbeitszeiten haben, aber auch über Vermögen und hohe Einkünfte verfügen, während der

100 Vgl. A. Meschnig: „Unternehme Dich selbst“, S. 30; Kolja Rudzio: „Kehren für die Statistik“, in: Die Zeit vom 25.11.2004, S. 21-23.

101 Vgl. Jürgen Schupp/Elisabeth Birkners: „Kleine Beschäftigungsverhältnisse“, in: Wochenbericht des DIW 34/04, www.diw.de/deutsch/produkte/publikationen/wochenberichte/docs/04-34-1.htm vom 17.07.2004.

102 Vgl. Matthias Stolz: „Generation Praktikum“, [www.zeit.de/2005/14/ Titel_2fPraktikant_14](http://www.zeit.de/2005/14/Titel_2fPraktikant_14), vom 21.11.2005.

103 Vgl. Sabine am Orde: „Mediziner in der Sinnkrise“, in: Die Tageszeitung vom 29.11.2005, S. 1; M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 289/290.

104 Vgl. K. H. Hörning/D. Ahrens/A. Gerhard: Zeitpraktiken, S. 54-57.

Platz bis zum Rand von denen ausgefüllt wird, die lediglich nach Auftragslage beschäftigt werden, um die Kernbelegschaften von Unternehmen zu unterstützen. Mitglieder der letzten Gruppe sind mit zunehmender Entfernung vom Zentrum in jeder Beziehung ihres Lebens wachsender Unsicherheit ausgesetzt. Irgendwo dazwischen findet sich dann z.B. eine Gruppe derer, die hohe Einkommen aufweisen, ohne deswegen gegen plötzliche Einbrüche gefeit zu sein.¹⁰⁵

Eine vergleichbare Situation hat Michael Vester mit Blick auf die traditionellen Milieugrenzen für Deutschland gezeichnet. Demnach wären Schließung sowie Fraktionskämpfe an der *Spitze*, Statusunsicherheit in der *Mitte* und Gelegenheitsorientierung und Depression in unterprivilegierten Milieus zu erwarten.¹⁰⁶ Eine ähnliche Variante liefert Wolfgang Bonß, wenn er die Zunahme der Zahl „turbulenter“ Erwerbsbiographien auf lange Sicht ansteigen sieht, von der dauerhaften Armutsgefährdung knapp der Hälfte der Bevölkerung ausgeht, und selbst unter den Besserverdienenden vorrangig die Gruppe derer im Wachstum begriffen sieht, die nur noch *zeitweise* besser verdienen.¹⁰⁷

Man kann auch wie Manfred Garhammer die jeweils globale Differenzierung von arm/reich mit einer zeitlichen über Kreuz sehen: Dann stehen in Zukunft sehr gut verdienende Menschen, die ihre materielle Position mit mehr als acht Stunden Arbeit pro Tag zu verteidigen suchen neben prekär Beschäftigten, die zugleich über wenig materiellen Wohlstand und wenig Zeit verfügen, gefolgt von den langfristig auf dem Arbeitsmarkt überflüssig Gewordenen, die allein über eines ausreichend verfügen: leere Zeit.¹⁰⁸

In etwas freundlicherer Betrachtungsweise ist mit dem Ende der Grenzziehung von Arbeitszeit/Freizeit letztlich die Chance eröffnet, die Zeit aus einem Zustand der Erstarrung heraus wieder zu verflüssigen und beispielsweise Neujustierungen bei der Aufteilung zwischen Geschlechtern vorzunehmen. Mögen Männer dabei im Nachteil sein, weil die bisherige Zeiteinteilung auf der linearen, kontinuierlichen und von Männern gelebten Erwerbsbiographie beruhte, mag der Verlust dieser Einteilung Frauen zum Vorteil gereichen, sofern ihre Zeit häufig seltener nach dieser Einteilung geordnet war.¹⁰⁹ Bonß sieht sich deswegen sogar

105 J. Rifkin: Das Ende der Arbeit, S. 157-168.

106 M. Vester: „Krise der politischen Repräsentation“, S. 251-261.

107 W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 349.

108 M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 484-487; vgl. Arlie Russel Hochschild: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet, Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 264-266.

109 Vgl. Nowotny 1989, S. 106-112; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitaunomie, S. 157-160.

veranlasst, Frauen einen Trendsetter-Status auf dem künftigen Arbeitsmarkt nachzusagen.¹¹⁰

Neben der Hoffnung auf neuartige (Eigen-)zeitkulturen bleibt aber festzuhalten, dass sich die Verhältnisse zwischen Männern und Frauen selbst differenziert entwickeln; im Extremfall könnte man dazu neigen, von Zeitkriegen zu sprechen, deren letzte Verlierer noch nicht einmal mehr Männer oder Frauen, sondern Kinder, alte oder anderswie betreuungswürdige Menschen sein können.¹¹¹

Auf alle Modelle gleich könnte die von Richard Sennett gezeichnete Erosion einer langfristiger Perspektive zutreffen – sei dies nun im Hinblick auf Beruf, Familie, Freunde, Nachbarn, Kunden oder Kollegen.¹¹² Als Grundlage dafür dient meines Erachtens das global vorherrschende Zeitverhältnis, das Rifkin an anderer Stelle knapp mit „24/7“ bezeichnet. Im Unterschied zu den Bürozeiten „nine-to-five“ sind das die Servicezeiten der rund um die Uhr bzw. rund um den Globus gespannten Wirtschaft, die Waren zu *jeder Zeit* verfügbar hält und umgekehrt Arbeit zu *jeder Zeit* fordert. Wenn z.B. Firmen aus Europa nicht vorrangig mit europäischen Firmen, sondern mit Firmen in Asien oder den USA über das Internet zusammenarbeiten, bilden sich neue Eigenzeiten, die sich von örtlichen Zeiten entkoppeln – man denke an die Beschäftigten in Call-Centern, die häufig zu *ortsunüblichen* Zeiten erreichbar sein müssen. Das zieht langfristig eine Auflösung von sozialen Zeiten als *gemeinverbindliche* Zeiten nach sich. Es wird unwahrscheinlich, dass an den Tagen, an denen man selbst frei hat, andere ebenfalls freie Zeit haben.¹¹³ Und hält man sich vor Augen, dass die Art der Arbeit immer häufiger geistige Arbeit ist, bemerkt man rasch, dass es um mehr als eine Ausdehnung der Arbeitszeit geht: die Arbeit wird für viele zum ständigen Begleiter, weil man ständig weiter über sie nachdenken kann. Es ist deshalb vielleicht das Kennzeichen der Mitglieder einer neu entstehenden „creative class“, dass der Stil ihrer Lebensführung keinen Vorgaben mehr folgt, wann Arbeit zu verrichten ist und wann nicht.¹¹⁴

Von diesem Ausblick komme ich darauf zurück, dass nach meiner Definition eine Änderung der Art zu arbeiten die Änderung der Art zu leben bedeutet, sofern leben arbeiten umfasst. Dass Bedarf besteht, mit

110 W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 340

111 Vgl. A. R. Hochschild: Keine Zeit, S. 45-65, 211-219, 270/271.

112 Vgl. R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 22-24, 101-104.

113 Vgl. F. Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit“, S. 16/17; J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkzeuge“, S. 12/13, 47/48.

114 Richard Florida: The rise of the creative class and how it's transforming work, leisure, community and everyday life, New York: Basic Books 2004, S. 12-15, 144-156; vgl. F. Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit“, S. 20-23.

flexibler Arbeit zurechtzukommen, zeigt der Boom des Begriffs „work-life-balance“.

Dahinter verbirgt sich allgemein der Versuch, Berufliches und Privates neu abzustimmen, wenn die Ansprüche der beiden Sphären in Widerspruch zueinander geraten. Das kann unspektakulär sein, doch zu einem besseren Verständnis will ich zwei extreme Problemlagen zeigen: zum einen kann work-life-balancing ein staatliches oder gewerkschaftliches Hilfsangebot für diejenigen sein, die z.B. für ein gleichbleibend geringes Einkommen ein immer größeres Maß an Zeit einsetzen müssen, das an einer anderen Stelle fehlt. Dann heißt work-life-balance schlicht genügend schlafen, einkaufen, Familie versorgen usw. trotz langer Arbeitszeiten.¹¹⁵ Zum anderen kann es sich um Hilfen für Personen handeln, die das entgegengesetzte Problem umtreibt: sie arbeiten viel und verdienen gut, möchten oder müssen aber – etwa vor dem Hintergrund weggefallener Hierarchien – ihre Arbeitszeit umgestalten. In diesem Fall kann work-life-balancing heißen, trotz anderer Notwendigkeiten Zeit für die Arbeit frei zu machen oder die vorhandene Arbeitszeit besser zu nutzen. Meist sind es Arbeitgeber der Betroffenen, die Hilfestellungen bieten, indem sie den so genannten High-Potentials z.B. Reinigungs- und Einkaufsdienste, Gesundheitschecks und Freizeitangebote anbieten, um den Ausfall hochbezahlter Arbeitskräfte durch Burnout zu verhindern. In Deutschland erhoffen sich Unternehmensverbände und Bundesregierung gemeinsam Wunderbares: vom Anstieg der Geburtenrate über die Steigerung der Beschäftigtenzahl und intelligente Verteilung der Arbeitszeit im Lebenslauf bis hin zu einer „umfassenden Sicherung der Beschäftigungsfähigkeit“.¹¹⁶

Wenn ich mich im Weiteren mit dem Konnex von Lebensstilen und Episoden befasse, in denen Essen und Trinken auftreten, werden unter den Bezeichnungen „Zeitpioniere“ und „Flexible Menschen“ zwei Typen in den Vordergrund gerückt, die ich jenseits solcher Extreme sehe. Die Arbeiten Hörning/Gerhard/Michailows bzw. Sennetts heben meines Erachtens auf „mittlere“ Strategien ab und gründen darauf ihre Popularität.¹¹⁷ Die von ihnen jeweils beschriebenen Personen sind nicht zur er-

115 Vgl. Unison, www.unison.org.uk/worklifebalance/index.asp vom 10.06.2005; Government of New Zealand, www.dol.govt.nz/worklife/index.asp vom 10.06.2005.

116 Vgl. T-Mobile, www.t-mobile.de/jobs/1,1860,11233-_,00.html vom 11.11.2005; WorkLifeBalance, www.prognos.de/html/p_worklife.html vom 11.12.2005; Florian Vollmers: „Rund um den Mitarbeiter-Life-Cycle“, in: Hochschulanzeiger der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Nr. 61 (2002), S. 14/15.

117 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere; R. Sennett: Der flexible Mensch.

satzlosen Aufgabe der Grenze Arbeitszeit/Freizeit bereit und ebenso wenig aus schierer Not dazu gezwungen – sie existieren *zwischen* Zentrum und Peripherie, Masse und Macht, sind weit von „working poor“ entfernt, gehören aber (noch) nicht im engeren Sinn zur „creative class“. Dabei dürfte es sich freilich im Fall der Zeitpioniere um einen Lebensstil handeln, der dem großstädtischen Milieu verhaftet ist.¹¹⁸

Sie nehmen den Druck auf die Grenze auf und begegnen ihm auf ihre Art: Sennett zeichnet im Zentrum seiner Studie das Bild eines jungen, gut verdienenden, beruflich erfolgreichen Mannes („Rico“), der sich der Devise „nichts Langfristiges“ bei der Arbeit stellt und dazu bereit ist, sich für sie zu verausgaben; zugleich leidet er am Gefühl einer „Corrosion of character“ – wie der Titel des Buches im Original lautet – dem Gefühl, dass die flexible Haltung bei der Arbeit seine andersgearteten Vorstellungen im Bereich des privaten (Familien)lebens überlagern könnte.¹¹⁹ Sennett hat an anderer Stelle einige Eigenschaften Flexibler Menschen katalogisiert: die Fähigkeit, in rascher Folge Beziehungen einzugehen und wieder aufzulösen; die Bereitschaft, sich nicht auf Dauer mit seiner Arbeit zu identifizieren; und eine Neigung, sich trotz guter Erfahrungen mit dem Bewährten beständig auf die Suche nach Neuem begeben zu wollen.¹²⁰

Seine radikale Offenheit ist dem Flexiblen Menschen nach Sennett durchaus selbst nicht immer geheuer. Sie wird als Verlust spürbar. Es fehlt gewissermaßen das Licht am Ende des Tunnels, das in der Zeit des stabilen, linearen Fortschrittsoptimismus stets in der Zukunft erkennbar gewesen war. Ob sich die Last, die er sich *jetzt* aufzubürden bereit ist, *später* auszahlt, wird für ihn kaum kalkulierbar, sofern der für die Belohnung notwendige Zeuge der Anstrengung, der Vorgesetzte, mit den rasch folgenden Umbauten der Unternehmensstruktur häufig von der Bühne verschwunden ist.¹²¹

Menschen, die die Gewichtung von Arbeitszeit und freier Zeit in ihrem Leben gezielt reflektieren mit dem Ergebnis, der Arbeit weniger Gewicht zu geben, können mit Hörning/Gerhard/Michailow als Zeitpioniere gelten. Im Vordergrund ihrer Lebensführung steht Selbstentfaltung, gepaart mit der Annahme dass Selbstentfaltung nicht ohne Raum, oder treffender: Zeit für Spontanes möglich ist. Deshalb sehen sie sich vor allem jenseits planvoller, bezahlter Tätigkeiten. Sie nehmen ihre Arbeit als Teil *ihrer* Lebens ernst, akzeptieren aber die Gleichsetzung von

118 Vgl. R. Florida: The rise of the creative class, S. 9/10; H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 69.

119 R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 22-24.

120 R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 9.

121 R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 62/63.

Geld mit Zeit nur so weit, wie sie dieser Zielsetzung dient. Sichtbarer Ausdruck dessen ist eine *freiwillige* Reduktion der Arbeitszeit.¹²²

Ein Hinweis scheint mir an diesem Punkt angebracht: die Autoren beider Texte haben sich jeweils bemüht, Typisierungen zu entwerfen, die unabhängig von Milieu- und Klassengrenzen (Hörning/Gerhard/Michailow) oder grenzübergreifend (Sennett) gültig sind. Ich ziele nicht darauf ab, zu diskutieren, inwieweit dies zutreffend ist. Für mein eigenes Vorgehen ist es allerdings wichtig, die möglichen Einflüsse solcher Differenzen gering zu halten. Da ich eine Tendenz zu erkennen glaube, dass die Darstellungen in ihrem Kern auf Lebensstile der Angehörigen gehobener Milieus zulaufen, werden meine Gesprächspartner zumindest die gleiche formale Bildung und ähnliche Lebensalter aufweisen.

Und schließlich eine Bemerkung zu den Färbungen, die die beiden Studien enthalten. So präzise Sennett die Folgen der neuen Zeitverhältnisse beschreibt, begreift er den Flexiblen Menschen in seiner Zerrissenheit zu vorderst als *leidenden*. Es scheint mir sinnvoll, mich von diesem Bild zu lösen: Flexible Menschen sind vermutlich nur auf einer Seite von flexibler Arbeit negativ betroffene; auf der anderen Seite dürften sie auch zu den Protagonisten ihrer Durchsetzung zählen. Um es in Anlehnung an Richard Florida zu sagen: sie kommen auch als diejenigen in Frage, die *so arbeiten wollen*.¹²³

Wie Sennetts Schilderung von Düsternis überwölbt ist, ist die von Hörning/Gerhard/Michailow mitunter hell gefärbt. In genauer Umkehrung werden Zeitpioniere als Menschen vorgeführt, denen es gelungen ist, ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Sie entsprechen in vielem dem, was kritische Betrachter heutiger Zeit- und Arbeitsverhältnisse für die Zukunft fordern: zu lernen, Zeit nicht nur mit Arbeit sinnvoll ausfüllen zu können.¹²⁴ Gerade diese Perspektive macht Zeitpioniere zu wahrhaftigen *Pionieren*. Der Begeisterung für den Verzicht auf materiellen Wohlstand zugunsten freier Zeit sollte die Feststellung hinzugefügt werden, dass die Vertreter dieses Lebensstils durch ihre schwache Arbeitsmarktintegration und ihr geringes Einkommen in Gefahr sind, prekär zu leben. Das gilt auch und gerade in der Merkmalskombination, die die befragten Zeitpioniere in der vorliegenden Studie überwiegend tragen: weiblich, jung, selbständig, hoch gebildet.¹²⁵ In diesem Sinne beleuchten

122 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 90-93, 125/126, 159-161.

123 R. Florida: The rise of the creative class, S. 11

124 Vgl. J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktag“, S. 141; Nowotny 1989, S. 140/141.

125 Vgl. Sigrid Roßteutscher: „Kein Ende in Sicht – Sozialstruktur als Instrument im Kampf gegen Deutung“, in: Frank Brettschneider/Jan van

die weiteren Ausführung auch die Frage, wie Zeitpioniere heute, in der Zeit des vermeintlichen Wandels des Wertewandels leben, der einen neuen Materialismus beinhalten soll. Dass sie gleich wie die Flexiblen Menschen just der sogenannten „Generation Golf“ angehören, d.h. den zwischen 1965 und 1975 geborenen, die auch als erste Repräsentantin des erneuten Wandels beschrieben wird, sollte Veranlassung genug sein, sich den Befragten zu nähern.¹²⁶

Deth/Edeltraud Roller (Hg.), Das Ende der politisierten Sozialstruktur?, Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 349-390, hier S. 356-360.

126 Vgl. Markus Klein: „Gibt es eine Generation Golf? Eine empirische Inspektion“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 55, Nr. 1 (2003), S. 99-115, hier S. 113/114.

Zeitpioniere versus Flexible Menschen

Zeit ist Geld, doch was ist zu tun?

Sofern ich einen zeitlichen Zusammenhang zwischen Lebensführung, Essen und Trinken an den Beispielen von Zeitpionieren bzw. Flexiblen Menschen aufzeigen möchte, will ich zunächst prüfen, inwiefern es mir gelungen ist, Personen zu befragen, die ihr Leben tatsächlich in einem der beiden Stile führen. Aufbauend darauf will ich die Antworten auf Fragen auswerten, die die Zeitpioniere und Flexible Menschen über die Identifikation nach den Vorlagen von Hörning/Gerhard/Michailow und Sennett hinaus charakterisieren.

Zunächst die Frage nach Zustimmung und Ablehnung von Normen im Umgang mit Zeit (s. Kasten S. 96). Gefragt, wie sie dem Motto „Zeit ist Geld“ gegenüberstehen, werden erste Einschätzungen bestätigt: Die von mir für Flexible Menschen gehaltenen Gesprächspartner erkennen in dieser knappen Norm nicht nur einen Satz von allgemeingültiger Wahrheit; sie erheben ihn bisweilen zu einem Leitspruch, dem sie das eigene Handeln unterstellt sehen wollen. Der Spruch bezeichnet kein Tauschverhältnis, sondern die Aufforderung möglichst viel Zeit in jener Weise einzusetzen, die im Ergebnis einen besonders hohen *Geldertrag* verspricht.

Bei Befragten, die im Voraus für Zeitpioniere gehalten wurden, stößt dieses Verständnis auf prompten Widerspruch: die Zeit-Geld-Gleichsetzung wird als Regel anerkannt, doch das eigene Handeln wird dem Anspruch unterstellt, den Geltungsbereich dieser Regel nach Kräften einzuschränken, um sich anderen Bereichen öffnen zu können.¹

1 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 128/129.

*Normen im Umgang mit Zeit**Flexible Menschen**Zeitpioniere**„Zeit ist Geld“*

„Man sollte sich im Klaren darüber sein, dass die Zeit, die man hat, Geld ist, auf das man verzichtet und umgekehrt. Das gibt der Freizeit besonders hohen Wert – wenn man welche hat.“

„Es ist in unserer Gesellschaft leider so. Aber mein Ziel ist, ganz bewusst etwas Anderes zu leben, auch wenn man da nicht leicht herauskommt. Ich versuche das, indem ich keine Vollzeitstelle habe.“

„Ich betreibe meinen Job wie ihn ein Selbständiger betreiben würde: Ich hänge immer noch eine Stunde dran, weil jede Stunde Profit bringt.“

„Ich lehne es ab, möglichst viel meiner Zeit ins Geldverdienen zu stecken. Sonst gibt es am Ende überhaupt keine Freude im Leben mehr.“

„Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“

„Das klingt altklug, aber auch wenn ich das Vergnügen insgesamt höher bewerte, muss ich anerkennen, dass es nicht anders als durch die Arbeit zu erreichen ist.“

„Das stimmt zwar, hört sich aber wie von meinen Eltern an und verkörpert genau das, was ich nie leiden konnte. Ich bin keiner, der seine Erfüllung ausschließlich in der Arbeit sieht.“

„Es ist falsch zu glauben, man wäre glücklich, wenn man nicht mehr arbeiten würde. Zuviel Zeit kann auch zur Belastung werden. Echtes Glück liegt eher darin, die Ruhephasen genießen zu können, weil man vorher gearbeitet hat.“

„Ich bin im Zwiespalt, was die Balance angeht. Aber ich lasse mich eher von der Maxime leiten, dass ich arbeite, um zu leben und nicht umgekehrt.“

„Arbeit kann ja auch Spaß machen. Bei mir ist das ein- und dasselbe.“

„Gut Ding will Weile haben“

„Ich halte nichts davon, Aufgaben, die ich erledigen muss, lange vor mir herzuschieben. Derart lange, wie der Spruch glauben machen will, kann man aber nie Zeit haben.“

„Das ist zwar etwas altmodisch, aber ich möchte die Dinge gründlich erledigen und nicht schludern. Denn oft dauert es länger bis alle Fehler behoben sind als wenn ich von Anfang an in Ruhe gearbeitet hätte.“

„Kommt Zeit, kommt Rat“

„Das klingt sehr nach Abwarten. Ich bin aber nicht der Typ, der etwas aussitzt – ich möchte die Dinge sehr viel lieber selbst in die Hand nehmen.“

„Man ist nicht unbedingt erfolgreicher, wenn man für alle Probleme sofort nach der Lösung strebt, denn viele Probleme lösen sich überraschend von selbst.“

Bereits hier taucht die für Zeitpioniere zentrale Feststellung, *bewusst anders leben* zu wollen, neben jenem unumgänglichen Hinweis Flexibler Menschen auf, seiner Arbeit *wie ein Selbständiger* nachzugehen.² Auch die Konsequenzen der Haltungen zeichnen sich ab: die zur Ausdehnung ihrer Arbeitszeit tendieren, gelangen selten in den Genuss freier Zeit, während die anderen, die zur Beschränkung neigen, Freizeit als etwas genießen wollen, das alltäglich und umfangreich verfügbar ist.

Dieser Befund wird von Einstellungen zu Arbeit und Vergnügen flankiert: Unter den Flexiblen Menschen gilt das Erleben des Schönen erst *nach* vorausgegangener Entsagung als unumstößliche Regel. So kann freie Zeit ohne Arbeit sogar als Belastung erfahren werden. Kritik, die die Etablierung des Musters durchscheinen lässt, das Gerhard Schulze als Spannungsschema geführt hat, gibt es zwar, aber sie bleibt verhalten. Die Aufforderung, den Verlockungen des Augenblicks zu widerstehen, gilt zwar in der strengen Formelhaftigkeit als hausbacken, erfährt aber ein Update, wie es typischer nicht ausfallen könnte: vorgeschlagen wird eine Milderung, die zugleich Verschärfung ist. Auch wenn die New Economy-Tage vorbei sind, ist Entbehrung selbst zum Vergnügen erklärt: Die Arbeit macht Spaß und ist in diesem Sinne keine Arbeit.³

Für Zeitpioniere wäre dieser Vorschlag unannehmbar, weil er für sie die prinzipielle Frage aufwerfen müsste, wie sich Vergnügen, das ja per Definition von der Arbeit getrennt ist, just an der Arbeit finden lassen sollte. Die Grundüberlegung, von der aus sie ihr Leben einrichten, besteht eher darin, sicherzustellen, dass die Verfolgung eigener Interessen jenseits der Erwerbsarbeit nicht zugunsten des beruflichen Engagements in den Hintergrund abgedrängt werden. Wie Hörning/Gerhard/Michailow betont haben, tritt auch bei den von mir Befragten keine pauschale Ablehnung der Erwerbstätigkeit auf; es geht ihnen um die Hoffnung, zu einem Ausgleich zu gelangen, der Raum für andere Betätigungen und vor allem: Raum für Unerwartetes lässt. Zeitpioniere erkennen Arbeiten als Notwendigkeit an mit der Einschränkung, dass es keine alles überragende Stellung in ihrem Leben einnehmen soll. Etwas, das ihnen außerhalb ihrer Arbeit Freude bereiten könnte, in die Zukunft zu verlegen, sehen sie mit der Gefahr verbunden, die passende Gelegenheit dafür zu versäumen.⁴

2 Vgl. Mathias Stuhr: „Popökonomie. Eine Reformation zwischen Lifestyle und Gegenkultur“, in: Alexander Meschnig/Mathias Stuhr (Hg.), *Arbeit als Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 2003, S. 162-184, hier S. 169.

3 Vgl. A. Meschnig: „Unternehme Dich selbst“, S. 28/29; Alain De Botton: *On Seeing and Noticing*, London: Penguin Books 2005, S. 28-34.

4 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 62-65.

Die unterschiedlichen Einstellungen zum Verhältnis von Arbeitszeit und frei verfügbarer Zeit lassen sich auch hinsichtlich anderer Zeitnormen weiterverfolgen. Unter den Befragten, die ich als Zeitpioniere eingeschätzt habe, gilt es als ausgemacht, dass mit der Zeit auch Rat kommt und ein gut Ding Weile haben will – beides stößt bei den anderen Befragten auf klare Ablehnung. Offensichtlich scheiden sich an diesen Normen zwei unvereinbare Vorstellungen, wie man mit Zeit umzugehen bzw. wie man gerade nicht mit ihr umzugehen hat.

So sehen Zeitpioniere aus eigener Anschauung die oben erwähnte Ernsthaftigkeit, mit der sie bei der Sache sind, damit verbunden, dass zum einen das Bemühen um gründliches Arbeiten häufig einen hohen zeitlichen Einsatz nach sich zieht, und zweitens Rat – verstanden als Lösung eines Problems – sich oft unerwartet einstellt. Was aus ihrer Sicht nichts mit Faulheit gemein hat, wird von Flexiblen Menschen exakt so gewertet: für sie, die routinemäßig Zeit mit Geld gleichsetzen, ist zeit- oder geldaufwendiges Arbeiten immer auch ein verlustreiches Arbeiten, schon deshalb, weil es die Annahme neuer Aufträge behindert. Vor dem Hintergrund ihres Bemühens, keine Zeit zu verlieren, tendieren sie dahin, nicht „gut Ding“, sondern „Weile“ zu betonen und diesen Spruch zum Motto derer zu erklären, die einem zügigen Anpacken unangenehmer Tätigkeiten ausweichen wollen. In analoger Weise beurteilen sie auch das Verhältnis von „Zeit“ und „Rat“. Beziehen sich Zeitpioniere auf die Lage der Zeitpunkte von Lösung und Problemstellung, vertreten die anderen die Ansicht, es gehe um die Strecke dazwischenliegender Zeit, die vor allem eines zu sein habe: kurz.

Diese Gegensätze kann man in den Einstellungen wiederfinden, die dem Zeitsparen entgegengebracht werden (s. Kasten S. 99). Die Haltung der Flexiblen Menschen, dass man Zeit stets zielgerichtet einsetzen solle und das Sparen von Zeit keineswegs dazu diene, mehr freie Zeit, sondern Arbeitszeit zu gewinnen, bringt sehr genau die asketische Haltung zum Ausdruck, die weithin als zentraler Bestandteil der neuzeitlich-modernen Arbeitsethik definiert wird.⁵ Ihr halten die Zeitpioniere die Erfahrung entgegen, durch Zielverfolgung Spielräume einzuschränken. Sehen sie sich zum Zeitsparen angeregt, dann gilt dies vorrangig einer raschen Befreiung von lästigen Aufgaben und betrifft den Bereich der Arbeit. Sie tun es *dennoch*. Wie anders sparen dagegen die Flexiblen Menschen Zeit und wie anders nutzen sie die eingesparte Zeit: Sie gerät eher zu freier Arbeitszeit als zu arbeitsfreier Zeit. Hält man sich diese

5 Vgl. R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 137-140; Enno Neumann: „Das Zeitmuster der protestantischen Ethik“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 160-171, hier S. 166/167.

Unterschiede vor Augen, wird leicht nachvollziehbar, weshalb Zeitpioniere mit ihrem Bestreben, sich nur in *Teilzeit* für ihre Arbeit zu engagieren, bei Kollegen und Vorgesetzten selten auf großes Verständnis stoßen.⁶ Der Preis, den die eigene Art des Umgangs mit Zeit einfordert ist den Betroffenen dabei bekannt: wird frei verfügbare Zeit für die zweiten etwas Seltenes, müssen die ersten damit rechnen, dass freigehaltene Zeit ohne erkennbaren Sinn verstreichen kann.⁷

Einstellungen zum Zeitsparen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Ich bin gezwungen, meine Zeit effektiv einzusetzen, sonst könnte ich mein Arbeitspensum gar nicht bewältigen. Wenn ich effizienter arbeite, spare ich automatisch auch Zeit.“	„Ich möchte meine Aktivitäten gar nicht mit dem Ziel optimieren, Zeit zu sparen. Denn Zeit sparen zu wollen bedeutet, sich nach der Uhr zu richten und auf Müßiggang verzichten zu müssen.“
„Wenn ich Zeit spare, dann nicht, um mehr Freizeit zu haben, sondern um meine Arbeit besser erledigen zu können. Wenn ich früher im Büro ankomme, heißt das nicht, dass ich früher nach Hause gehe.“	„Lange dachte ich: Wenn ich morgens früher mit der Arbeit anfangen kann ich nachmittags früher nach Hause gehen. Aber die Kollegen, die Vollzeit arbeiten, verstehen das nicht und denken, dass ich meine Arbeit nicht ernst nehme.“
„Ich versuche immer möglichst lange zu arbeiten, um am nächsten Tag weniger vor mir zu haben. Aber das ist eine Illusion, denn am nächsten Tag ergibt sich wieder so viel Neues, dass ich abends wieder gleich lange dasitze.“	„Bei meiner alten Arbeit habe ich gemerkt, dass man durch Planung viel Zeit gewinnen kann. Aber man büßt auch Spielräume ein. Heute bin ich eher einmal unzufrieden, wenn ich sehe, wie die Zeit vergeht, ohne dass ich etwas aus ihr mache.“

Die Auseinandersetzung um klassisch-moderne Zeithaltungen und solche, die nicht als modern gelten, aber offenbar zeitgemäß sind, lässt sich jenseits bekannter Merksätze analysieren.

Betrachtet man Aussagen, die Formen des Zeitbewusstseins bzw. Zeitorientierungen in einer Beziehung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausdrücken, ist festzuhalten, dass die Zeitpioniere wie die Flexiblen Menschen zunächst die Auffassung bejahen, zur Lösung ihrer Probleme beitragen zu können (s. Kasten S. 100). Darin folgen sie dem Credo des Industriezeitalters, wonach Individuen über Einfluss auf die

6 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 86/87.

7 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 141/142.

Verhältnisse verfügen, unter denen sie leben (werden). Die damit häufig verbundene Überzeugung, das mit zunehmendem Fortschreiten in der Zeit eine größere Zahl von Problemen lösbar wird, findet sich jedoch einzig unter den Flexiblen Menschen. Dagegen wird das Vertrauen in das eigene Vermögen bei den Zeitpionieren von der Skepsis begrenzt, in der Zukunft lösbaren wie unlösbaren Problemen gegenüberzustehen.

Zeitorientierungen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>„Wenn ich mich anstrenge, werde ich auch zukünftige Probleme lösen können.“</i>	
„Das entspricht meiner Erfahrung: Eigene Anstrengung und Problemlösung sind direkt miteinander verbunden. Das ist keine Schicksalsfrage.“	„Nicht immer hängt die Lösung der eigenen Probleme von den eigenen Anstrengungen ab. Gleichwohl muss ich sicherlich meinen eigenen Anteil dazu beitragen.“
<i>„Über zukünftige Probleme mache ich mir Gedanken, wenn die Zeit dazu gekommen ist.“</i>	
„Die kommenden Probleme können derart vielseitig sein, dass ich als positiv denkender Mensch nur davon ausgehen kann, dass sie lösbar sein werden, wenn sie da sind.“	„Ich halte nichts davon, mir im Voraus Panik zu machen, denn häufig zerbricht man sich auch den Kopf über Eier, die gar nicht gelegt werden.“
<i>„Ich glaube, dass die Lösung meiner zukünftigen Probleme dem Schicksal überlassen bleibt.“</i>	
„Das ist das alte Vogel-Strauß-Prinzip. Damit versuchen viele, sich vor der Verantwortung für ihr Leben zu drücken.“	„Schicksal und eigene Anstrengung halten sich die Waage. Aber an Vorbestimmung glaube ich nicht. Ich lebe ja weitgehend selbstbestimmt. Oft mehr als mir lieb ist.“
<i>„Ich versuche nicht dauernd, etwas zu ändern, weil sich meine zukünftigen Probleme nicht wesentlich von meinen heutigen unterscheiden werden.“</i>	
„Wenn das so wäre, hätte mein Leben gar keinen Sinn. Ich versuche im Gegenteil permanent etwas zu verändern, weil sich um mich herum ständig etwas verändert.“	„Das klingt sehr langweilig. Ich hoffe doch sehr, dass sich das eine oder andere zum Guten ändern wird.“

Auf den ersten Blick entspricht dieser Befund nicht dem, was man bezogen auf Sennetts Beschreibung Flexibler Menschen erwartet hätte: Der

Flexible Mensch steht für die Fertigkeit sich dem Unvorhersehbaren ohne Umschweife anzupassen. Er will das Bild, das die Gegenwart als bloßes Zwischenstadium eines geradlinigen Prozesses, der aus der Vergangenheit kommend auf ein künftiges Ziel hinläuft nicht stützen, sondern stürzen.⁸ Schaut man sich Bemerkungen der Befragten zu der Aufforderung an, sich nicht vorzeitig „über zukünftige Probleme Gedanken zu machen“ wird der erste Eindruck relativiert: Dieser Leitsatz erfährt die mit weitem Abstand größte und die ungeteilte Unterstützung sämtlicher Befragten. Unabhängig von der Frage, ob die Zukunft eher Lösungen denn Probleme bieten wird, scheint die Gewissheit vorzuherrschen, dass die Gegenwart nicht viel mit voraus- oder nachgehenden Gegenwarten zu tun haben muss, sondern mit eigenständigen Problemlagen und Lösungsversuche aufwartet. Damit ist exakt die Lücke umrissen, die mit Flexibilität aufgefüllt werden soll.⁹

Der zweite Blick rückt aber das, was die Flexiblen Menschen im Vorangehenden bejahen, in ein anderes Licht: die Strategie, mit einer derart offenen Zukunft zurechtzukommen, besteht im Vertrauen auf die eigene Fähigkeit, sich rasch mit neuen Situationen anzufreunden. Hier wird als positiv erkennbar, was Sennett negativ beschrieben hat. Trotz des Mangels einer langfristigen Perspektive zeigen sich die von mir befragten Flexiblen Menschen statt im Zwiespalt mit der Zuversicht ausgestattet, die kommenden Herausforderungen zu meistern.

Die hier anschließende Frage muss lauten, wie sich die befragten Zeitpioniere verhalten, wenn sie diese Ansicht nicht teilen. Die Antwort deuteten ihre Aussagen an: statt sich gewappnet zu sehen, um der Zukunft machtvoll zu begegnen, tendieren sie dazu, die Verbindung von Problemen, Lösungen und eigenem Verhalten nicht sehr eng zu ziehen. Weil sie nicht nur Probleme, sondern auch Lösungen „dem Schicksal überlassen“ empfinden, akzeptieren sie Ausweichmanöver und ein Sich-abfinden-können als gangbar. Dieser Satz dagegen löste bei den Flexiblen Menschen kaum mehr als ein verständnisloses Kopfschütteln aus. Macht man die Gegenprobe und fragt, von welcher Art zukünftige Probleme sein könnten, mit denen die Befragten rechnen, ist nirgends die Zustimmung zu einem Zeitverständnis zu entdecken, wie es lange vor der Moderne vorherrschte: niemand vermag in den heutigen die Wiederkehr oder Fortschreibung gestriger Probleme zu erkennen. Diesen Gedanken empfinden die Befragten beider Gruppen als befremdlich.

Nach der Untersuchung zeitlicher Orientierungen möchte ich darauf zu sprechen kommen, wie sie von dort aus ihr Leben – in der Verlaufs-

8 R. Sennett: *Der flexible Mensch*, S. 105.

9 Vgl. R. Sennett: *Der flexible Mensch*, S. 59-64, 110.

form ihres gegenwärtigen Alltags betrachten. Die dazu vorgelegten Vorschläge für dramatische Lebensbilder, rufen die jeweils typischen Reaktionen hervor.

Dramatisches Lebensbild I: Ungewissheit, Schnelligkeit

Flexible Menschen

Zeitpioniere

Fahrt ins Ungewisse

„Ich weiß nicht genau, wo es hingeht und brauche etwas Abenteuer – aber nur mit entsprechender Absicherung. Auf jeden Fall ist es eine Fahrt, auf der ich gewinnen werde.“

„Das trifft insofern zu, als ich nicht immer weiß, wohin mein Leben führen wird. Aber es ist ein zu negativ geratenes Bild eines Weges.“

Hindernisrennen

„Ja, wenn man die Hindernisse nicht als Blockaden sieht, sondern sportlich nimmt.“

„Auch wenn es in meinem Leben Hindernisse gab, die mich sogar ins Stolpern gebracht haben klingt mir das viel zu anstrengend. Mir gefällt schon das Wort nicht: Es ist mir zu schnell.“

Tretmühle

„Obwohl sich bei mir dauernd etwas ändert, trifft das ein bisschen zu: Zu viele Projekte müssen von zu wenigen Managern abgewickelt werden. Ein passender Vergleich wäre auch das Rudern auf einer Galeere. Auf einer Galeere, die aber an jedem Tag und in jede Minute Rammgeschwindigkeit hat.“

„Das wäre schrecklich. Man wäre im immer gleichen Trott und käme nicht von der Stelle, obwohl man vorwärtsgeht. Ich habe das glücklicherweise nicht.“

Die Fahrt ins Ungewisse scheint am ehesten dem zu entsprechen, womit sich Vertreter beider Gruppen identifizieren können. Dieses Bild harmoniert gut mit der oben geteilten Vorstellung, dass jede Gegenwart einen *offenen* Ausgang hat. Allerdings schimmern bereits die verschiedenen Herangehensweisen durch. Während Zeitpioniere sich der Ungewissheit eher ausgeliefert betrachten, neigen die Flexiblen Menschen dazu, Ungewissheit als Gewinnchance zu sehen. Das fällt ihnen vermutlich schon deswegen leichter, weil sie über einige (finanzielle) Reserven verfügen dürften, um unerwartete Rückschläge zu verkraften. Hier wird Ungewissheit nicht wie in den Fällen, in denen Sicherheiten fehlen, von Ver-

lustängsten begleitet.¹⁰ Sie scheinen nicht zu denen zu gehören, deren Karrieren auf langfristige Gratifikationen ausgerichtet sind. Die spätere Belohnung ist für sie nicht (mehr) die vorrangige Motivation des Arbeitens; sie können sich die Konzentration auf die Gegenwart leisten.¹¹

Dem forschen Herangehen entsprechend, findet sich bei ihnen die größere Bereitschaft, ihr Leben als ein Hindernisrennen anzugehen. Fällt ihr Blick auf die Hürden, sind sie bestrebt, sich nicht abschrecken zu lassen, sondern sie sportlich zu überwinden.¹² Die befragten Zeitpioniere erinnern die Hürden dagegen daran, dass ihnen Straucheln nichts Unbekanntes ist. Sie gestehen rundheraus, dass ihnen das Bild eines Wettlaufs mit Zwang zu hohem Tempo missfällt. Ihre Sorge dürfte sein, dass die völlige Hingabe an den Sprint die völlige Fixierung auf das nächste Hindernis bedeutet. Das würde heißen, blind für all das andere zu werden, was außerhalb des Laufs geschieht. Sie sprechen sicherlich nicht zufällig im Folgenden von keiner Strecke, sondern von einem *Weg*.

Wie Richard Sennett verdeutlicht hat, kann der beständige Aufgabenwechsel für Flexible Menschen zur Belastung werden. Macht sich der Mangel einer langfristigen Perspektive bemerkbar, kann die Abenteuer-Stimmung leicht dem Gefühl des Eingeschlossen-Seins in der Tretmühle weichen.¹³ Dass es sich um Ziellosigkeit bei hohem Tempo handelt, lassen Kommentare der Befragten an dem Begriff durchscheinen: Sie sehen sich nicht nur auf der Stelle treten, sondern im Hamsterrennen und geben z.B. im aussichts- und überblickslos rudern den Galeerensklaven eigene Bilder hinzu. Zeitpioniere, lehnen dieses Bild rundheraus als ein für ihr tägliches Leben unzutreffendes ab. Dabei mahlen sie sich das Treten deutlich langsamer als *Trotten* aus.

Typischerweise finden Zeitpioniere im Besteigen eines Berges oft das zu sich passende Lebensbild (s. Kasten S. 104). Sie akzeptieren die Anstrengungen wie sie die Langsamkeit ihres Vorankommens akzeptieren. Letztes erdulden sie nicht nur, sondern sie begrüßen es sogar. „Besteigen“ heißt für sie nicht Klettern und Gipfelstürmen, sondern ein von der Aussicht auf einen lohnenswerten Endpunkt getragenes, gemächliches *Wandern*.¹⁴ Die Hoffnung auf eine Belohnung, die pauschal für erlittene Strapazen entschädigt, stellt die Verbindung zur Annahme schicksalhafter, glücklicher, wenn nicht göttlicher Fügung her, die für Flexible Menschen bereits weiter oben nicht nachvollziehbar war.

10 Vgl. H.-G. Brose/M. Wohlrab-Sahr/M. Corsten: Soziale Zeit und Biographie, S. 237-241.

11 Vgl. R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 64/65.

12 Vgl. R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 163.

13 Vgl. R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 27-31.

14 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 157/158.

Für sie gibt es keinen Weg, dessen Ziel sich erst am Ende offenbart. Die Zukunft steht offen, und sie steht *ihnen* offen. Sie sträuben sich gegen einen einzigen Flucht- und Höhepunkt und verbiegen dieses Bild, indem sie eine *Hügellandschaft* zugrunde legen, in der es immer wieder kurz hinauf und kurz wieder hinab geht. Sie haben keinen alles überragenden Gipfel vor Augen, sondern lediglich den nächsten Hügel, auf den weitere Hügel folgen werden. Das ist beredter Ausdruck der Kurzfrist-Perspektive, wie sie bei Flexiblen Menschen zu erwarten ist.

Dramatisches Lebensbild II: Ganzheit, Bedächtigkeit

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Besteigung eines Berges</i>	
„Es klingt, als ginge es immer nur mühevoll steil den Berg hinauf, und wenn man oben angekommen ist, stellt sich die Frage wie es weiter gehen soll. Letztlich ist doch damit zu rechnen, dass es auf der anderen Seite nur umso schneller wieder hinuntergeht.“	„Das ist das positive Bild eines Weges: Das Wandern ist eine langsame Art der Fortbewegung. Man kommt ins Schwitzen und fällt mal auf die Nase, aber man kann die Natur genießen und alles hat eine Richtung. Beim Oben-Ankommen hat man ein Ziel erreicht und gute Aussichten.“
<i>Puzzle</i>	
„Das ist mir zu statisch, weil die Teile alle vorgegeben sind. Außerdem ist mir das Zusammenstecken eigentlich zu pingelig.“	„Man kommt im Lauf des Lebens zu sich selbst und kann hoffen, irgendwann ein klares Bild von sich zu erkennen.“
<i>Bau eines Hauses</i>	
„Das ist, was ich mir wünsche: mich zur Ruhe setzen können. Aber tatsächlich arbeite ich viel, ohne dass ich zurückschauen könnte, was ich schon alles geschafft habe. Ich muss immer nach vorne schauen, wo sich noch mehr auftürmt.“	„Das ist, wie ich mein Leben gerne sehen würde, aber dieses Stein-für-Stein-aufeinander-setzen ist mir im Grunde viel zu planmäßig. Mir steht auch in der Wirklichkeit nicht der Sinn danach, mich für den Bau eines Hauses mein Leben lang krumm zu legen.“
<i>Jahrmarkt</i>	
„Nein. Das ist wie ein entzündetes Streichholz: Da flammt etwas kurz auf, ist aber gleich wieder vorbei.“	„Damit kann ich nichts anfangen; das ist mir viel zu bunt.“

Auch im Bild des Puzzles findet man diese Interpretationsschemata wieder. So lehnen die Flexiblen Menschen es ab, weil sie sich ungern im

Klein-Klein des Aneinandersteckens wiederfinden wollen, und weil sie gar keine Herausforderung darin erkennen können, zusammenzufügen, was von anderen schon einmal *angefertigt* worden war. Darauf kommt es freilich den Zeitpionieren an, sehen sie sich doch auf einem Weg, an dessen Ende ein Blick freigegeben wird, der ein Überblick ist. Worauf er fallen wird, ist klar: Jedes angefügte Puzzleteil verspricht die Enthüllung einer weiteren Facette des „Ich“ zu enthüllen. Das erinnert daran, dass Hörning/Gerhard/Michailow es als vordringliche Aufgabe der Zeitpioniere definiert haben, freie Zeit zu gewinnen, und zwar: für die Beschäftigung mit sich selbst.¹⁵

In der beiderseitigen Ablehnung des Bildes vom Bau eines Hauses wird nochmals der Ausgangspunkt der beiden Gruppen deutlich, der nach Sennett vereinfacht lautet: „nichts Langfristiges“.¹⁶ Die Befragten bringen ihr Bedauern darüber zum Ausdruck: gerne würde man ein Haus bauen wollen und sich ebenso stolz darin zur Ruhe setzen. Doch scheint die Aussicht darauf, sich über viele Jahre hinweg Einschränkungen aufzuerlegen, schlicht nicht als reizvolle Aussicht. Gleichwohl möchte niemand sein Leben als Jahrmarkt verstanden wissen. Eine ungeordnete Abfolge bloß kulissenhafter Eindrücke und flüchtiger Vergnügungen soll nicht sein. Die vorherrschenden Überzeugungen lassen grüßen; zu sehr wird das Leben als Produkt der eigenen Anstrengungen oder einer außerhalb ihrer gelegenen Disposition aufgefasst.

Beschleunigen oder Zeit für Spontanes haben

Nach der Untersuchung allgemeiner Haltungen gegenüber „der“ Zeit, wende ich mich dem Zeitmanagement, dem Lebenstempo und Vorstellungen über die Gestaltung der Zukunft zu. Weil Zeitmanagement vielfach als geschickte Zeit-Verwaltung durch das Ordnen von Aktivitäten verstanden wird, leite ich mit der Frage nach der Anwendung der Strategie, große Aufgaben durch die Zerlegung in handliche Portionen zu bewältigen, ein (s. Kasten S. 106).

Auf den ersten Blick überraschend verneinen die Vertreter beider Gruppen diese Aussage: Was im allgemeinen Erfolg versprechen soll, wird gerade von den Flexiblen Menschen genau gegenteilig bewertet. Sie plädieren ausdrücklich dafür, große Aufgaben als Ganzes sowie unverzüglich anzugehen, weil sie sich zu verzetteln fürchten und mit dem Zeitverlust durch mehrfaches Einarbeiten rechnen.

¹⁵ Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 166.

¹⁶ R. Sennett: *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, S. 25/26.

*Zeitmanagement I: Aufgabeneinteilung**Flexible Menschen*

„Ich teile mir große Aufgaben in kleine Portionen ein.“

„Davon halte ich gar nichts. Wenn ich das tun würde, müsste ich mich immer neu einarbeiten. Lieber nehme ich mir Zeit und ziehe das Ganze an einem Stück durch. Das bringt die besseren Ergebnisse.“

„Ich bringe meine Planungen oft durcheinander.“

„Täglich kommen bei mir neue und unvorhergesehene Aufgaben herein; aber durcheinander gerät mir nur etwas, wenn andere es mir durcheinander bringen.“

Zeitpioniere

„Das wäre vielleicht die Lösung, um große Probleme nicht groß erscheinen zu lassen: Man teilt sie in mehrere kleine auf, die man Schritt für Schritt löst. Das klingt sehr vernünftig – nur: In der Regel mache ich das nicht, sondern stürze mich ohne zu Zögern voll in die Arbeit.“

„Was ich mir vorgenommen habe, versuche ich durchzuziehen. Einen Kalender brauche ich schon deshalb, damit ich meine Kurse und Verabredungen planen kann.“

Anders die Zeitpioniere: sie gestehen mit Bedauern ein, dass sie diese Herangehensweise nicht befolgen, weil sie für sie sehr effizient klingt. Die unterschiedlichen Zeitorientierungen der Befragten könnten die Antworten erklären: So kann man in der Frage den Gedanken enthalten finden, dass Aufgaben am besten linear bewältigt werden, das Ziel Schritt für Schritt zu erreichen. Das erinnert stark an das von den Zeitpionieren bevorzugte Lebensbild einer Wanderung an deren Ende ein Gipfel erklommen ist. Ihre Achtung vor der Idee eines stetig beschrifteten Lösungswegs dürfte sich daraus speisen. Deshalb müssen die Flexiblen Menschen es auch anders sehen. Wie sie die Bergwanderung als auf und ab in einer Hügellandschaft interpretieren, managen sie Zeit: wo immer schon der nächste Hügel in Aussicht steht, sollte man sich mit keinem allzu lange aufhalten. Man überwindet ihn am besten als Ganzes und geht ihn vor allem: *sofort* an.¹⁷

Das schließt Planung nicht aus. Dass die Vorstellung eines bereits bekannten Endpunktes fehlt, hat nicht zur Folge, dass die Befragten in den Tag hinein lebten. Die Führung eines Lebens, in dem Vieles möglich und erreichbar scheint, macht es für Flexible Menschen ebenso unverzichtbar, Termine mit Kunden im Voraus festzulegen, wie es Zeitpionieren gelingen muss, den Besuch eines Kurses oder das Treffen mit Freunden im Voraus zu terminieren. Ein Zeitmanagement in diesem Sin-

17 Vgl. R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S.110.

ne wird von sämtlichen Befragten gepflegt, wengleich die Zeitpioniere anders als die Flexiblen Menschen den Anspruch haben, den Terminkalender dazu einzusetzen, sich *Zeit frei* zu halten.¹⁸

Begreift man Zeitmanagement als Zielstrebigkeit und Fertigkeit, Zeit intensiv zu nutzen, zeigen sich die Angehörigen beider Gruppen reichlich diszipliniert – sie geben an, sich nicht leicht ablenken zu lassen.

Zeitmanagement II: Zielstrebigkeit

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
	<i>„Ich kann Ablenkungen schlecht widerstehen.“</i>
„Ablenkung ist Gift für die Arbeit. Ich kann dem aber gut widerstehen. Weil ich meinen Widerstand diszipliniert durchhalte ist das für andere oft anstrengend.“	„Wenn mich eine Sache interessiert, lasse ich mich durch nichts ablenken. Ansonsten kommt es hin und wieder vor. Ich arbeite im Team, und da ist die Versuchung zu tratschen groß.“
	<i>„Es fällt mir schwer, meine Vorhaben umzustellen.“</i>
„Wenn mich überzeugt bin, kämpfe ich für meine Variante. Aber weil ich immer mehrere Sachen parallel bearbeiten muss, muss ich flexibel sein. Ich muss täglich klären, was höchste Priorität hat und es sofort angehen.“	„Weil ich mir sehr genaue Pläne mache, macht es mich rasend, wenn mein Chef plötzlich mit etwas anderem kommt. Manchmal erschrecke ich über mich selbst, wenn ich bemerke, wie unflexibel ich bin.“
	<i>„Ich unternehme öfter etwas spontan.“</i>
„Ich habe immer Zeitpläne vor mir, die umgesetzt und realisiert werden müssen. Lieber passe ich gegebenenfalls meine Planung an.“	„Ich habe gelernt, meine Planungen umzustellen. Aber ich will selbst den Rahmen dafür bestimmen können, damit Raum für Spontaneität bleibt.“
	<i>„Ungefähr einmal pro Stunde sehe ich auf die Uhr.“</i>
„Häufig schaue ich eher zehnmal pro Stunde auf die Uhr. Wenn ich doch einmal die Zeit über der Arbeit vergesse, habe ich eine Assistentin, die mich in dieser Hinsicht entlastet.“	„Bei der Arbeit schaue ich vielleicht sogar häufiger auf die Uhr. In der Freizeit dagegen selten und am Wochenende fast gar nicht.“

Sei es, weil ihr Interesse überwiegt oder der Wunsch dominiert, Unangenehmes hinter sich zu lassen. Wenn sie sich etwas vorgenommen haben, scheinen sie es ohne Zaudern durchzuführen. Vor dem Hintergrund einer offenen Zukunft stellt sich aber mehr noch die Frage nach der Bereitschaft, ein geplantes Vorgehen zu verwerfen.

¹⁸ Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 70-76.

Dazu meinen die Befragten durchweg, sich von anderen getrieben zu fühlen; man wird aber getrost annehmen dürfen, dass sie selbst es sind, die wiederum andere zur Revision ihrer Pläne zwingen. Wie auch immer: die Bereitschaft, von einem geplanten Vorhaben abzurücken, fällt unterschiedlich aus. Unter Flexiblen Menschen ist es selbstverständlich, sich rasch anpassen zu können: an keiner anderen Stelle der Interviews wird das Wort „flexibel“ häufiger verwendet, und es wird wie eine Signatur, die das Einverständnis mit dem Gelesenen erklärt, gesetzt. Die Flexiblen Menschen scheinen ihr Attribut „flexibel“ zu Recht zu tragen, sie stehen dazu. Der Druck, Pläne abzuwandeln, wird nicht als Bedrohung, sondern als Herausforderung, die sogar den eigentlichen Reiz der Arbeit ausmachen soll, empfunden. Diese Haltung korrespondiert ohne Zweifel mit dem Lebensbild einer Fahrt ins Ungewisse (materiell voll abgesichert) und dem Hindernislauf (sportlich gesehen). Veränderung soll die *Chance zur Veränderung* sein.¹⁹

Anders äußern sich die Zeitpioniere: Das Umwerfen von Plänen ist beileibe nichts, was ihnen fremd wäre. Dennoch geht ihnen die Euphorie darüber ab. Sie zeigen sich enttäuscht, wenn Pläne nicht zu halten sind und neigen dazu, ihr Scheitern in den Vordergrund zu stellen. Veränderungen strafen bisherige Gewissheit Lüge, schaffen Unsicherheit und erfordern die Investitionen in Pläne von erneut begrenzter Haltbarkeit. Der Schluss liegt nahe, dass Zeitpioniere das Scheitern von Plänen in zweifacher Weise als *eigenes Scheitern* begreifen: Zum Ersten halten sie sich in hohem Maße selbst für ihr Planen verantwortlich, denn Zwänge, die von der Erwerbsarbeit herrühren, haben sie ja bereits absichtlich reduziert. Zum Zweiten steht folglich die Arbeit selten im Zentrum ihres Planens. Es geht um weit mehr: Planungen sind um eine Verwirklichung selbstgesteckter Ziele gedreht. Ein Misslingen schlägt deshalb doppelt hart zu Buche, und die im Lebensbild versteckte Annahme, dass am Ende alle Mühsal entlohnt wird, wird es nicht immer trösten können. Folgt man dieser Linie könnte man Zeitpionieren den Versuch nachsagen, aus der Not eine Tugend zu machen. Wichtiger, als flexibel zu sein, ist es dann ihren eigenen Angaben zufolge: spontan zu sein.²⁰

Tatsächlich erweist sich Spontaneität als etwas, womit – in exakter Umkehrung zu Flexibilität – Flexible Menschen nichts anfangen können. Dagegen entdecken die Zeitpioniere darin ihr Alleinstellungsmerkmal. Sie sehen sich in den Stand gesetzt, sich offen zu halten, nachdem sie die Erfahrung gelehrt hat, dass sich manches ungeplante Ereignis ausgezahlt hat. Diese Erfahrung setzen sie mit dem Tausch Arbeitszeit

19 Vgl. R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 107-109.

20 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 159-161.

gegen freie Zeit unter Inkaufnahme von Einkommensverlusten gezielt in eine Strategie um. Das Wort „Eigenzeit“ gewinnt insofern eine sprichwörtliche Bedeutung als die gewonnene Zeit nicht mit Aktivitäten ausgefüllt werden, sondern frei bleiben soll in dem Glauben, dass dadurch Ereignisse eintreten können, die bei der Verfolgung fester Pläne, die alle Zeit in Anspruch nehmen, niemals hätten möglich sein können. Der modernen Glaube an die Plan- und Machbarkeit der Welt wird bestätigt und zugleich durch seine Herabstufung zur Option zu überwinden gesucht.

Wer will, kann in der Bereitschaft, Pläne zu missachten und sich dem spontan Entstehenden zu überlassen, das Heldenhafte der *Zeitpioniere* entdecken. Wer anders will, kann weniger Heldenhaftes entdecken. Eine Ausdehnung der studentischen Lebensweise, die sich im allgemeinen durch ihre geringe Regelmäßigkeit auszeichnet.²¹ Verschiedene Beobachtungen könnten sich gar zum Syndrom verdichten: so gibt es Belege dafür, dass Studenten aus den Fachrichtungen der Zeitpioniere eher zur Ablehnung der Vorstellung einer linearen und gestaltbaren Zukunft neigen als andere. Und es gilt im historischen Kontext als ausgemacht, dass sich für viele Frauen erstmals im Studentendasein die Perspektive auf eine außerhäusliche und selbstbestimmte Zeitverwendung geöffnet hat.²²

Die Affinitäten zu Spontaneität und Flexibilität schreiben sich auch hinsichtlich des Einsatzes von Uhren fort. Wer sich an Zeitplänen orientiert, muss deren Einhaltung kontrollieren, und so geben Flexible Menschen an, häufiger als ein Mal pro Stunde auf ihre Uhr zu schauen und dies, um sich selbst besser in die Arbeit vertiefen zu können, bisweilen von Mitarbeitern ausführen zu lassen. Das gilt für Zeitpioniere nur eingeschränkt. Sie sehen Notwendigkeiten, sich bei der Arbeit häufig der Uhr zu bedienen, weil sie sich als Teilzeitkräfte besonderem Druck ausgesetzt sehen und/oder ihre Arbeit gewissenhaft, d.h. auch: pünktlich erledigen wollen. Ihre Haltung zur Uhr schlägt in der Freizeit um, denn diese soll so weit wie möglich unter Ausblendung der Uhrzeit verlaufen. Dadurch wollen sie sich besser auf das einlassen können, was immer sich ihrer Auffassung nach von selbst entwickelt.

Neben Ordnung und Terminierung kann Zeitmanagement bedeuten, Körpersignale in der Gestaltung des Alltags zu berücksichtigen und z.B. auf den Wechsel zwischen Leistungshochs und -tiefs achten.

21 Vgl. Esther Gajek/Irene Götz: „Studentenfutter“. Was StudentInnen einkaufen und wie sie (miteinander) kochen und essen, München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1993, S. 60.

22 Vgl. Heiland/Schulte 2002, S. 149-156; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 337/338.

Zeitmanagement II: Körpersignale

Flexible Menschen

Zeitpioniere

„Ich bin eher ein Morgenmensch.“

„Von Natur aus bin ich es nicht, aber ich kann es mir nicht aussuchen. Ich habe es mir sogar selbst anezogen. Wenn ich vor den anderen im Büro bin, kann ich ungestört schwierige Aufgaben bearbeiten. Ich mache inzwischen nur die Augen auf und der organisierte Tagesablauf beginnt.“

„Ich quäle mich jeden Morgen aus dem Bett und brauche lange, bis ich einen klaren Gedanken fassen kann. Ich arbeite morgens viel schlechter als am Nachmittag, aber ich kann es mir nicht aussuchen. Meine Arbeit zwingt mich, zur Unzeit aufzustehen und früh ins Bett zu gehen.“

„Ich berücksichtige die Signale meines Körpers.“

„Ich erkenne sie, kann es mir aber nicht leisten, ihnen zu folgen. Ich arbeite selbst wenn ich einen Hexenschuss habe. Deshalb sitze ich z.B. auf einem Stuhl, der mir helfen soll, aufrecht zu sitzen. Gymnastik kann ich terminlich nicht unterbringen.“

„Ich habe vor einiger Zeit bemerkt, dass ich einen Biorhythmus habe und versuche, mich danach einzurichten, nachdem ich schon einmal stressbedingte Beschwerden hatte. Das geht nur, weil ich durch meine Arbeitssituation privilegiert bin.“

„Bei der Arbeit vergesse ich häufig körperliche Bedürfnisse.“

„Ich vergesse ab und zu das Essen, weil ich hoch konzentriert arbeite. Dann komme ich ausgehungert nach Hause und empfinde das Essen fast als Belohnung für das Durchhalten bei der Arbeit.“

„Wenn mir eine Aufgabe wichtig ist oder Spaß macht, kann ich den Hunger zurückstellen. Zum Glück meldet sich mein Körper aber, bevor ich etwas tue, das nicht gut für ihn ist. Ich respektiere das und gehe die Dinge vorsichtiger an.“

Die Antworten auf die Frage, ob sie sich als Morgenmenschen bezeichnen würden oder nicht, zeigen, dass sich die Befragten weitgehend über einen Zusammenhang zwischen Konstitution und Leistungsfähigkeit erkennen; sie sagen überwiegend aus, dass die Zeit, zu der sie aufstehen und zu arbeiten beginnen, nicht der entspricht, die dem körperlichen Befinden angemessen wäre. Eine Anpassung scheint jedoch entweder nicht möglich oder nicht gewollt: Halten die Zeitpioniere sie für nicht durchzusetzen, kämpfen die Flexiblen Menschen bisweilen eher gegen sich selbst an, indem sie etwa wider ihre Natur früh aufstehen, um dem Tag Arbeitszeit abzugewinnen. Zuzusehen wie der neue Tag anbricht ist ihnen in jedem Fall nicht mehr vergönnt: kaum sind die Augen geöffnet, beginnt ein Tag abzulaufen, der nicht viel mehr als Arbeit vorsieht.

Selbst wer derart von seiner Arbeit in Beschlag genommen ist, kann eine Veränderung seiner Konstitution wahrnehmen. Tatsächlich sehen sich die Flexiblen Menschen aber zu kaum mehr befähigt als einzelne Signale zu registrieren, um sie am Ende doch nur zu ignorieren. Das mag Signale wie Hunger oder Durst betreffen; aber auch Vorzeichen einer schweren oder dauerhaften Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit werden nur selten zu Ungunsten unmittelbar anstehender Arbeiten weiterverfolgt. Die Frage, ob überhaupt kein Zutun zu erwarten ist, um den Körper vor Überlastung zu schützen, ist gleichwohl nicht pauschal zu beantworten. Wie sich weiter unten zeigen wird, herrscht unter den Flexiblen Menschen z.B. die starke Affinität, eine regelmäßige Mittagspause einzulegen und eine Mahlzeit einzunehmen. Bis dahin können und müssen Hunger und Durst jedoch unterdrückt werden.

Das ist auch Zeitpionieren nichts Unbekanntes. Sie geben an, ihre körperlichen Bedürfnisse im Arbeitseifer ebenso zurückhalten zu können. Dennoch legen sie eine grundverschiedene Gewichtung ihrer körperlichen Erfordernisse zu den Erfordernissen der Arbeit an den Tag. So setzen sie sich nicht nur mit Bio-Rhythmen auseinander; sie ziehen auch die Chance in Betracht, dieses Wissen zu nutzen. Nicht, dass ihnen dies durchweg gelingen würde, doch gibt es hier immerhin Fälle, in denen Anzeichen langfristiger Schädigungen Maßnahmen entgegengesetzt werden, die über den Kauf ergonomisch geformten Büromobiliars hinausreichen. Gleichwie setzt eine Berücksichtigung von Bio-Rhythmen im Alltag voraus, was sie Flexiblen Menschen unmöglich macht: die Chance, den Wechsel im Befinden mit verschiedenen, aber wiederkehrenden Tätigkeiten abzustimmen. Wo schwer abzusehen ist, welche Tätigkeiten auftreten werden und es nur eine Art von Tätigkeit, nämlich die Arbeit gibt, wird derlei rasch zum hoffnungslosen Unterfangen.

Vor diesem Hintergrund kann man erwarten, dass die Alltage der Befragten insgesamt verschieden ablaufen. Während ich auf die Angabe von Uhrzeiten und die Schilderung von Episoden weiter unten eingehen werde, beziehe ich mich an dieser Stelle allgemein auf die Geschwindigkeit, als Lebenstempo formuliert.

Ausdrücklich bekennen sich die Flexiblen Menschen zu einer hohen Dichte an Aktivitäten und einem hohen Lebenstempo. Sie sehen sich an der Spitze dessen, was überhaupt an Geschwindigkeit möglich ist und dennoch vertreten sie die Ansicht, dass zugleich weitere Beschleunigung vonnöten wäre. Anders dagegen die Zeitpioniere: Sie sprechen sich im Vergleich zu anderen ein geringes Lebenstempo zu. Das ist für sie kein Mangel, denn sie erkennen darin ihr Bemühen verwirklicht, die Zahl der Aktivitäten pro Tag überschaubar zu halten.

Fragt man weiter nach zeitlich bedingtem Stress und Maßnahmen zu seiner Überwindung, machen manche Flexiblen Menschen darauf aufmerksam, dass sie keine notwendige Verbindung von Stress, Lebenstempo und Zeitdruck erkennen wollen.

Lebenstempo und Stressbewältigung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Lebenstempo</i>	
„Ich glaube: schneller geht nicht. Ich habe eine sehr hohe Aktivitätsdichte, denke aber häufig, dass ich eigentlich noch stärker beschleunigen müsste.“	„Ich habe ein geringes Tempo: Ich versuche nicht zu viele Aktivitäten in den Tag zu pressen, um nicht nur von Termin zu Termin zu hasten.“
<i>Stressbelastung und -bewältigung</i>	
„Ich bin oft gehetzt, aber Zeitdruck ist kein Stress. Er bedeutet für mich nur, dass ich länger arbeiten muss. Das belastet mich nicht, denn ich arbeite eben ab, was abzarbeiten ist.“	„In dem Moment, in dem der Stress da ist, kann man gar nichts machen als: Augen zu und durch. Wenn ich die Verantwortung habe, weiß ich, dass Aufschieben keinen Sinn hat.“
„Terminbedingter Stress ist das Normale, weil ständig Projekte vereinbart werden, die mich dazu zwingen, länger zu arbeiten. Ich versuche Distanz zu gewinnen und nehme eine Augen-zu-und-durch-Haltung ein.“	„Weil ich sehr stressanfällig bin, arbeite ich daran, mich zu drosseln: Ich schließe die Augen, achte auf meinen Atem und genehmige mir auch während der Arbeit einige Minuten Auszeit.“

Sie gestehen zu, sich bisweilen gehetzt zu fühlen, doch legen sie ebenso Wert darauf, Stress als aus dem Gefühl der Überforderung heraus nur von ferne zu kennen. Davon abgesehen sind Zeitdruck und Zeitnot dagegen gerne eingestandene Erfahrungen. Die einzige Technik, ihrer Herr zu werden, ist denkbar simpel und im Grunde keine Bewältigungstechnik. Sie besteht in dem Appell, sich immer wieder dem Unvermeidlichen zu fügen: Augen zu, und durch.

Sind Zeitdruck und Zeitnot auch Zeitpionieren nicht unbekannt, so konzentriert sich ihr Auftreten doch bei ihnen auf eine wesentlich kürzere Arbeitszeit. Trotzdem variieren die Methoden, ihnen zu begegnen unter den befragten Zeitpionieren stärker. Jenseits der bekannten Verbissenheit findet man Versuche, sich durch kontrolliertes Atmen zu beruhigen, sich zu drosseln oder auf andere Weise Distanz zu gewinnen.

Die Frage nach der Rolle von Auszeiten wie Arbeitspausen oder Urlaub muss anschließen. Hier zeigen die Flexiblen Menschen, dass ihr

Bedarf an Erholungszeit zwar immens ist; dass aber die Art ihres beruflichen Engagements wenig mehr zulässt als die Einübung eines Nickerchens im Büro und den Versuch, die Mittagspause streng einzuhalten.

Bedeutungen von Auszeiten

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Ich habe mir den Minutenschlaf antrainiert: Ich nehme mir 15 Min., um komplett herunterzufahren. Danach fahre ich sofort wieder hoch.“	„Ich lege spontan Pausen ein: Nicht, weil ich zu viel arbeite, sondern weil ich über der Arbeit leicht vergesse, dass ich arbeite. Ich sperre das Büro zu und schlafe eine Stunde.“
„An den fünf Werktagen bin ich im Krieg, am Wochenende bin ich dann in der Etappe und erhole mich. Dafür und für den Urlaub lebe ich – sofern ich ihn zeitlich unterbringen kann.“	„Urlaub habe ich genug und durch meine Zeiteinteilung immer eine Gelegenheit, mich zu entspannen. Deshalb bin ich weniger urlaubsreif als Leute, die Vollzeitstelle arbeiten.“

Solche besonderen Erholungszeiten spielen bei den Zeitpionieren allenfalls eine nebensächliche Rolle. Selbst wo ebenfalls vom Büroschlaf die Rede ist, ist nicht die Rede von sogenanntem „Power-napping“, sondern vom tiefem, einstündigem Schlaf im verriegelten Raum. Alles andere erklärt sich fast selbst: sich etwa mit der bloßen Aussicht auf Erholung zufrieden zu geben, steht für das, wovon sie sich absetzen wollen. In ihrem Leben sollen nicht Wochenenden, Feiertage und Urlaube die einzigen freien Zeiten sein. Es gar nicht soweit kommen lassen, sich urlaubsreif zu fühlen, lautet ihre Devise.²³

In ihrer Akzeptanz des Trödelns spiegelt sich dies wider (s. Kasten S. 114). Man wird keineswegs sagen können, dass Zeitpioniere ganz ohne schlechtes Gewissen auskommen, denn *gedankenloses* Trödeln widerspräche ihrer Grundhaltung, die Gleichung von Zeit und Geld zu akzeptieren. Aber: sie finden Trödeln weniger mit dem Gedanken belastet, Zeit zu verlieren, sondern gewichten es als funktionsnotwendige Einrichtung, die für manche Befragte auch bei der Arbeit eine gewisse Berechtigung hat. Sie sehen darin einen Ausgleich für Zeiten erhöhter Aktivitätsdichte und Inanspruchnahme ihrer Aufmerksamkeit.²⁴

Den Flexiblen Menschen sind solche Überlegungen nicht grundsätzlich fremd, denn etliche sagen aus, in der Freizeit gerne zu trödeln. Doch angesichts der abwertenden Konnotation dieses Begriffes bestehen sie

²³ Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 154.

²⁴ Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 152/153

darauf, dass vorher ein Zeitvorsprung erarbeitet werden muss. Sie müssen es sich *leisten* können, so dass beim Beobachter der Verdacht bestehen bleibt, dass jene Fälle, in denen sie es sich ohne schlechtes Gewissen oder sogar während der Arbeit leisten, die Ausnahme sind.

Akzeptanz des Trödelns

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Ich kann mir kein Trödeln erlauben, weil ich ständig termingerecht arbeiten muss. Eher trödle ich mal nach der Arbeit, weil ich das zur Entspannung brauche.“	„Ich werde von manchen als Trödler wahrgenommen, obwohl ich nur versuche, übertriebene Eile aus meinem Leben und aus der Arbeit herauszuhalten und Dinge in meinem eigenen Tempo zu erledigen.“
„Gerade, weil ich sehr schnell arbeite, kann ich es mir leisten, zu trödeln und auch einmal mit meinen Mitarbeitern zu plaudern.“	„Das Trödeln gehört zu meinem Leben. Ich tue es häufig mit schlechtem Gewissen, aber ich empfinde es nicht als verlorene Zeit.“

Eine radikale Geschwindigkeitsänderung als Strategie, das Leben zu beeinflussen, zieht aus beiden Gruppen niemand in Betracht.

Geschwindigkeitsänderung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Je mehr ich beruflich beschleunige, umso stärker wächst das Bedürfnis, etwas ganz anderes zu machen. Eine Verlangsamung würde dagegen heißen, etwas aufzugeben, und das kann ich mir in meiner derzeitigen Situation nicht leisten.“	„Ich lebe nicht schnell, denke aber trotzdem oft an eine Verlangsamung: die Dinge gründlicher machen und intensiver leben. Ich habe viel dazu gelesen. Nicht dass ich diese Art von Literatur suche; sie begegnet mir und bleibt an mir hängen.“
„Ich sehe keine Möglichkeit, meine derzeitige Situation zu ändern. Aber ich kann mir vorstellen, einmal etwas vollkommen anderes zu tun und z.B. für ein Jahr in ein buddhistisches Kloster zu gehen.“	„Ich denke manchmal, ich müsste beschleunigen. Aber im Grunde finde ich es wichtiger zuzusehen, dass der Tag für das reicht, was ich so alles machen möchte. Dabei habe ich gemerkt, dass das bei acht Stunden Arbeit pro Tag nicht geht.“

Dabei schließen die Flexiblen Menschen eine Verringerung aus, obwohl sie stärker mit ihrem bisherigen Tempo hadern. Sie sorgen sich über

mögliche Schäden, und doch kommt Entschleunigung für sie nicht in Frage. Sich wie die Zeitpioniere zugunsten freier Zeit und eines langsamen Lebens finanziell zu beschränken, läuft ihrer Interpretation der Gleichung von Zeit und Geld stark zuwider. Über den Verweis auf das Rentenalter hinaus berauschen sie sich an radikalen Auswegen wie jemand, der mit dem Rücken zur Wand steht. Etwas Unerwartetes tun: in einem fernöstlichen Kloster leben.

Die verschiedenen Lebensgeschwindigkeiten spiegeln sich im Tempo des Essens und Trinkens wieder. Mit Bedauern stellen die Flexiblen Menschen fest, schneller zu essen als sie für richtig halten und sagen, ihr Umfeld darin weit zu übertreffen. Die Zeitpioniere halten ihre Essweise dagegen für relativ langsam, aber noch lange nicht für langsam genug.

Esstempo

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Aufgrund des Zeitdrucks im Büro esse ich viel zu schnell: die Mittagspause von einer halben Stunde ist zu kurz, um langsam zu essen. Das hat sich leider auf das Abendessen zu Hause übertragen.“	„Ich saß schon im Kindergarten am Bummeltisch und wurde daheim ausgeschimpft, weil ich immer diejenige war, die als letzte mit dem Essen fertig wurde.“
„Ich habe ein hohes Esstempo. In meinem Freundeskreis esse ich meist schneller als alle anderen, während ich in meinem beruflichen Umfeld sogar eher noch zu den Langsameren gehöre.“	„Nach meiner Meinung ist mein Esstempo zwar eher zu hoch, aber ich bin immer noch sehr viel langsamer als die meisten in meinem Umfeld.“

Man will seine Zeit zu etwas nutzen

Ging es im vorigen Kapitel um eine weitere Identifikation der Befragten in zeitlicher Hinsicht, zielt dieses Kapitel darauf ab, einer Korrelation ihrer Formen mit Zeit umzugehen, mit Haltungen gegenüber dem Arbeiten und anderen Aktivitäten nachzuspüren.

Betrachtet man die Berufsangaben der Flexiblen Menschen bezogen auf ihre Stellung in der Organisation der Arbeitsabläufe, finden sich gehobene und mittlere Positionen bzw. solche mit Führungsverantwortung (s. Kasten S.116). Dagegen sind die Zeitpioniere entweder auf ausführenden Stellen tätig oder projektgebunden mit einem relativ hohen Maß an Eigenverantwortung und Unabhängigkeit.

Stellung in der Organisation

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Führende Position	Ausführende Position
Mittelstellung zwischen Vorstand und einfachen Mitarbeitern	Einfache Angestellte
Vorgesetzter mit Mitarbeitern	Zuarbeitende Stellung
Beamter im höheren Dienst mit Weisungsbefugnissen	Unabhängige Stellung im Rahmen eines Projekts
Chef und Geschäftsführer	Geschäftsführende Angestellte
Direkt dem Oberbürgermeister unterstellt	Nur dem Chef untergeordnet
Gegenüber anderen Abteilungen unabhängige Position	Selbständige Arbeit im Projekt

Hier offenbart sich Flexibilisierung als etwas, das keinesfalls alle gleich betrifft. Wie es z.B. Jeremy Rifkin vermutet hat, könnten die Befragten in einer Ordnung ungleicher Distanz zur Vollzeit-Erwerbstätigkeit stehen.²⁵ So umschließt die höhere betriebliche Verantwortung in der Regel eine stärkere Ausrichtung des „übrigen Lebens“ auf die Berufstätigkeit, während der Wunsch, den Einfluss der Erwerbsarbeit auf dieses Übrige zu begrenzen bzw. zu befristen, häufig mit einem weniger einflussreichen Rang im Unternehmen einhergeht.²⁶

Dieser Zusammenhang zeigt sich in den Angaben der Befragten zu Arbeitszeitgrenzen, d.h. auf die Frage, ob die Dauer der tatsächlich von ihnen geleisteten Arbeitszeit den Vorgaben ihres Arbeitsvertrages folge (s. Kasten S. 117).

Von den Zeitpionieren wurde diese Frage nicht nur bejaht, sondern darauf hingewiesen, dass nicht allein Vereinbarungen eingehalten würden, sondern oft Spielräume bestünden, die Lage der Arbeitszeiten nach ihrem eigenen Ermessen zu gestalten. Unter Flexiblen Menschen gilt etwas ganz anderes als Selbstverständlichkeit: Sie erwarten aufgrund ihrer Position die routinemäßige Nichteinhaltung vertraglich definierter Zeiten. „Vollzeit“ zu arbeiten bedeutet für sie, 45, 60 oder mehr Stunden pro Woche – bekanntermaßen gilt eine überlange Arbeitszeit nach wie vor zugleich als für alle gut sichtbarer Nachweis einer hohen Arbeitsmotivation.

25 J. Rifkin: Das Ende der Arbeit, S. 157-168.

26 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 86/87.

Arbeitszeitgrenzen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„In meiner Branche muss alles möglichst schnell fertig sein. Deshalb ist es selbstverständlich, dass ich zu allen Zeiten, d.h. auch am Wochenende erreichbar sein muss.“	„Wann die Arbeit beginnt und wann sie endet, steht wie mein Verdienst schon im Voraus fest. Glücklicherweise kann ich meine vertraglich geregelte Arbeitszeit einhalten.“
„Unbezahlte Überstunden sind für mich nichts Besonderes, denn ich kann in meiner Position nicht auf die Zeit achten.“	„Ich konnte mir die Zeiten, zu denen ich am Projekt arbeiten wollte, weitgehend selbst aussuchen und muss auch keine Überstunden machen.“

Eine Betrachtung der beruflichen Werdegänge bzw. Karrieren kann dieses Bild komplettieren.

Berufliche Werdegänge

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Studium der Rechtswissenschaft, diverse Tätigkeiten im Justizwesen, Vollzeitstelle in der Politik	Studium der Kunstgeschichte, Volontariat, befristete 80%-Stelle im Kulturbereich
Studium der Rechtswissenschaft, Rechtsanwalt, Vollzeitstelle in einem Großunternehmen	Studium der Altertumswissenschaft, Forschungsprojekte, befristete 60%-Stelle in der Wissenschaft
Studium des Maschinenbaus, Ingenieur in der Rohstoffindustrie, selbständiger Unternehmer	Studium der Politikwissenschaft, befristete 66%-Stelle in der politischen Arbeit
Studium der Sozialwissenschaft, Sozialforscher, Vollzeitstelle in einer Marketingabteilung	Studium der Pharmazie, sozialwissenschaftliches Studium, 50%-Stelle im Gesundheitswesen
Studium der Germanistik, Verlagsvolontärin, Vollzeitstelle in der Verwaltung einer Großstadt	Studium der Anglistik, 60%-Stelle in einer Immobilienverwaltung
Studium der Altertumswissenschaft, Weiterqualifikation zum PR-Referent, Vollzeitstellen in diversen Großunternehmen	Studium der Soziologie, Umschulung zum Betriebswirt, Verlagsarbeit, befristete 50%-Stelle an einer Forschungsanstalt
Ausbildung zur chemisch-technischen Assistentin, Studium der Betriebswirtschaftslehre, Vollzeitstelle im Bankwesen	Abbruch des Studiums der Kulturwissenschaft, Ausbildung zur Therapeutin, Abschluss des Studiums, 50%-Stelle im Gesundheitswesen

In beiden Gruppen sind zwar immer wieder Wendungen auszumachen, doch sind sie unter den Flexiblen Menschen nicht nur seltener anzutreffen als unter den Zeitpionieren; eine privilegierte Rolle des Berufslebens scheint bei ihnen mit dem noch immer existierenden, hergebrachten Bild von Karriere zu korrespondieren, das ein stufenweises Aufrücken wenn schon nicht in *einem* Unternehmen zumindest innerhalb einer anfangs – per Studienwahl – festgelegten Sparte vorsieht.²⁷ Trotz häufiger Arbeitsplatzwechsel finden sich also durchaus stringente Linien und die These von der Bastelexistenz ist hier zu relativieren. Das Leben wird längst nicht nur, und nicht von allen bunt und originell gebastelt.²⁸ Sobald man an die ungleiche Besetzung der Gruppen nach Geschlecht denkt, lassen sich Parallelen zu Ergebnissen aus anderen Zusammenhängen ziehen. Es scheint typisch, dass unter gut ausgebildeten Personen Frauen häufiger als Männer bewegte Erwerbsverläufe aufweisen.²⁹

Auch die Bewertung von Wendungen und Brüchen im Verlauf der eigenen Karriere fallen reichlich verschieden aus.

Bewertung des Karriereverlaufs

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Obwohl der Verlauf nicht im Einzelnen vorhersehbar war, war es eine angestrebte Karriere: Ich habe immer daran gearbeitet, Kontakte herzustellen und habe auf diese Weise von meiner jetzigen Stelle gehört.“	„Das war alles nicht im Voraus zu erwarten: Beim Abitur wusste ich nicht, dass ich studieren würde, und am Anfang des Studiums hatte ich keine Ahnung, was ich danach machen könnte.“
„Ich wollte immer schon im Journalismus arbeiten. Dass ich Pressereferentin werden würde, war nicht vorhersehbar, passt aber in die Linie.“	„Ich habe immer das gemacht, was mich interessiert hat. Und wie das Leben so spielt, kann sich das Interesse immer einmal wieder ändern.“

Die Grundüberzeugung, dass das Leben entweder wenig beeinflussbaren Gegebenheiten oder der eigenen Zielstrebigkeit folgt, findet sich wieder: Zeitpioniere vertreten häufig die Auffassung, dass der bisherige Werde-

27 Vgl. Norbert Zdwomyslav/Bernd Rethmeier (Hg.): Studium und Karriere. Karriere- und Berufsplanung, Erfolg und Work-Life-Balance, München/Wien: Oldenbourg 2001, S. 38-57.

28 Vgl. W. Müller: „Zum Verhältnis von Bildung und Beruf“, S. 56-59.

29 Vgl. Hans Pongratz/Gerd Günter Voß: Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen, Berlin: Edition Sigma 2003, S. 176; B. Geissler/M. Oechsle: „Lebensplanung als Konstruktion“, S. 142-149.

gang das Ergebnis der Sensibilität für Unerwartetes, einschließlich veränderter eigener Neigungen ist.³⁰ Sofern die Unterdrückung eigener Interessen abgelehnt wird und eine Entdeckung neuer anvisiert ist, wirkt die Unterbrechung des Studiums oder der schroffe Wechsel des Fachs konsequent. Man muss offen sein, weil man eben nicht wissen kann, was als Nächstes geschieht.

Flexible Menschen sehen es anders: weil offen ist, was geschehen wird, bemühen sie sich nach Kräften, es mit den eigenen Vorstellungen zu prägen. So erklären sie ihr Werden als nahezu notwendige Folge *eigener* Entscheidungen. Selbst in Fällen mit einer Umorientierung trifft man die charakteristische Engführung. Der Weg nach oben ist nicht etwa günstigen Gelegenheiten geschuldet, sondern soll aus klar auseinander abzuleitenden Schritten hervorgehen.

Dass sämtliche Befragte nicht nur Abitur, sondern zudem Hochschulabschlüsse haben, zeigt bezüglich gängiger sozialstruktureller Verortungen zweierlei: dass eine Einfachstrukturierung entlang schulischer Bildung wie Gerhard Schulze sie vorgelegt hat, ergänzt werden müsste, um die Befragten trennen zu können;³¹ dass aber die Einführung einer Mehrzahl sogenannter objektiver Merkmale ebenfalls ergänzungsbedürftig wäre: Sie bliebe bei der Feststellung stehen, dass formal gleichen Bildungsabschlüssen ungleiche berufliche Stellungen gegenüberstehen.

Die Ergänzung, die hier anschließen soll, ist deshalb zunächst die Frage nach Werthaltungen (s. Kasten S. 120).

Betrachtet man zuerst die Haltungen, die Leistungsbereitschaft und berufliches Engagement widerspiegeln, findet man bei Flexiblen Menschen Zustimmung. Sie sehen sich ausdrücklich als Vertreter von Werten wie: es im Leben zu etwas bringen, beruflich vorwärtskommen und seine eigene Existenz absichern. Dabei erkennen sie in diesen Werten nicht nur die obersten Ziele ihres Lebens – einige behaupten sogar, sie in Teilen bereits erreicht zu haben. Ihr Stil der Lebensführung wird kaum von materiellen Notlagen oder der Absicherung eines regelmäßigen Auskommens geprägt sein, sondern vielmehr von der Gewissheit, inzwischen zur Mehrung des Besitzstandes tätig zu sein. Zusammen mit der Vorstellung des Lebens als Abenteuer verkörpern sie damit Eigenschaften, die dem angestrebten beruflichen Aufstieg dienlich sein dürften. Sie treten nicht überambitioniert auf, sondern zeigen ein Sicherheitsstreben, das sich für Vorgesetzte als Loyalität äußert und dadurch die Wendigkeit, sich dort voll und ganz zu engagieren, wo es ihnen den größten Erfolg zu versprechen scheint.³²

30 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 482/483.

31 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 378-387.

32 Vgl. H. Pongratz/G. G. Voß: Arbeitskraftunternehmer, S. 147-149.

*Wertehaltungen I: Leistung, Sicherheit**Flexible Menschen**Zeitpioniere**Es im Leben zu etwas bringen*

„Das ist mir sehr wichtig. Ich denke, dass mir in meinem Leben bereits ein gewisser Aufstieg geglückt ist.“

„Was soll das denn heißen? Prestige spielt für mich überhaupt keine Rolle. Ich verstehe darunter am ehesten, mir das Leben nach meinen eigenen Vorstellungen einzurichten.“

Beruflich vorwärts kommen

„Wichtig, aber nicht im klassischen Verständnis von Karriere, sondern: das, was man tut, muss einem Spaß machen und zugleich Geld bringen.“

„Es ist wichtig für die eigene Zufriedenheit, dass ich das machen kann, was ich möchte. Aber ich bin in keiner Weise ein Karrieremensch.“

Die eigene Existenz absichern

„Das ist in unserer Zeit sehr wichtig, aber ich denke, dass ich das schon erreicht habe und dahin gehend ohnehin etwas verwöhnt bin.“

„Ja. Aber über das Notwendige hinaus bin ich im Zwiespalt. Ich neige eher dazu, auf Luxus zu verzichten, um mich nicht zu binden. Ich will mit soviel zurecht kommen, dass ich meine Offenheit behalten kann.“

Ganz anders ist die Gelassenheit der Zeitpioniere in diesen Fragen begründet: Gleich wie sie Prestige und Erfolg im Beruf oberste Prioritäten absprechen, sehen sie sich nicht dazu angehalten, Wechselfällen durch die Kumulation von Besitztümern vorzubeugen. Weil sie den Aufwand für den Erwerb und den künftigen Erhalt von Besitz als eine Einschränkung des Möglichkeitsreichtums vieler Gegenwarten in Rechnung stellen, betrachten sie Besitzstreben eher als der Entfaltung ihrer Neigungen hinderlich. Ihre Strategie lautet wie folgt: der Versuch, die Existenz nicht zu Lasten der Offenheit künftiger Gegenwarten zu betreiben. Dies heißt für sie im Sinne der akzeptierten Äquivalenz von Zeit- und Geldvermögen, sich mit geringen materiellen Wohlstand zu begnügen, um im Gegenzug dafür einen relativ hohen Zeitwohlstand zu erhalten. Dadurch halten sie sich für geübt, im Bedarfsfall Verzicht zu üben und mit gegebenenfalls weiter verringerten Mitteln auszukommen.³³

Hier zeigt sich nochmals, was Hörning/Gerhard/Michailow angedeutet haben: Zeitpioniere sind nicht mit Menschen zu verwechseln, denen der Gedanke einer existenziellen Absicherung befremdlich vorkommt,

33 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 158/159.

weil sie etwa nach dem Motto „No Future“ die Hoffnung auf irgendeine Zukunft hätten fahren lassen. Für Zeitpioniere geht es um das Abwägen verschiedener Szenarien, nicht um pauschale Verweigerung.

Genauso wenig hat ihr Bemühen, mit wenigen Mitteln auszukommen, etwas mit Bescheidenheit im herkömmlichen Sinn zu tun

Wertehaltungen II: Bescheidenheit, Pflichtgefühl

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Bescheiden sein</i>	
„Das würde im Beruf bedeuten, eigene Ziele nicht zu verfolgen. Das würde in meiner Branche bedeuten, unterzugehen. Wer heute bescheiden ist, ist klar auf der Verliererseite.“	„Das ist eine der Eigenschaften, die mir von zu Hause mitgegeben wurde. In materiellen Dingen kann ich das auch sein – aber was meinen eigenen Charakter angeht nicht.“
<i>Pflichten nachkommen</i>	
„Ich sehe es nicht wie meine Eltern aus den 50/60ern: dass man verpflichtet wäre, etwas Bestimmtes zu tun. Heute hat man höchstens die Pflicht, für sich selbst etwas zu tun.“	„Ich bin viel zu pflichtbewusst. Ich sehe das negativ besetzt.“
<i>Sich sozial engagieren</i>	
„Irgendwie finde ich keine Gelegenheit dazu. Ich denke aber, wenn sich meine Angestellten wohlfühlen, bleiben sie da, wo sie sind. So verbinde ich das Nützliche mit dem Schönen.“	„Das habe ich zwar als Verpflichtung im Hinterkopf, mache es aber nicht. Vielleicht kann man dazu zählen, dass meine Ausbildung im Gesundheitswesen auch von dem Gedanken getragen war, das Leid der Menschen lindern zu helfen.“
<i>Auf die Umwelt achten</i>	
„Natürlich darf man sich nicht klein-kariert nur auf die Umwelt konzentrieren. Man muss jeweils abwägen, was wichtiger ist.“	„Das ist wichtig, aber ich bin nicht dogmatisch: pingelige Mülltrennung widerspricht meiner Vorstellung von Genießen.“

Das kann die starke Ablehnung dieses Wertes bezeugen, in der sie mit den Flexiblen Menschen übereinstimmen: Sich in dem Glauben mit wenig zufrieden zu geben, dass einem nicht mehr als das zusteht und/oder eine jenseitige Instanz später für Ausgleich sorgen wird, gilt als überholt. Allerdings: Anders als von den Flexiblen Menschen ist von Zeitpionieren bisweilen das Eingeständnis zu hören, keineswegs zur Gänze von dieser Haltung frei zu sein. Das mag dem hohen Anteil an Frauen

zuzuschreiben sein, wenn man z.B. daran denkt, dass Frauen traditionell nicht zuletzt bei Essen und Trinken früh dazu angehalten wurden, sich zugunsten anderer zurückzuhalten.³⁴

Die grundsätzliche Ablehnung dieses Wertes lässt noch einen weiteren Schluss zu. Sie kann als Ausdruck jenes Wandels gelesen werden, den Bourdieu angedeutet hat und Schulze beschreibt: der Wandel zu einer Gesellschaft, die Individuen auffordert, ihr Glück selbst in die Hand zu nehmen.³⁵ Die Aufforderung, Ansprüche zu begrenzen sowie anderen Vorrang einzuräumen, greift nicht mehr. Wer sich zurückhält und nicht lautstark das einfordert, was ihm nach seinen Vorstellungen zusteht, gilt am Ende auch als selbst daran schuld, wenn er das Gewünschte nicht erhält.

Unverständnis für ein hergebrachtes Selbstverständnis tritt auch gegenüber anderen Werten auf, die Beschränkung ohne klar einsichtigen Eigennutz bedeuten. So gilt die Erfüllung von Pflichten dem Werterepertoire der Eltern- bzw. Nachkriegsgeneration verhaftet und wird als altmodisch disqualifiziert. Geht es ausdrücklich darum, sich für andere zu engagieren, wird eine Notwendigkeit anerkannt, aber die Anerkennung mit dem Geständnis verbunden, dass man selbst wenig in dieser Hinsicht unternahme. Dass eine Selbstverpflichtung ohne sichtbaren Eigennutzen keine Attraktivität genießt, aber ein schlechtes Gewissen weckt ist, zeigen die Versuche, die berufliche Tätigkeit im Gesundheitswesen oder eine Bereitstellung von Arbeitsplätzen als Unternehmer zum Engagement im gemeinten Sinn umzumünzen. Dasselbe gilt für die natürliche Umwelt. Die Pflicht zum sorgsamem Umgang mit Ressourcen stößt auf breite Zustimmung, doch gilt sie in ihrer Ausführung als lästig.

Die vorgebrachten Argumente können die These des Wertewandels zum individuellen Genuss stützen, ganz gleich, ob der Genuss eher materialistisch oder postmaterialistisch eingelöst wird: Wo das Recht, sich Einschränkungen zu entziehen, zur Pflicht gewandelt ist, wird der selbstlose Verzicht zugunsten unbekannter Nachfahren nachrangig; wo Wirtschaft und Tourismus in globaler Dimension natürliche Ressourcen aufzehren, gilt eine Einrichtung wie die Mülltrennung als mühselig und letztlich müßig. Sie kann das eigene Wohlbefinden nicht erhöhen, sie macht schlechterdings keinen Spaß.³⁶

34 Vgl. P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 313-315.

35 Vgl. P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 566-569; G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 67-71.

36 Vgl. Markus Klein/Manuela Pötschke: „Gibt es einen Wertewandel zum ‚reinen‘ Postmaterialismus? Eine Zeitreihenanalyse der Wertorientierungen der westdeutschen Bevölkerung zwischen 1970 und 1997“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, Nr. 3 (2000), S. 202-216, hier S. 205.

Wenn man umgekehrt forscht, woran den Befragten besonders viel liegt, betonen sie folgerichtig Werte, die auf sie selbst zurückverweisen. Das Leben genießen, Abwechslung haben, sich mit Kunst beschäftigen, eigene Ziele durchsetzen, finden sich überall oben auf der Liste dessen, was im Leben zählt.

Wertehaltungen III: Lebensart, Lebenskunst

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Das Leben genießen</i>	
„Das würde ich gerne mehr, ist aber derzeit weitgehend zurückgestellt.“	„Ich bin Genussmensch, verstehe unter Genuss aber kein teures Essen, Fernreisen oder eine Yacht. Ich kann mich am Kleinen freuen: z.B. wenn ich draußen sehe, wie es blüht.“
<i>Sich mit Kunst beschäftigen</i>	
„Sehr schön, aber ich habe leider gar keine Zeit dafür.“	„Kunst ist das Schöne im Leben. Ich empfinde es als Defizit, mich nicht künstlerisch ausdrücken zu können.“
<i>Abwechslung haben</i>	
„Das gehört zu einem intensiven Leben, aber ich beobachte zunehmend, dass es zu wenig Abwechslung in meinem Leben gibt. Ich denke an die Abwechslung zum Beruf.“	„Wechselnde Freizeitaktivitäten gehören zum Genießen des Lebens. Ich neige nur leider dazu, mich rasch in Neues zu stürzen, dann aber genauso rasch wieder die Lust zu verlieren.“
<i>Seine Ziele durchsetzen</i>	
„Im Management steht es ganz oben. Aber auch sonst habe ich den Ehrgeiz, das, was ich genieße, auch zu bekommen. Nur im Privatleben sollte man sich etwas zurücknehmen.“	„Ich habe zwar keine konkreten Vorstellungen, aber einen gewissen Ehrgeiz, etwas, das ich möchte auch zu bekommen.“

Deutlich kann man die Abkehr vom Ethos der Kriegsgeneration zumindest dem Anspruch nach besichtigen: das frühere „Wehe du genießest“ hat sich zur Mahnung „Wehe du genießest *nicht*“ gekehrt.³⁷

37 Vgl. Hans-Jürgen Anders: „Verzehr 1985-2000. Status quo und Perspektiven. Demographische und soziologische Aspekte zukünftigen Ernährungsverhaltens“, in: Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart: Steiner 1987, S. 151-184, hier S. 165.

Gleichwohl bleibt es oft beim bloßen Anspruch: Erneut treten Unterschiede zwischen Zeitpionieren und Flexiblen Menschen zu Tage. Die Beschäftigung mit Kunst und der Wunsch, das Leben zu genießen, setzen ein Maß an Muße voraus, das Flexiblen Menschen unerreichbar ist. Ihnen bleibt zu wenig Zeit jenseits von Arbeit und der Erholung von der Arbeit, um diese Werte umzusetzen. Zeitpionieren geht es anders: Sie haben neben dem Anspruch auch die Zeit, ihrer Maßgabe so häufig wie möglich nachzukommen. Passend zum Tausch von Geld für Zeit kann ihnen, *muss* ihnen in gewissem Sinne auch das Unscheinbare und Alltägliche Freude bereiten. Ebenfalls in dieser Linie ist der Wunsch nach selbst bestimmtem und abwechslungsreichem Leben zu interpretieren. So liegt für Zeitpioniere die Schwierigkeit vor allem darin, sich angesichts vielfältiger Möglichkeiten über kurze Zeit hinaus in demselben Bereich zu engagieren. Durchzusetzende Ziele sind hier aus dem Bauch entwickelte Ziele. Die Flexiblen Menschen beziehen diese Werte zu vorderst auf ihre Arbeit: Dort wollen sie Ziele durchsetzen; auf sie bezogen vermissen sie Abwechslung. An diesem Punkt scheiden sich in der Tat die Geister: Zeitpioniere weisen dem Hören auf Stimmungen und Gefühle generell eine bedeutsame Rolle zu, wenngleich sie eine zwiespältige ist. Sie bekennen einerseits stolz, ihren Gefühlen folgen zu können, anstatt sie im Zaum halten zu müssen. Doch andererseits neigen sie parallel dazu zu derselben Ansicht, die die Flexiblen Menschen beherrscht: demnach führen gefühlsabhängige Handlungen meist zu mangelhaften Ergebnissen. Deshalb blenden Flexible Menschen ihre Gefühle soweit wie möglich aus und lassen sie allenfalls neben verstandesmäßigen Leistungen als Intuition wieder zu.

Spätestens an dieser Stelle müssen die Meinungen zu jenem Wert abgefragt werden, der nach Sennett in besonderem Maße eine langfristige Perspektive birgt und deswegen dem Prototypen des Flexiblen Menschen besondere Schwierigkeiten bereitet: Partnerschaft bzw. Familie.³⁸ Hierzu äußern sich die Befragten beider Gruppen nicht vollkommen verschieden, jedoch passen die Betonungen zur dominanten Lebensform (s. Kasten S. 125). Das heißt, dass diejenigen, die mit einem Partner zusammenleben, den Wert hochhalten, während die anderen ihm eine geringere Bedeutung beimessen. Sofern die von mir befragten Zeitpioniere mehrheitlich alleinleben, fällt die Betonung schwächer aus.

Es muss dahin gestellt bleiben, ob der Wunsch nach einer festen Paarbeziehung bei Zeitpionieren vom Wunsch nach Spontaneität und die Verfolgung eigener Interessen im *gesamten* Leben durchkreuzt wird, oder eine erhebungsbedingte Verzerrung vorliegt. Umso interessanter

38 R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 21/22, 27-31.

wird die Frage, wie die überwiegend in Partnerschaften lebenden Flexiblen Menschen, dies angesichts ihrer hohen beruflichen Ansprüche tun.

Wertehaltungen IV: Emotionen, Partnerschaft

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Auf Stimmungen/Gefühle hören</i>	
„Das normale Leben funktioniert ja nur, wenn man 95% aller Stimmungen und Gefühle wegblendet. Wenn ich das in meinem Beruf nicht tun würde, könnte ich auch gleich kündigen, obwohl ich mit meiner Intuition schon oft richtig gelegen habe.“	„Gefühle sind etwas Menschliches. Ich bin ein typischer Bauchmensch. Nur geht es leider oft schief, wenn ich nicht rational entscheide.“
<i>Partnerschaft/Familie haben</i>	
„Das ist mir sehr, sehr wichtig. Aber es ist immer eine Gradwanderung, wie man es mit anderen Dingen in Einklang bringen kann.“	„Das war mir nie so wichtig wie meine Freunde, obwohl sich das im Lauf der Jahre zu ändern scheint und zunehmend an Gewicht gewinnt.“

Haltungen zur Pünktlichkeit machen deutlich, dass unterschiedliche Zeiten unterschiedliche Maße des Umgangs mit Zeit entsprechen (s. Kasten S. 126). Danach bildet die Linie Arbeitszeit/Freizeit auch eine Scheidelinie der Pünktlichkeit. Die Vertreter beider Gruppen achten generell während ihrer Arbeitszeit in größerem Maß auf Pünktlichkeit als in der Freizeit: Da bei geschäftlichen Verabredungen die Zeit der anderen mit Geld zu verrechnen ist, ist sie auch entsprechend *kosbar*.

Überraschend ist demgegenüber, dass es die Zeitpioniere sind, die bemüht sind, das für die Arbeitszeit geltende Pünktlichkeitsmaß in ihrer Freizeit ebenfalls einzuhalten. Das begründen sie damit, dass sie sich und anderen das ungeliebte Warten ersparen wollen. Dagegen scheinen sich die Flexiblen Menschen im Privaten nicht darum zu scheren, ob etwa andere ihretwillen zu warten haben. Angesichts der Vielzahl der von ihnen einzuhaltenden Termine während der Arbeit lehnen sie es als zu anstrengend für sich ab, zusätzlich im Privaten Absprachen einzuhalten. Sie wägen streng ab, wo sich Pünktlichkeit lohnt, oder besser vielleicht: auszahlt, so dass nach ihrer Gewichtung private Verabredungen leicht das Nachsehen haben. Das schließt Ehegatten und Partner mit ein.

Mit Blick auf die beruflichen Stellungen Flexibler Menschen und Zeitpionieren ist die Unterstellung nicht weit hergeholt, dass sie beide mit dem Spiel des Wartens und Warten-lassens von unterschiedlichen

Seiten vertraut sind. Angesichts ihrer höheren Positionen sind Flexible Menschen mit einiger Wahrscheinlichkeit privilegiert, andere warten zu lassen, während Zeitpioniere in der Tendenz eher zu denen zu rechnen sind, die warten gelassen werden.³⁹

Einstellungen zur Pünktlichkeit

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>„Wie pünktlich schätzen Sie sich im Verhältnis zu anderen ein?“</i>	
„Ich schätze mich als sehr pünktlich ein. Aber ich differenziere nach der Wertigkeit von Terminen, um Pünktlichkeit zu erreichen wo sie wichtig ist. Im Beruf bin ich außerordentlich pünktlich, aber im Privaten bewusst unpünktlich. Es wäre mir zu anstrengend, bei jeder Gelegenheit pünktlich zu sein.“	„Ich versuche, immer pünktlich zu sein, denn ich habe selbst etwas gegen das Warten. Es gibt mir das Gefühl, dass ein anderer über mich bestimmt, nur, weil er selbst seine Zeit nicht geregelt kriegt.“
„Wenn ich Meetings einberufe, stört es mich extrem, wenn viele Personen warten müssen und teuer bezahlte Zeit verlieren, nur weil einzelne zu spät kommen.“	„Ich bin außerordentlich pünktlich und bemühe mich, auch im privaten Bereich darum, obwohl es mir nicht immer gelingt.“
<i>„Wie lange würden Sie bei einer Verabredung warten?“</i>	
„Wenn ich länger als 5 Min. auf jemanden warten muss, werde ich sehr schnell sauer und will wissen, was da los ist.“	„Wenn jemand mehr als 5 Min. zu spät kommt, fange ich an, mich zu ärgern – vor allem, wenn ich den Grund nicht nachvollziehen kann.“
„Wenn jemand mehr als 15 Min. zu spät kommt, werde ich leicht gereizt. Ich würde telefonieren und fragen, woran es liegt.“	„Ich würde 15 Min. warten, aber dafür auch die Angabe eines dringenden Grundes erwarten.“

Das befördert meiner Meinung nach die abweichende Bewertung des Wartens. Wer als Vorgesetzter niemanden warten lässt, gerät leicht in den Ruch, nicht seinem Rang entsprechend ausgelastet zu sein. Bedeutend ist in dieser Denkweise, wer einen übervollen Terminkalender vorzuweisen hat: weil seine Zeit knapp ist, muss sie auch *wertvoll* sein. Das wiederum ist jene Denkweise, der sich Zeitpioniere zu entziehen suchen. Wenn sie die Menge verplanter Zeit so gering wie möglich halten möch-

39 Vgl. R. Simsa: Wem gehört die Zeit, S. 197-201; K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 148/149.

ten, mag dies bei anderen den Eindruck erwecken als käme es ihnen nicht auf die Zeit an, als wäre ihre Zeit nicht besonders wertvoll, als hätten sie ein Zuviel an Zeit.⁴⁰

Wäre dem so, dürfte es den Zeitpionieren freilich weniger auf Pünktlichkeit ankommen oder sie könnten Pünktlichkeit als einseitig erwartete Tugend ablehnen. Doch lehnen sie das Warten und Warten-lassen offenkundig in jeder Hinsicht ab. Zeit ist für sie eben nie leere oder unausgefüllte, zu verschenkende Zeit, sondern in der typischen Perspektive ihres Lebensstils höchstes Gut, kurz gesagt: *Lebenszeit*. So wie es Flexiblen Menschen unbegreiflich vorkommen mag, dass andere nicht wie sie selbst handeln, erwarten Zeitpioniere, dass andere Menschen ihre Haltung anerkennen. Trotz nahezu identischer Angaben darüber, wie lange sie über einen vereinbarten Zeitpunkt hinaus noch auf eine Freundin/einen Freund warten würden, reagieren sie deshalb anders als die Flexiblen Menschen. Legen diese Wert darauf, umgehend den Grund der Verspätung am Mobiltelefon zu erfragen, um sich schnell auf die veränderte Situation einzustellen und eigene Pläne anzupassen, sehen die Zeitpioniere keinen Handlungsbedarf. Sie warten und legen statt dessen Wert darauf, dass der Grund für die Verspätung für sie *nachvollziehbar* ist.

Auf die unterschiedlichen Gewichte, die die Befragten jeweils nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe entweder auf „Arbeit“ oder (alles übrige) „Leben“ legen, deutet selbst die Häufigkeit dieser zwei Vokabeln in den Interviews hin. Gleichlautende Fragen vorausgesetzt, haben die Flexiblen Menschen in der Größenordnung von Spurenelementen weit öfter auf „Arbeit“ bezug genommen; die Zeitpioniere dagegen auf „Leben“.

Worthäufigkeiten: Arbeit und Leben⁴¹

<i>Worte</i>	<i>Flexible Menschen</i>		<i>Zeitpioniere</i>	
	Wortnennungen (Anzahl)	Anteil am Antwortumfang (Prozent)	Wortnennungen (Anzahl)	Anteil am Antwortumfang (Prozent)
„Arbeit“	169	0,97	153	0,86
„Leben“	32	0,18	61	0,34

40 Vgl. R. Levine: Eine Landkarte der Zeit, S. 147-155.

41 Interviews insgesamt, ohne Episoden; Nennungen inklusive Komposita.

Freizeitaktivitäten oder Freizeitinteressen

Das uneinheitliche Bild von Bildungsabschlüssen und beruflichen Stellungen hat mich eine sozialstrukturelle Identifikation der Befragten bislang hinten anstellen lassen. Wären die Flexiblen Menschen auf einer gleichgerichteten, traditionellen Rangskala etwa dem oberen Mittelfeld zuzuordnen, wäre dies für die Zeitpioniere schwer möglich: Abseits der formal gleichwertigen Abschlüsse, führen sie Tätigkeiten aus, die dem Inhalt nach nicht nach dem entsprechen, was die Flexiblen Menschen tun. In dieser Hinsicht hat die Aufspürung von Wertedifferenzen zu einer Reduktion des Anteils unerklärter Varianz führen können. Darauf soll nun die Beschäftigung mit den Freizeitaktivitäten der Befragten folgen.

Ginge es mir – wie in den meisten Lebensstiluntersuchungen üblich – zuvorderst darum, Typen auseinanderzuhalten, würde der Blick auf die Verteilung von Ja/Nein Antworten genügen. Statt dessen kommt hier die Definition von „Leben“ als Sequenz von Episoden zum Tragen: Ich sehe in *Aktivitäten* Abläufe, die sich darauf hin befragen lassen, wie sie von den bisher beschriebenen Zeitverhältnissen durchzogen sind.

Bereits die einleitende Frage, mit wem die Befragten ihre freie Zeit verbringen, produziert aufschlussreiche Antworten (s. Kasten S. 129). So kommen für Flexible Menschen kaum anderen Personen in Frage als ihre Arbeitskollegen und Partner. Dabei sind es an Werktagen Kollegen *und* Partner, während das Wochenende den Partnern vorbehalten sein soll. Die Zentralstellung der Berufstätigkeit fördert die krasse aber auch einfache Gliederung des Lebens in einen Erwerbs- und einen Privatteil. Wie sich im weiteren zeigen wird, kann der private Teil schon von seinem zeitlichen Umfang her nicht viel mehr umfassen als den Rückzug in den traditionell familiären, hier: partnerschaftlichen Bereich mit dem primären Ziel einer Wiederherstellung der Arbeitskraft. Der Aufbau und die Pflege freundschaftlicher Kontakte außerhalb der Arbeit sind nicht nur mit einem relativ hohen Zeitaufwand behaftet, sondern zusätzlich riskant, sofern sie gerade keinen Zugriff auf offensichtlich verwertbare Potentiale in Aussicht stellen.

Anders bei den befragten Zeitpionieren. Ihre Einteilung von Arbeits- und Freizeit lässt sie über hinreichend Zeit für Freunde verfügen. Aber nicht nur das: Wenn der Eindruck nicht trügt, können sich Freundschaften aus vielzähligen Gelegenheiten speisen – die Arbeit ausgenommen. Wenn *sie* Freundschaften eingehen, hat dies wohl weniger mit (beruflichem) Kalkül zu tun als mit dem Wunsch, die freie Zeit in Gesellschaft zu verbringen. Es scheint als bildeten freundschaftliche Beziehungen geradezu das Gros der dauerhaften Beziehungen.

Freizeitgestaltung I: Personen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Bevorzugte Personen</i>	
„In erster Linie meine Frau, mit der ich durchschnittlich 2,5 Stunden pro Tag verbringe – Wochenende inklusive. Außerdem gehe ich mit meinen Arbeitskollegen mittags essen.“	„Arbeitskollegen spielen keine Rolle, denn wir sind uns nicht sehr vertraut. Da ich gerne spontan losgehe, mache ich auch Vieles allein, z.B. wenn mir erst kurz vor der Vorstellung einfällt, dass ich ins Theater gehen könnte.“
„Werktags treffe ich mich mit Kollegen. Obwohl ich meine Partnerin nur am Wochenende sehe, spielt sie für mich aber die zentrale Rolle.“	„Wichtig ist mir das Zusammensein mit anderen. Ich sehe meine Freunde eigentlich häufiger als meinen Partner, der sehr viel arbeitet.“
<i>Sich mit Freunden in der Stadt treffen</i>	
„Ich gehe zwar abends weg, tue das aber vor allem um meine Kontakte zu pflegen. Das ist dann auch wieder eher in den Arbeitsrhythmus eingliedert.“	„Das ist meine Hauptbeschäftigung in der Freizeit. Am liebsten in Cafés, denn ich brauche offene Räume wie öffentliche Plätze, Bars oder Cafés um mich herum.“

Befasst man sich mit unterschiedlichen Freizeitaktivitäten im Einzelnen, sind es vor allem die Zeitpioniere, die häufig Aktivitäten wie dem Besuch von Pop/Rock/Techno-Konzerten, Kino, Klassischen Konzerten, Theater und Ausstellungen nachgehen, während die Flexiblen Menschen angeben, für all dies kaum Zeit zu finden (s. Kasten S. 130).

Da ich die Aufzählung von Freizeitaktivitäten in Anlehnung an die Untersuchung Gerhard Schulzes entworfen habe, bietet es sich hier an, auf die sozialstrukturelle Verortung der Befragten einzugehen.

Hält Schulze eine Differenzierung der Nachkriegsgeneration jenseits von Unterhaltungs- und Selbstverwirklichungsmilieu nicht für sinnvoll, möchte ich darauf hinweisen, dass die *Aktivitäten* der von mir befragten diesen Schluss durchaus nahe legen: Bei Vertretern der Generation *nach* der Nachkriegsgeneration, die Schulze bei seiner Befragung als exakt 18jährige nicht einbezogen hat, scheinen die Distanzen zum Hochkultur-schema recht verschwommen.⁴² Das wird am Interesse an klassischen Konzerten deutlich, da die Befragten diese Art musikalischer Darbietung entweder grundsätzlich mögen oder nicht mögen, ohne dass diese Linie parallel zur Linie Flexible Menschen/Zeitpioniere verlief.

42 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 475-483.

Freizeitgestaltung II: Kulturelle Interessen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Ins Kino gehen</i>	
„Nur noch sehr selten. Schlicht, weil es abends zu lange geht.“	„Das tue ich sehr gerne und sehr häufig. Ich zähle auch Sich-einen-Film-ansehen zur Kultur.“
<i>In Pop/Rock/Techno-Konzerte oder Clubs gehen</i>	
„Würde ich gerne machen, passt mir aber zeitlich nicht mehr. Ich höre inzwischen vieles nur noch an.“	„Manchmal mache ich das. Ich suche eher das Subkulturelle bzw. Nischen-Angebote.“
<i>Theater/Ausstellungen besuchen</i>	
„Ab und zu. Allerdings stört mich, dass man es meist lange vorher planen muss. Das schränkt mich stark in meiner zeitlichen Planung ein, die ich gerne flexibel gestalte.“	„Theater eher im Pop- als im klassischen Bereich. Ich mache das relativ häufig und fahre dafür auch gerne einmal weiter weg.“
<i>Klassische Konzerte besuchen</i>	
„Ich besuche sie sehr gerne, obwohl ich aus Termingründen leider nicht mehr häufig Gelegenheit finde.“	„Ich mache das auch manchmal, aber eher selten.“
„Dafür konnte ich mich nie so recht begeistern.“	„Mir fiel es schon immer ziemlich schwer, mich damit anzufreunden.“
<i>Musik hören</i>	
„Entweder höre ich sehr konzentriert ernste Musik. Oder ich höre im Auto das, was im Radio up to date ist. Das höre ich so laut es geht.“	„Ich höre auch Klassik. Insgesamt aber eher Jazz und Musik der 60er Jahre. Im Radio höre ich am liebsten Kultur- und Informationsprogramme der öffentlich-rechtlichen Sender
„Ich höre gerne Musik die man einem jungen, genussorientierten Milieu zurechnen könnte. Sehr rhythmische, sehr aggressive Musik.“	„Ich bin sehr breit gefächert: Ich höre vom Country über Weltmusik alles bis zum Independent-Bereich.“

Nimmt man ergänzend die Hörgewohnheiten der Befragten hinzu, verändert sich das Bild: Flexible Menschen bekennen sich häufiger zu einer Vorliebe für klassische Musik, wengleich ihnen die Zeit zum zugehörigen kontemplativem Hörgenuss fehlt. Hier findet man einen Zwiespalt, der bei Zeitpionieren nicht anzutreffen ist: Die Spannung zwischen ernster und als dynamisch, jung und genussorientiert bezeichneter Musik wird ausgehalten. Jene Zweiteilung, die herkömmlich als Gegensatz von

E- und U-Musik umschrieben wird, ist dagegen für Zeitpioniere kein relevantes Thema. Sie scheinen sich eher ein Programm aus dem zusammenzustellen, was in den *Nischen*, also abseits der Zweiteilung existiert.

Ruft man sich Bourdieus „Feine Unterschiede“ in Erinnerung, ergibt sich ein erweitertes Bild. Zwar wird man den Vorbehalt nicht ausräumen können, dass die von mir Befragten nicht in die Konstellation jener Tage einzubinden sind. Man kann die Studie Bourdieus jedoch außerdem als Darstellung der Entstehung einer neuen (klein-)bürgerlichen Klasse infolge der Ausweitung des Hochschulzugangs ohne gleichzeitige Ausweisung geeigneter beruflicher Perspektiven für die zusätzlichen Absolventen lesen. In dieser neuen, von einem hohen Frauenanteil geprägten Klasse mischen sich Menschen, die trotz Bildung und Herkunft absteigen, denen trotz Hochschulbildung aufgrund ihrer Herkunft der Aufstieg verwehrt ist. Aus diesem Blickwinkel hat Bourdieu das Streben nach Selbstverwirklichung sowie die daran gebundene Entstehung neuer Arbeitsfelder nicht zuletzt als Zuflucht der in dieser Lage gefangenen gezeigt, während das Großbürgertum sich um all das wenig kümmert, einige Anleihen daran nimmt und wie bisher seinen Geschäften nachgeht.⁴³

Da es mir nicht im Sinne Bourdieus möglich war, die elterlichen, wenn nicht großelterlichen Schulabschlüsse und Berufe zu erfragen, soll es genügen, diese Differenz im Auge zu behalten und festzustellen, dass sich das Interesse an Kursen zur Selbsterfahrung im Gegensatz zum Besuch klassischer Konzerte ungleich zwischen Zeitpionieren und Flexiblen Menschen verteilt (s. Kasten S. 132).

Lediglich die Zeitpioniere weisen den nach Bourdieu typischen Bedarf des neuen (Klein-)Bürgertums auf, sich unter professioneller Anleitung mit sich selbst zu beschäftigen, während bei den Flexiblen Menschen jede Teilnahme an Yoga-, Tai-Chi-, Meditations- oder Theaterkursen ohne genaue Angabe von Gründen auf strikte Ablehnung stößt.⁴⁴ Dahinter dürfte nicht bloß das Problem der zeitlichen Organisation stehen, sondern Verständnislosigkeit für ein Sich-Einlassen etwa auf gefühlsmäßig begründete Vorgänge. Schließlich werden sie in ihrer alltäglichen Arbeit fortlaufend dazu angehalten, Entscheidungen durch sachliche Kriterien zu begründen und ihre Mitarbeiter im hellen Licht rechtlicher, politischer oder wirtschaftlicher Vernunft zu führen. Für sportliche Betätigungen, die wie Rad fahren oder Joggen in dieser Hinsicht unverdächtig sind, wird es ihnen dagegen weniger an Lust, als an Zeit mangeln. Auch diese Art, sich mit sich selbst zu beschäftigen, zählen die Zeitpioniere zu ihrem alltäglichen Programm.

43 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 561-563, 566-569.

44 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 577-581.

Freizeitgestaltung III: Besuche von Kursen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Selbsterfahrungskurse o.ä.</i>	
„Ein klares Nein. Mir genügen die Erfahrungen, die ich bei der Arbeit machen kann.“	„Ich mache immer irgendeinen Kurs. Zuletzt habe ich Improvisationstheater gemacht, davor einen Zeitmanagementkurs und wieder davor einen Englisch-Konversationskurs.“
	„Ab und zu mache ich Kurse, die etwas mit dem Körper zu tun haben. Von der Rückenschule über Yoga bis zu Tai-chi. Für mich sind Entspannung und Rückzug wichtig. Gedanken nachhängen, für mich sein.“
<i>Weiterbildungskurse</i>	
„Das mache ich nur beruflich.“	„Das beschränkt sich bei mir auf den Bereich der Arbeit.“
<i>Sport treiben</i>	
„Früher bin ich Rad gefahren und habe gejoggt. Aber das lässt sich angesichts meiner vielen Geschäftstermine nicht mehr machen.“	„Das mache ich fast täglich: entweder ich gehe schwimmen, mache Karate oder gehe laufen.“

Nachdem sich angedeutet hat, dass freie Zeit für Flexible Menschen häufig als bloß übrige Zeit zur Verfügung steht, die mit einem regenerativ verstandenen Privatleben ausgefüllt wird, lohnt es sich, die zu Hause verbrachte freie Zeit näher zu beleuchten (s. Kasten S. 133).

Diese Zeit hat für die Vertreter beider Gruppen große Bedeutung. Damit folgen sie dem gegenwärtigen Trend zu einer Verhäuslichung der Freizeit, nachdem es für viele angesichts flexibler Arbeit schwieriger wird, große Zeitblöcke frei zu halten, und zugleich die Bereitschaft gesunken ist, sich auf Terminvorgaben einzulassen.⁴⁵ Häufig wird also zu Hause nach Ausgleich gesucht, nachdem die Gegenwart von raschem Wechsel geprägt ist ohne sich (noch) mit Fortschrittsoptimismus zu paaren. Ausgleich bietet das gemütliche Zuhause aber nicht durch Flucht in vergangene Zeiten, sondern weil sich die Gegenwart dort lang streckt.⁴⁶

45 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 400-402; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 183-190.

46 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung, Frankfurt (M)/New York: Campus 2003, S. 64/65.

Solche gestreckten Momente füllen die Befragten gleichwohl in zweierlei Weise: Indem die Flexiblen Menschen ihr Zuhause vor allem als Ort begreifen, an dem sie Erholung von ihrer Arbeit suchen, soll er schön, d.h. ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet sein.

Freizeitgestaltung IV: Sich schön einrichten

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Es sich zu Hause gemütlich machen</i>	
„Wenn ich schon mal zu Hause und nicht unterwegs bin, möchte ich es auch schön haben.“	„Ich ziehe mich sehr gerne in mein Schneckenhaus zurück und liebe es, meine Wohnung zu gestalten: Möbel umzustellen, Bilder aufzuhängen und Regale zu bemalen. Neulich habe ich meine Bücher nach Farben sortiert, um mal einen anderen Eindruck zu bekommen als wenn sie langweilig nach Alphabet sortiert sind.“
<i>Etwas basteln, gestalten, sich einrichten</i>	
„Nein, nicht aus Muße.“	„Ich habe ein Stück Garten. Das ist Vergnügen pur: draußen sein, etwas mit den Händen machen. Der Kontakt mit Licht, Luft und Erde ist ein Kontrast zur Arbeit. Ganz ohne Ehrgeiz, den größten Kürbis zu haben.“

Ihrem Verhältnis zur Arbeit entsprechend, pflegen Zeitpioniere eine andere Beziehung zu ihrer Wohnung: Wollen sich Flexible Menschen in ihre Wohnung wie in einen *fertig dastehenden* Sessel fallen lassen, wenn sie erschöpft heimkehren, verbringen Zeitpioniere ihre Zeit zu Hause gerne mit der Veränderung der Einrichtung, um die Wirkung der *spontanen Umgestaltungen* auf sich selbst zu prüfen.

Während die einen die Arbeit außen vor lassen wollen, finden die anderen bei sich zu Hause das Material, mit dem sie bevorzugt arbeiten: ihr *Eigentum*. Das hat wenig mit dem Do-it-yourself eines Heimwerkers gemein. Den Zeitpionieren geht es weder um Geldersparnis, Wertschätzung anderer, um sinnvollen Zeitvertreib oder um eine prinzipielle Bevorzugung von Selbstgemachtem gegenüber Gekauftem – gegen derlei verwahren sie sich.⁴⁷ Sie haben eher Kreativität vor Augen, die voraus-

47 Vgl. Anne Honer: „Aspekte des Selbermachens. Aus der kleinen Lebenswelt des Heimwerkers“, in: Rudolf Richter (Hg.), Sinnbasteln. Beiträge

setzungslos, ziellos und im Ergebnis auf sie selbst rückbezogen ist. Das stellt jene Befragte heraus, die einen Garten gepachtet hat: ihr Motiv ist der Genuss des Gefühls, sich in der Sonne, im Grünen aufzuhalten.

Will man wissen, was die Befragten darüber hinaus zu Hause tun, liegt ein Blick auf die Mediennutzung nahe. Fernsehen, im Internet surfen, Zeitung lesen und Musik hören sind offenkundig ungleich motiviert.

Freizeitgestaltung V: Mediennutzung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Fernsehen</i>	
„Wenn ich nach 12 Stunden Arbeit nach Hause komme, kann ich oft gar nichts anderes mehr als beim Fernsehen abhängen. Da ich ganz gut dabei einschlafen kann, ist es mir in der Regel egal, was gerade kommt.“	„Leider sehe ich zu viel und zu wenig gezielt fern. Häufig schaue ich Science-Fiction. Aber auch mal eine Soap oder Talk-Show mit höherem Niveau. Aber auf keinen Fall Volksmusiksendungen oder Tierfilme.“
„Ich schaue einen Krimi pro Woche und manchmal die Nachrichten. Aber vor allem Unterhaltungssendungen zum Abschalten am Abend.“	„Ich lebe fast ohne Fernsehen. Wenn ich mal schaue, dann Polit-Magazine oder Dokumentationen. Selten sehe ich etwas zur Unterhaltung an.“
<i>Im Internet surfen</i>	
„Das gehört zur Arbeit. Das mache ich nicht auch noch in der Freizeit.“	„Das nutze ich wenig, weil ich nicht gerne am Computer sitze.“
„Ich mache das häufig, aber nicht zur Unterhaltung, sondern weil ich dort z.B. Haushaltsgeräte viel preisgünstiger angeboten finde.“	„Ich habe es noch nicht allzu lange zu Hause, aber seit ich es habe, benutze ich es täglich. Ich finde, es hat ein gewisses Suchtpotential.“
<i>Zeitung lesen</i>	
„Ich bin fast stolz darauf, wenn es mir abends nach der Arbeit gelingt, mehr als drei Zeilen in der Zeitung zu lesen ohne einzuschlafen.“	„Ich lese keine Tageszeitung, weil mir das zu teuer und oftmals zu uninteressant ist. Lieber kaufe ich mir ab und zu eine Wochenzeitung.“

Dient Flexiblen Menschen das Anschalten des Fernsehapparates vorrangig dazu, *abzuschalten*, halten sich die Zeitpioniere zurück. Sie versuchen, maßvoll und gezielt fernzusehen, und gestehen sich mit schlechtem Gewissen ein, wenn sie es nach eigenem Ermessen zu oft und ziellos tun. Dies bringt zum Ersten das selbstgesteckte Ziel zum Ausdruck,

zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994, S. 138-149, hier S. 139-143.

Zeit sinnvoll zu füllen und sie nicht zu vergeuden;⁴⁸ zum Zweiten ist mit einer Kovariation von Freizeitverhalten und Biografie zu rechnen: Häufig stehen Absolventen sprach-, geistes- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge im Unterschied zu den Vertretern anderer Studiengänge dem Fernsehen skeptisch gegenüber.⁴⁹ In der Tat gestehen die Flexiblen Menschen ein sorgloses Verhältnis zum Fernsehen ein. Sie schalten den Apparat ohne Angst vor Nebenwirkungen nicht trotz, sondern wegen der Belanglosigkeit des Gesendeten je nach Bedarf ein und wieder aus.

Eine ähnliche Differenzierung zeigt die Nutzung des Internet. Die Zeitpioniere sind uneins, wenn die im Netz verbrachte Zeit entweder als schädliche bzw. verlorene Zeit oder als Chance gilt, dem allzeit suchenden Ich auf bequeme Weise Neues zu eröffnen. Diese spielerische Verwendung lehnen die Flexiblen Menschen ab. Sie setzen das Internet bei der Arbeit ein und können (deshalb) keinen Grund erkennen, es darüber hinaus und wenig zielgerichtet einzusetzen. Eine Tageszeitung kommt dagegen allen Befragten selten in die Hand: weisen die Zeitpioniere darauf hin, dass ihnen ein Abonnement zu teuer sei, verfügen die Flexiblen Menschen zwar über ein solches, aber ganz im Sinne der Zeit-Geld-Äquivalenz fehlt ihnen die Zeit und/oder Muße, sie am Ende eines langen Arbeitstages zu lesen.

Fragt man am Ende nach sozialem Engagement, jenseits von Erwerbs- und Privatleben, Wohnen und Mit-Freunden-ausgehen.

Freizeitgestaltung VI: Soziales Engagement

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Sich politisch/sozial engagieren</i>	
„Ich bin in einer politischen Partei, aber ich würde dafür nicht auch noch mein Wochenende opfern wollen.“	„Ich bin in einer Partei, aber eher als passives Mitglied. Ich kann das zwischen Beruf, Partnerschaft und anderen Interessen kaum noch unterbringen. Ich spende eher einmal etwas.“
<i>Mitgliedschaft in Organisationen/Vereine</i>	
„Ich bin in einigen Vereinen, weil mir das beruflich nutzt. Durch diese Interessenlage ist auch mein Engagement dosiert. Von Vereinsmeierei halte ich nichts, denn dazu braucht man Freizeit im Überfluss.“	„Außer weil ich gerade Karate lernen will, bin ich in keinem anderen Verein organisiert.“

48 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: *Zeitpioniere*, S. 139/140.

49 Vgl. Markus Schölling: „Studium und Lebensstil“, in: *Die Zeit* vom 25.09.2003, S. 83.

Es bestätigt sich, was sich bereits in den Wertehaltungen angedeutet hat. Ein politisches oder soziales Engagement, das weder zu Hause noch im Firmengebäude stattfinden kann ist ebenso wie die Mitgliedschaft in Vereinen selten. Und wie es von Vertretern des *Selbstverwirklichungs-*milieus zu erwarten ist, ist das Engagement, wenn es dazu kommt, einem klar umrissenen beruflichen bzw. oder anderweitig selbstbezüglichen Nutzen unterworfen.

Lebensmittel: Kauf und Verzehr von Zeit

Allgemeines über das Essen und Trinken

In diesem Abschnitt meiner Untersuchung will ich mich mit der Beziehung bisher dargestellter allgemeiner Zeit- und Lebensverhältnisse zu Fragen der Ernährung, d.h. zu Fragen des Essens und Trinkens befassen.

Wenn man mit Genuss, Gesundheit, Figur und Kräftigung gängige Gesichtspunkte herausgreift, unter denen man essen und trinken kann, fällt zunächst auf, dass gemäß dem Imperativ der Nachkriegsmoderne der Genuss für alle Befragten an oberster Stelle rangiert (s. Kasten S. 138).¹

Die Aussagen zeigen, dass die größte Aufmerksamkeit beim Essen und Trinken dem Geschmack gilt. Auswirkungen auf die Gesundheit sind diesem Aspekt zumindest verbal nachgeordnet.

Eine auf Körperkraft abgestellte Ernährungsweise spielt für keinen der Befragten eine Rolle – das erstaunt angesichts ihrer Berufe nur wenig. Interessant ist hingegen, wie verschieden die Angehörigen der beiden Gruppen mit den Auswirkungen auf ihre Figur umgehen: von Flexiblen Menschen ist eher zu hören, dass es sich um eine reine Selbstverständlichkeit handle, sich um Disziplin zu bemühen und *in Form zu bleiben*, während unter Zeitpionieren der Tenor vorherrscht, derlei Ansprüche zu überwinden und sich so zu akzeptieren, *wie man eben ist*. Allen Propagierungen eines genussorientierten Lebensstil zum Trotz verbreitet der unbeherrschte Genuss weiter Schrecken. Die vormoderne Angst vor dem Hunger scheint von der Angst vor dem Übermaß abgelöst worden zu sein.²

1 Vgl. H. J. Teuteberg: „Der essende Mensch“, S. 181.

2 Vgl. M. Montanari: Der Hunger und der Überfluß, S. 203-305.

Funktionen der Ernährung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Genuss</i>	
„Wenn am Wochenende meine Partnerin da ist, steht dieser Aspekt klar im Vordergrund. Weil ich mich die ganzen Tage davor nicht bewegt habe, sollten wir uns zwar etwas Leichtes kochen; aber statt dessen machen wir uns lieber etwas Besonderes mit einem Glas Wein dazu.“	„Das ist mir viel wichtiger als das Erreichen einer bestimmten Kleidergröße. Schon beim Kauf von Lebensmitteln ist mir der Geschmack das Wichtigste. Ich finde es sehr traurig, wenn es jemandem gleichgültig ist, was er isst und wie es schmeckt.“
<i>Gesundheit</i>	
„Eine gesunde Ernährung beinhaltet hochwertige Produkte. Damit geht in der Regel ein guter Geschmack einher. Ich achte z.B. darauf, vor allem ungesättigte Fettsäuren, also z.B. gute Öle zu mir zu nehmen und Bio-Fleisch zu kaufen.“	„Ich habe ein paar von den Vorgaben von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung im Kopf. Das spielt in meine Ernährungsweise hinein, aber ich achte deswegen nicht immer auf Inhaltsstoffe.“
<i>Figur</i>	
„Es ist eine Sache der Ästhetik, dass man nicht mehr zu sich nimmt als man verbraucht. Häufig esse ich gar nichts – vor allem wenn ich abends alleine an meinem Arbeitsort bin. Sonst esse ich nämlich nicht gerne alleine.“	„Ich habe mich längst dazu entschieden, mich von diesem Zwang der Gesellschaft zu verabschieden.“
<i>Kräftigung</i>	
k.A.	„Das spielt in meinem Alltag keine Rolle. Ich halte auch z.B. überhaupt nichts von dem Slogan, dass Fleisch ein Stück Lebenskraft sei.“

Jenseits dieser Punkte bringen die Befragten selbst spontan einen weiteren Aspekt ins Spiel, von dem sie ihre Ernährungsweise allgemein geprägt sehen (s. Kasten S. 139).

Sie weisen auf unterschiedliche Anlässe zu essen und zu trinken hin. Dieser Hinweis ist vor allem eines: ein Hinweis auf *Zeit*. Den ungestützten Stellungnahmen ist zu entnehmen, dass sich die Frage, *was* verzehrt wird, maßgeblich als Frage erweist, ob gemeinsam mit anderen oder alleine gespeist wird. Geselligkeit in entspannter Atmosphäre, für die der

gemeinsame Besuch eines Restaurants oder das häusliche Mahl stehen, wird hoch gelobt – das gilt übrigens bei Flexiblen Menschen für privat begründete Geselligkeit nicht minder wie für geschäftliche. Allein-Essen erfährt dagegen nicht die gleich hohe Wertschätzung – es verleitet die Essenden nicht dazu, Tischmanieren abzulegen, die in Anwesenheit anderer unbedingt einzuhalten wären.

Spontanes zu Essen und Trinken

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Wenn die Qualität stimmt und man sich entspannt über etwas Geschäftliches unterhalten kann, ist das wunderbar.“	„Ich liebe Essen und Trinken als gesellschaftliches Ereignis und genieße es.“
„Unter der Woche ist das eine rigide und bewusste Sache. Am Wochenende haben Essen und Trinken eher eine kulturelle und soziale Bedeutung. Ich koche und esse ausgesprochen gerne und liebe das ausgedehnte Essen mit der Familie, mit Freunden oder mit ausgewählten Gästen.“	„Sobald ich alleine bin, esse ich häufig achtlos und ohne alle Manieren.“
„Mir fällt das gemütliche Frühstück am Sonntag zum Abschalten ein. Da hat das Essen mal nicht den Stellenwert der Futter-Zuführung. Werktags ist Essen und Trinken dagegen ein Muss, um satt zu werden – da kann auch einmal Müll drunter sein. Das findet nur zwischendurch statt, wenn sich eine passende Gelegenheit dafür bietet.“	„Für mich bedeuten Essen und Trinken weit mehr als satt zu werden. Ich denke an das Glücksgefühl, wenn ich etwas Feines zu mir nehme. Essen und Trinken eignen sich deshalb sehr gut, um abzuschalten.“

Diese Trennung zwischen geselligem und Allein-Essen scheint vor allem für Flexible Menschen mit der Unterscheidung von Werktagen und Wochenende verbunden. Da sie häufiger in Paarbeziehungen leben und diese besonders am Wochenende pflegen, bleiben genussvolle Mahlzeiten dem Samstag/Sonntag vorbehalten, während Geschäfts- und Allein-Essen im Allgemeinen auf die übrigen Tage entfallen. Gegessen und getrunken wird jeweils, wie es zur Konstellation aus künftigen und vergangenen Aktivitäten passt.³

3 Vgl. E. Barlösius: Soziologie des Essens, S. 183, 187.

Dass Essen und Trinken umgekehrt eingesetzt werden können, um eine bestimmte Konstellation herbeizuführen, trifft nicht nur auf die Geschäftsessen Flexibler Menschen zu. Auch von Zeitpionieren wird der Verzehr insgesamt als Medium präsentiert, um ein Ab- bzw. Umschalten zu erreichen. Bemerkenswert wird, dass selbst das Essen und Trinken für sich alleine dazu taugen kann, der Gegenwart eine Wendung zu geben.

Der Einfluss der Zeitverhältnisse auf den Verzehr kann auch an den Reaktionen auf die Frage der Disziplin bei Essen und Trinken abgelesen werden.

Disziplin bei Essen und Trinken

Flexible Menschen

„Mir fehlt ein Rhythmus und häufig knurrt mir der Magen. Nicht weil ich zu wenig essen würde, sondern, weil ich zu unregelmäßig dazu komme. Nur selten nehme ich drei Mahlzeiten pro Tag zu mir und oft bleibt es sogar bei einer. Da schlage ich mir den Magen voll, was sicher nicht gesundheitsförderlich ist.“

„Ich esse viel mehr Süßigkeiten als ich selbst für gesund halte, aber ich schätze Süßes zur Frust-Kompensation. Ansonsten esse ich sicher nicht zu viel, weil ich oftmals keine Gelegenheit zum Essen finde.“

„Was die Qualität angeht, esse ich nicht besonders gut, und ich esse leider häufig zu spät am Abend nach der Arbeit. Ich versuche, das auszugleichen, indem ich zu Mittag mal Salat und Gemüse statt Fleisch und Fett zu mir nehme. Ich würde gerne ein bisschen abnehmen, aber ohne Sport geht das nicht, und dazu fehlt mir die Zeit.“

„Da bin ich völlig diszipliniert. Ich bestelle nur soviel, wie ich essen kann. Wenn ich selber koche, weiß ich z.B., dass mich 80g Nudeln satt machen und wiege exakt diese Menge ab. Wenn ich abends eingeladen bin, esse ich mittags nur Salat.“

Zeitpioniere

„Ich habe eine disziplinierte Essweise, aber mit einer leichten Tendenz, zur Schlemmerei, denn vom Guten will ich mir nichts verkneifen müssen.“

„Ich esse nicht zu viel und nicht zu wenig. Nachdem mich meine Eltern immer zum Essen gedrängt haben, bin ich froh, dass ich heute selbst bestimmen kann, wie viel und wann ich essen oder trinken möchte.“

„Auf der einen Seite esse ich das Richtige und esse diszipliniert. Ich achte darauf, täglich frisches Obst und Gemüse zu mir zu nehmen. Auf der anderen Seite kenne ich die unkontrollierte Frustverarbeitung mit Hilfe von Süßigkeiten. Es kann sein, dass ich mir eine Tafel Schokolade auf einmal reinschiebe.“

„Ich würde mich als Alltagsvegetarier bezeichnen: Wurst und Fleisch spare ich mir für das Wochenende auf, obwohl ich während der Woche ab und zu Lust darauf habe. Ich denke, dass das ein guter Ausgleich zwischen Gesundheit und Genuss ist.“

Alle Befragten interpretieren Disziplin als zeitliche Disziplin und/oder thematisieren die gegenwärtige für sie gültige zeitliche Ordnung der Mahlzeiten als eine, die der (Selbst-)Disziplinierung – verstanden als Einhaltung eines regelmäßigen Verhaltens – entgegensteht.

Die Begründungen Flexibler Menschen und Zeitpioniere variieren deutlich: So geben erste häufig an, keine Gelegenheit zu finden und zu wenig Zeit zu haben, um einer planmäßig gestalteten Mahlzeitenordnung nachzukommen. Sie bemängeln, dass die Aufgabendichte ihrer Arbeit sie zu mangelhaftem und/oder regellosem Essen und Trinken führen kann. Als Folge führen sie wahlweise einen ersatzlosen Verzicht oder den Griff nach solchen Nahrungsmitteln an, die sie von Idealen wie Genuss und Gesundheit aus betrachtet als minderwertig, mithin auch als Müll betiteln. Was Junk-Food sein mag, scheint aber zu gewissen zeitlichen Gegebenheiten aber nicht schlecht zu passen. Versuche, Ausgleich zu schaffen, bleiben wiederum auf günstige Gelegenheiten beschränkt. Eine Organisation, die sich um eine Vorausberechnung der absehbaren Ess- und Trinkgelegenheiten eines Tages müht, müsste als Ausnahme gelten.

Gemessen an solchen Hürden, möchte man nicht meinen, dass auch Zeitpionieren die Einhaltung einer geordneten Ernährungsweise schwer fallen könnte. Sie klagen zwar nicht über fehlende Zeit, doch finden sich manche Zeitverhältnissen ausgesetzt, die dem Maßhalten zuwiderlaufen. Statt eines Mangels an guten Gelegenheiten, sehen sie eher der guten Gelegenheiten zu viel – auch wenn anders als bei den Flexiblen Menschen insgesamt die Meinung vorherrscht, sich weitgehend diszipliniert zu ernähren.

Ohne große Schwierigkeiten sind die zeitlichen Grundorientierungen der beiden Gruppen wiederzuentdecken: die Flexiblen Menschen sehen sich durch ihr berufliches Engagement, das einen atemlosen Wechsel von der einen Gegenwart in eine andere verlangt, daran gehindert, ihre Ernährungsweise zu kontrollieren. Da sie sich allerdings nicht als von Veränderungen Betroffene begreifen, sondern als diejenigen, die durch Arbeit selbst Zukünftiges in gegenwärtiges umwandeln, gerät die Anforderung, sich mit dem *Was und Wann* sie sich etwas einverleiben zu befassen, zu einer Beschneidung ihrer Handlungsfreiheit. Zumindest an Werktagen ordnen sie das Essen und Trinken deshalb den Belangen ihrer Arbeit unter.

Anders die befragten Zeitpioniere, deren ausdrückliches Ziel es ist, Einflüsse der Arbeit auf den Übergang zwischen Gegenwart zu reduzieren. Da sie sich nicht in vergleichbarer Weise als diejenigen erfahren, die an vorderster Stelle über die Gestalt ihrer zukünftigen Gegenwart bestimmen, gewinnt ein Bekenntnis zur Regelmäßigkeit und Kontrolle zur

Absicherung der eigenen Einflussnahme hohen Wert. Der Versuch, Geld und Zeit genau zu kalkulieren und sorgfältig auseinanderzuhalten, heißt übersetzt, sich auch in dieser Beziehung dem selbst gestellten Reglement zu unterwerfen. Da die Zukunft nur in Teilen selbstbestimmt gilt, sollen gerade die besonders schönen Augenblicke – und dazu wird die Einnahme eines schmackhaften Mahls gezählt – verweilen. So geraten essen und trinken ungewollt in der Tendenz eher zur Schlemmerei als in Vergessenheit.

Dass sich auch Enttäuschungen in ungezügelterm Essen und Trinken niederschlagen könnten darauf deuten Individuen, die ihr Leben nach Kräften selbstbestimmt führen wollen, auch Niederlagen und Misserfolge an erster Stelle mit sich selbst, und das heißt vermutlich auch oft: alleine aushalten müssen. Sich in solchen Fällen unkontrolliert Nahrungsmittel zuzuführen scheint jedoch nur kurze Zeit Abhilfe zu schaffen, denn dieses Nachgeben gegen ein plötzliches Verlangen wird zwiespältig beurteilt. Es weckt die Scham dessen, der den Verlust der Kontrolle über seine Gier im Nachhinein erkennt.

Der Eindruck, dass sich Zeitpioniere mit ihrer Ernährungsweise intensiver befassen als die Flexiblen Menschen, wird durch weitere Aussagen gestützt. Die Frage nach Gedanken zur Mahlzeitenordnung zeigt, dass es für Flexible Menschen nicht üblich ist, sich ohne einen dramatischen Anlass damit zu befassen, wann und was man am besten zu sich nehmen sollte (s. Kasten S. 143).

Sogar, wenn Unverträglichkeiten bekannt sind, heißt das nicht, auf sie Rücksicht zu nehmen. Die aktuelle Empfehlung der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, fünf kleine Mahlzeiten über den Tag verteilt einzunehmen, ist zwar geläufig, doch gilt sie im Hinblick auf die Flexibilitätsanforderungen eines durchschnittlichen Arbeitstages bereits wieder als *zu starr*.⁴

Unter Zeitpionieren ist die voraussetzungslose Auseinandersetzung mit dem Thema Essen und Trinken verbreitet; doch herrscht überwiegend die Meinung vor, dass es für alle Menschen gleich zutreffende Empfehlung nicht geben könne. Statt dessen wird angeraten, individuelle Ordnungen zu suchen und sich etwa nach Bio-Rhythmen zu richten, um herauszufinden, wann man was am besten zu sich nimmt. Die unter Zeitpionieren verbreitete Einschätzung, dass eine gute Ernährung nicht nur von der Zeit und der passenden Gelegenheit zum Verzehr, sondern bereits von der Sorgfalt, und das heißt wieder: von der Zeit für Einkauf und Zubereitung der Lebensmittel abhängt, ist eng mit der Feststellung verknüpft, dass man sich diesen Aktivitäten oftmals gar nicht entziehen

4 Fünf am Tag, www.dge.de.

kann, selbst wenn man dies wollte. Denn dafür fehlt es bei nüchterner Betrachtung schlichtweg am Geld.

Gedanken zur Mahlzeitenordnung

Flexible Menschen

„Auf die Idee, einer bestimmten Ernährungsweise zu folgen, käme ich gar nicht – es sei denn, dass es dafür einen bestimmten Anlass gäbe.“

„Für die regelmäßige Einnahme fünf kleiner Mahlzeiten hätte ich überhaupt keine Zeit. Das wäre eine viel zu starre Ordnung in Bezug auf das übrige Tagesgeschehen, und es wäre mir schlicht zu aufwendig, permanent an die Einhaltung dieser Ordnung zu denken.“

„Man sollte nicht essen, weil es die Uhrzeit so will, sondern dann, wenn man Hunger hat – auch wenn es also nicht die allgemein vorgesehene Zeit dafür ist.“

„Es wäre toll, das Abendessen etwas vorverlegen zu können. Aber leider werde ich den derzeitigen Rhythmus beibehalten müssen, der durch meine Arbeit bestimmt ist.“

Zeitpioniere

„Ich mache mir sehr häufig Gedanken und bin bemüht, beim Essen einen festen Rhythmus im Sinn meines Bio-Rhythmus einzuhalten, weil ich denke, dass das meiner Konstitution entgegenkommt.“

„Aus der Sicht der Ernährungswissenschaft wären fünf kleine Mahlzeiten pro Tag sicher besser, aber für mich ist es vollkommen in Ordnung so, wie es jetzt ist. Jeder sollte dann essen, wenn ihm danach ist.“

„Für mich hängt eine gute Ernährung unmittelbar damit zusammen, Zeit zu haben: man braucht viel Zeit, um frische Zutaten zu kaufen, sie zuzubereiten und langsam zu essen, um sich den Magen nicht zu verderben.“

„Ich hätte gerne mehr Geld, um mehr Restaurants ausprobieren zu können. Aber ich weiß, dass das mit meiner Einstellung kollidiert, weniger zu arbeiten, um dafür einen entspannteren Alltag zu haben.“

Luxus/Saison: alles zu jeder oder zu seiner Zeit

Betrachtet man die Auskünfte der Befragten zum Lebensmittelkauf, fällt auf, dass Einkaufszeiten meist *spontanen* Charakter haben (s. Kasten S. 144).

Flexible Menschen wie Zeitpioniere geben an, weder umfangreiche noch lange im Voraus geplante Einkäufe zu tätigen. Zahlreiche Einkäufe erledigen sie gewissermaßen *im Vorbeigehen*, auf dem Weg zu ihrer Arbeit oder von dort auf dem Weg nach Hause. Oft entscheiden sie erst nach der Rückkehr von der Arbeit, nämlich beim Blick in den Kühlschrank, ob eingekauft werden muss oder nicht. Selbst wenn dies der

Fall sein sollte, gehen sie los, ohne den Einkauf dazu zu nutzen, um für die darauffolgenden Tage Vorsorge zu treffen.

Einkaufszeiten und Vorratshaltung

Flexible Menschen

„Ich kaufe selten ein, weil ich keine Zeit dafür habe. Wenn ich einkaufe, ist das sehr spontan: wenn der Kühlschrank leer ist und meine Partnerin keine Zeit zum Einkaufen hatte, bin ich gezwungen, abends noch rasch in den Supermarkt zu gehen.“

„Aufgrund meiner beruflichen Belastung habe ich wenig Zeit zum Einkaufen. Wenn ich einkaufe, ist es kein Monateinkauf mit dem großen Wagen, sondern ein spontaner Einkauf in kleinen Geschäften – oft nur für eine Mahlzeit. Außerdem liebe ich es, frisch auf dem Markt einzukaufen. Ich schreibe keinen Zettel, sondern entwerfe Gerichte, wenn ich sehe, was es alles gibt.“

„Meine Frau und ich teilen uns den Aufwand, doch sie kauft den größeren Anteil ein. Oft sprechen wir uns per Handy ab: sie schlägt vor, was wir essen könnten und legt fest, was jeder kaufen muss. Ich gehe z.B. in der Mittagspause oder abends zum Bio-Fleischer. Sie macht am Freitagabend oder am Samstagvormittag nochmals einen größeren Einkauf und geht auf den Markt.“

„Trotz Berufstätigkeit kaufe ich das Gros der Lebensmittel für mich und meinen Mann ein. Aufgrund unserer Arbeitszeiten bin ich dazu gezwungen, Einkäufe und Gerichte zu planen: Einmal in der Woche bestelle ich beim Bio-Laden über das Internet alles, was wir für eine Woche brauchen. Daneben kaufe ich auch auf dem Weg zur Arbeit und samstags mit meinem Mann ein.“

Zeitpioniere

„Ich kaufe alles selbst ein. Selten reichen meine Planungen über den folgenden Tag hinaus. Meist komme ich von der Arbeit zurück, schaue in den Kühlschrank, sehe, was fehlt und gehe los. Ich überlege allerhöchstens, was ich morgen kochen könnte.“

„Weil meist genug für eine Woche in der Bio-Gemüse-Kiste enthalten ist, kaufe ich nur wenig ein. Auch weil ich häufig außerhaus esse, muss ich selten einkaufen gehen.“

„Die Werktagseinkäufe finden eher kurzfristig und ohne Einkaufszettel statt. Die Freitags- oder Samstags-einkäufe, bei dem die Fahrradtaschen voll beladen werden, finden hingegen generalstabsmäßig geplant statt. Da gehen wir meist gemeinsam los.“

„Bei uns kaufe ich das meiste ein, weil mein Partner keine Zeit dafür hat. Zum einen gehe ich spontan los, wenn ich eine Idee habe, was ich kochen könnte. Zum anderen kaufe ich Lebensmittel zusammen mit anderen Dingen dienstags oder samstags ein. Ich achte dann darauf, dass ich weiter nichts vorhabe, da ich die Einkäufe gleich nach Hause bringen will.“

Die Gründe für diesen begrenzten Planungshorizont fallen freilich verschieden aus: Bei den Flexiblen Menschen, die mehrheitlich in Partnerschaften leben, sehen sich die männlichen Befragten kaum als diejenigen, die für die Versorgung mit Lebensmitteln zuständig sind. Sie kaufen mithelfend ein, weil die Grundversorgung mit Lebensmitteln nach altvertrautem Muster in Händen der – gleichfalls berufstätigen Partnerin – liegt.⁵ So beschränken sie sich darauf, bei Verhinderungen ihrer Partnerin einzukaufen, weil sie ein bestimmtes Lebensmittelgeschäft mit geringem Aufwand erreichen können, oder weil sie Lust dazu empfinden, selbst ein Gericht – das immer auch ein außeralltägliches Gericht ist – zuzubereiten. Der letztgenannte Fall lässt den Einkauf für sie dann zum Vergnügen werden.

Diejenigen, die allein oder in einer Wochenendbeziehung leben, verweisen dagegen auf wenig Lust und/oder fehlende Zeit, eine Speise anzufertigen, die mit größerem Planungs- und Einkaufsaufwand verbunden wäre. Die alleinlebenden Flexiblen Menschen folgen wie die mehrheitlich alleinlebenden Zeitpioniere einem gängigen Muster. Sie sagen aus, dass Großeinkäufe und eine langfristige Vorratshaltung für Einzelpersonen-Haushalte nicht nötig seien. Möglichkeiten, sich spontan mit Lebensmitteln zu versorgen, dürften gegeben sein. Von der steten Ausdehnung der Ladenschlusszeiten in den vergangenen Jahren abgesehen, wird ihre charakteristische Einteilung von Arbeits- zu Nicht-Arbeitszeit dazu beitragen, dass es dem gelegentlichen Einkaufen nicht an Gelegenheit mangelt.

Längst kann aber nicht alles im Rahmen spontaner Käufe an den Werktagen erledigt werden. Allein deshalb, weil sonntags die Mehrzahl der Geschäfte geschlossen bleibt, wird von den Befragten beider Gruppen der Samstag als Tag angeführt, an dem Einkäufe auf relativ lange Frist ausgelegt sind. Diejenigen, die in einer Partnerschaft leben, geben an, dass sie an Samstagen meist gemeinsam zum Einkauf aufbrechen. Dem größeren Einkaufsvolumen entsprechend, geht solchen Einkäufen meist die Abfassung eines Einkaufszettels sowie die Festlegung einer Einkaufsrouten voraus. Damit wird die Zeit mit dem Ziel einer Ergänzung der kurzen, spontanen und alleine ausgeführten Einkäufe, die den Wochenendeinkauf ergänzen, *bewusst gemanagt*. Ist die Rede vom Wochenendeinkauf, heißt das nicht, dass sich der zeitliche Horizont des Einkaufs über wenige Tage hinausbewegt. Die Befragten legen durchweg großen Wert darauf, sich von Menschen zu distanzieren, die Monateinkäufe tätigen und auf langfristige Vorratshaltung achten. Wenn

5 Vgl. I.-M. Lange: „Das Ernährungsverhalten erwerbstätiger Frauen“, S. 285/286.

schon Einkaufszettel angefertigt werden, sind dies keinesfalls Speisezettel im Sinn von Wochenplänen, die – gegebenenfalls religiös begründet – für bestimmte Tage bestimmte Gerichte vorsehen.⁶ Ihrer Neigung entsprechend, spontan zu entschließen, was sie trinken und essen wollen, lehnen Zeitpioniere wie Flexible Menschen es ab, sich vom Inhalt eines für lange Zeiträume bestückten Vorrats- oder Kühlschranks einschränken zu lassen. Auf die Rolle des Außer-Haus-Verzehrs als Ess- und Trinkgelegenheit gehe ich später noch ein. Inwiefern sich Zeitverhältnisse in Produkt-Präferenzen wiederfinden, will ich nun untersuchen.

Wie in der Einleitung dargelegt, stellen Studien, die sich mit Essen und Trinken befassen, häufig die Frage in den Vordergrund, *was von wem* verzehrt wird. Ich will mich dieser Perspektive nicht verschließen und ebenfalls nach den bevorzugt gekauften Produkten und verzehrten Speisen fragen, um die Profile der Befragten in diesem Punkt zu erweitern. Mein eigentliches Anliegen ist es jedoch, darüber hinaus zu gelangen und nach einem Zusammenspiel von Formen, mit Zeit umzugehen und Vorlieben für Produkte und Speisen zu suchen. Dazu frage ich nach den Aspekten, denen die Befragten beim Einkauf von Lebensmitteln besonders große Beachtung schenken.

Der Aspekt Lagerfähigkeit scheint für Flexible Menschen wie Zeitpioniere kaum relevant.

Produktaspekte I: Lagerfähigkeit, Frische

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Lagerfähigkeit</i>	
„Ich kaufe keine fertig eingefrorenen Produkte, sondern achte beim Kauf der Lebensmittel und der Zubereitung der Gerichte darauf, dass ich sie gegebenenfalls einfrieren kann. Aber anders als bei meinen Eltern ist die Tiefkühltruhe nicht für Wochen hinaus gefüllt.“	„Ein paar Grundprodukte wie Mais, Nudeln, Reis müssen immer vorrätig sein, damit ich etwas aus dem Steg-reif kochen kann. Das einzige Fertigprodukt, das ich kaufe ist Tiefkühl-Pizza. Sie hilft mir im Notfall, wenn mich der Hunger überfällt oder der Kühlschrank wieder einmal leer ist.“
<i>Frische</i>	
„Wir nehmen so gut wie keine Fertig- oder Zwischenprodukte, sondern kaufen frisches Obst und haben eine Bio-Gemüse-Kiste abonniert. Wenn ich schon mal einkaufe, will ich nach Möglichkeit frische Sachen haben.“	„Lieber kaufe ich häufig in kleinen Mengen, um dafür frische Produkte zu haben. Außerdem habe ich mit meiner Wohngemeinschaft eine Bio-Gemüse-Kiste abonniert.“

6 Vgl. S. W. Mintz: Die süße Macht, S. 237.

Die Vertreter beider Gruppen geben an, wenige Produkte zu kaufen, die sich durch Haltbarmachung auszeichnen. Schaut man genau hin, handelt es sich zum einen um Teigwaren und wenig verarbeitete Feldfrüchte, die als Grundlagen für die Zubereitung alltäglicher Gerichte dienen, en gros gekauft werden und im Haushalt vorrätig gehalten werden. Zum anderen wird die Tiefkühl-Pizza als Beispiel für ein Lebensmittel angeführt, das als halbfertiges Gericht zum Einsatz kommen kann, wenn das übliche Szenario spontaner Essenzubereitung in seinem Ablauf behindert wird. Solche *Notfälle* – wie sie bezeichnet werden – gehen entweder aus einem Mangel an der Zeit und/oder der Lust, etwas anderes zuzubereiten hervor, oder aus Mangel an frischen Zutaten.

Mit Konservendosen möchte dagegen keiner etwas anfangen. Der Verdacht liegt nahe, dass die Dose als Entsprechung zum Maschinenzeitalter immer häufiger als Anachronismus gilt. Nicht zuletzt kann der Eigengeschmack konservierter Speisen das behindern, was sich weiter unten bedeutsam für die Befragten erweist: sich über die eigenen Fertigkeiten als einen einmaligen Koch zu präsentieren und sich dem Moment der Zubereitung als Magier auszusetzen.⁷

Mit Frische ist wiederum ein Aspekt bezeichnet, der den Befragten beider Gruppen von höchster Bedeutung ist. Er korrespondiert ohne Weiteres mit ihrem auf Spontaneität und nicht auf weite Vorausschau abgestellten Einkaufsverhalten. Bereitwillig gestehen sie zu, dass die Verarbeitung von rasch verderblichen Waren danach verlangt, häufig einkaufen zu gehen. Die Motivationen, die sie jenseits unterstellter qualitativer Vorzüge zum Kauf frischer Lebensmittel bewegen, klaffen allerdings auseinander. Sofern sie mehrheitlich alleine und meist ohne eigenes Kraftfahrzeug leben, ergibt es sich für Zeitpioniere fast von selbst, kleine Mengen offener Lebensmittel einzukaufen.

Dagegen ist es unter den männlichen Befragten der Flexiblen Menschen, die in einer Partnerschaft leben, verbreitet, lediglich Zukäufe oder besondere Einkäufe wie den am Samstagvormittag auf dem Markt zu tätigen, während Routineeinkäufe von ihren Partnerinnen bzw. Ehefrauen erledigt werden. Nicht nur darin folgen sie dem Trend. Für sie als – wie sich noch zeigen wird – ambitionierte Hobbyköche, ist *edle und raffinierte* Einfachheit in der Küche ein Muss. Hat Paul Bocuse den Wochenmarkt neu entdeckt, dürfen die, die sich an der französischen Küche orientieren, ihn keinesfalls auslassen.⁸

7 Vgl. C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 263.

8 Vgl. Petra Frerichs/Margareta Steinrücke: „Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997, S. 231-

Deutliche Abweichungen zwischen den Gruppen treten bei anderen Eigenschaften hervor. Auf umweltschonende Erzeugung achten zwar die Zeitpioniere wie die Flexiblen Menschen, doch führen sie unterschiedliche Argumente.

Produktaspekte II: Saison, Erzeugung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Herkunft/Saison</i>	
„Das hat nichts mit dem Transport zu tun, sondern damit, was ich über die Herstellung weiß. Es geht mir um die Qualität – so möchte ich z.B. im Winter keine Tomaten essen, weil sie nicht gut schmecken. Es ist nicht die Aufgabe der Verbraucher, über Transportwege nachzudenken – das müssen andere tun.“	„Es ist mir besonders wichtig, dass man das isst, was es hier gerade gibt. Z.B. würde ich im Dezember keine Erdbeeren kaufen. Äpfel und Birnen schmecken schließlich auch gut.“
<i>Umweltschonende Erzeugung</i>	
„Ja, aber mir kommt es weniger auf die Erzeugung als auf die Qualität an, die sich dadurch ergibt, dass es sich nicht um Massenprodukte handelt. Z.B. schmecken Freiland-Eier schlicht besser als andere. Darüber hinaus muss aber auf jeden Fall der Preis stimmen.“	Ich möchte keine Fertiggerichte aus der Fabrik, sondern Nahrungsmittel, die möglichst wenig verarbeitet wurden. Solche Lebensmittel schmecken in der Regel auch besser.“

So meinen Zeitpioniere, zugunsten ihrer Gesundheit, des besseren Geschmacks und der Rücksicht auf die Belange der natürlichen Umwelt Bio-Produkte zu kaufen. Wohl anlässlich dieser Bewertung, kehren sie den bisweilen höheren Preis dieser Produkte nicht als Hemmnis heraus.

Obwohl finanziell besser gestellt, priesen die Flexiblen Menschen stoffliche und geschmackliche Qualitäten, rücken die Art der Erzeugung jedoch in den Hintergrund und erklären den Preis zu einem möglichen Kaufhindernis. Vergleichbar verhält es sich in den Fragen von Saison und Herkunft: So neigen die Zeitpioniere dazu, eine klassische Haltung

258, hier S. 246/247; Karl Möckl: „Formen des Eßverhaltens seit den siebziger Jahren“, in: Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart: Steiner 1987, S. 49-64, hier S. 57/58.

der Umweltbewegung einzunehmen und mit Blick auf lange Transportwege und Schadstoffausstoß heimischen Erzeugnissen den Vorzug zu geben. Bei Flexiblen Menschen ist diese Argumentation bekannt, aber zugleich mit reflexhafter Gegenwehr gepaart. Sie erkennen nicht, dass sie die mittelbaren Folgen ihres Einkaufs zu verantworten hätten. Im Rücken dieser Differenz sehe ich die Korrelation von Zeit- und Lebensstilen. Wie das „Handbuch zur Veränderung des persönlichen Lebensstils“ andeutet, liegen die freiwillige *Arbeitszeitverkürzung* und die Beachtung von biologischen *Rhythmen* nicht weit auseinander. Empfohlen wird den Städtern, die Früchte der Moderne zu genießen *und zugleich* jahreszeitliche Zyklen mit Hilfe der Ernährung bewusst mitzuerleben – ein neues Programm zur Versöhnung von gemessener und erlebter Zeit.⁹

Um an dieser Stelle einem Missverständnis vorzubeugen: Meine Arbeit kann kein Urteil über die Nachhaltigkeit von Lebensstilen leisten. Auch die Zeitpioniere verfahren letztlich großzügig mit sich selbst, sobald die selbst auferlegten Einschränkungen dem zu wider laufen, was ihnen Freude macht. Mein Eindruck ist, dass „Umwelt“ und „Natur“ nicht unbedingt Inhaltsstoffe, sondern etwas anderes Bedeutsames bezeichnen. Ich bin der Ansicht, dass es sich dabei um jenes Schicksalhafte handelt, das bereits in der Haltung der Zeit gegenüber angesprochen wurde. Dieses wird im Biologischen und damit auch im eigenen Körper, d.h. unmittelbar bei sich selbst, vermutet.

Ich will hier nicht aufs Neue das „I“ bei George Mead bemühen, um zu zeigen, dass diese Auffassung eine Tradition inmitten der Moderne hat. Bezogen auf Essen und Trinken hat sie das aufstrebende Bürgertum des 18. Jhs. formuliert: Um sich gegen den Luxus des Adels abzusetzen, entstand die Behauptung, der bürgerliche Geschmack sei der vernünftige, weil der *natürliche*. Diese Behauptung war freilich schwer zu halten, wenn der bürgerliche Geschmack *gleichzeitig* in Abgrenzung zum naturwüchsigen Geschmack der Bauern ein *erlernbarer* sein sollte. Nach einigen Wendungen lässt sich damit heute Geschmackserziehung zugleich als Entmündigung einer Natur lesen, die als Entmündigte den Anspruch auf freie Entfaltung erhält.¹⁰

Läge es mit Bourdieu nahe, die Auseinandersetzung der Zeitpioniere mit der „inneren Natur“ als eine Art Selbstbeschäftigung der Mitglieder einer bürgerlichen Klasse zu interpretieren, in der sich Menschen finden, die gut gebildet sind, aber zugleich ohne Aufstiegschancen bleiben, wäre es in der Umkehrung möglich die Flexiblen Menschen gegenläufig ein-

9 Dan Jakubowicz: Genuss und Nachhaltigkeit. Handbuch zur Veränderung des persönlichen Lebensstils, 3., erweiterte Auflage, Wien: Promedia 2002, S. 34-40, 109-111.

10 Vgl. T. Kleinspehn: Warum sind wir so unersättlich, S. 167/168, 378/379.

zuordnen, d.h. nach Anzeichen zu suchen, dass sie sich zu ihren beruflichen Laufbahnen passend auch hinsichtlich ihrer Produktpreferenzen auf den Aufstieg nach traditionellem Muster verlegt haben.

Prüft man die Haltungen der von mir befragten Flexiblen Menschen gegenüber herkömmlichen Luxus-Produkten, klassischen Genussmitteln und Exotik, zeigt sich, in welcher Richtung auch der Kauf von Bio-Produkten zu interpretieren ist.

Produktaspekte III: Luxus, Genuss, Exotik

Flexible Menschen

Zeitpioniere

Traditioneller Luxus

„Ja, aber es geht mir nicht um ein Lebensgefühl, sondern um Qualität. Weil Luxus-Produkte meist von guter Qualität sind, bin ich auch im Alltag dazu bereit, dafür viel Geld auszugeben. Wie meine Eltern lediglich an Weihnachten einen guten Wein zu öffnen, gefällt mir nicht: Was ich mir an besonderen Tagen leisten kann, möchte ich mir jeden Tag leisten können. Sonst verzichte ich lieber ganz darauf.“

„Ein bisschen luxuriös leben wir schon: Champagner haben wir immer im Haus. Der kann auch vom Supermarkt sein, denn der schmeckt ebenfalls sehr gut. Ich bin mit den Kollegen aber auch schon bei McDonald's gewesen.“

„Ich gönne mir zwar auch ab und zu etwas, das über dem Herkömmlichen liegt, aber es gibt für mich zahlreiche Dinge, die ich viel besser genießen kann als diese klassischen Statuszeichen, z.B. Bio-Rindfleisch oder eine gute Flasche Wein. Die meisten Dinge wie z.B. Kaviar mag ich auch gar nicht.“

„Ich kann bei Champagner schwer widerstehen – das gehört schon zum guten Leben. Ich kaufe aber höchstens drei Flaschen im Jahr. Weil der Genuss davon kommt, sich über das Besondere zu freuen, sollten Luxus-Produkte seltene Produkte bleiben.“

Klassische Genussmittel

„Wir haben eine Menge Spirituosen zu Hause und geben dafür sehr viel aus. Pralinen sind bei mir selbstverständliche Alltagslebensmittel. Weil die Qualität stimmen soll, bevorzuge ich belgische Hersteller.“

„Ich esse gerne Süßes und gehe in ein Pralinen-Fachgeschäft, wenn ich mir etwas Besonderes gönnen möchte: Wenn Pralinen, dann lieber selten, aber dafür gute Pralinen. Dasselbe gilt für Alkohol.“

Exotik

„Wenn ich koche, gehe ich über die normalen Standards hinaus – z.B. koche ich gerne indisch. Gegenüber Straußenfleisch oder Ähnlichem bin ich aber skeptisch, weil es hierzulande selten frisch erhältlich ist.“

„Das reizt mich nicht. Ich achte darauf, heimisches Gemüse zu kaufen. Das Maximum an Exotik sind ab und zu Bananen, obwohl die ja fast nicht mehr als exotisch gelten. Sternfrucht kaufe ich z.B. prinzipiell nicht.“

Bescheidenheit – gar zugunsten einer Sache mit ungewissem Ausgang für einen selbst – ist allenfalls am Rande ein Thema. Mehr noch: Gesagt wird, dass immer dann, wenn Ausgaben für hochwertig eingeschätzte Produkte, für Exotik, Luxus und Genuss anstehen, im Grunde keine Ausgaben gescheut werden dürften. Die Begründung wird mitgeliefert: Man will bei der *Qualität* von Essen und Trinken über dem üblichen Niveau liegen und die Standards anderer hinter sich lassen.

Das gilt nicht durchgehend, denn zum einen erreichen die Einkünfte der Befragten keine solchen Höhen, dass Geld überhaupt keine Rolle (mehr) spiele; zum anderen bedarf es (noch) der Anwesenheit anderer, um hohe Ausgaben zu rechtfertigen. Ist bzw. isst man alleine bzw. nur zu Hause, wird gespart – dann schmeckt auch der Champagner aus dem Supermarkt ganz ordentlich. Diese Diskrepanz spiegelt wieder, was seit Jahren den Handel umtreibt: Die Nachfrage im mittleren Preissegment sinkt, während sie in den oberen und unteren Segmenten steigt.¹¹ Obgleich nicht am Ziel, wird das Ziel gerade im Understatement eines der Befragten offenkundig, Luxus-Produkte nicht eines *Lebensgefühls* wegen zu kaufen: Kein Tun-als-ob und erst recht kein Fühlen-wie ist das Ziel, sondern, das was andere nur spielen können, wirklich zu *sein*.

Dass es sich um ein Sein-wie handelt, wird klar, wenn man diese Ausführung in ein zeitliches Verhältnis kippt. Der Befragte sieht, was von Norbert Elias als Kennzeichen der Oberklasse beschrieben wurde, die erst vom Hochadel und später vom Großbürgertum gestellt wurde: Um Mitglied der herrschenden Klasse zu sein, ist es erforderlich, einen entsprechenden Lebensstil nicht nur in wenigen Ausnahmefällen, sondern zu *jeder Zeit* zu pflegen.¹²

Das bedeutet, sich rund um die Uhr diszipliniert verhalten, also auch, wenn man für sich alleine ist. Nur unter diesen Umständen lässt es sich souverän aus der Rolle fallen und mit den Erwartungen an Disziplin kokettieren. Eindrücklicher lässt sich dies kaum formulieren: man will nichts davon wissen, noch wie die Eltern den guten Wein Festtagen vorzubehalten, sondern zu jeder Zeit über ihn verfügen. Der Luxus soll Selbstverständlichkeit werden; er darf nicht wie für die meisten Menschen Nicht-Selbstverständliches sein. Erst dann kann man sich auch – wie es ein anderer tut – mit dem beliebten Tabubruch brüsten, schon bei einer Fast-Food-Kette gegessen zu haben, die wie viele Schnell-Imbisse mit dem Ruf zu kämpfen hat, fleischlastige Speisen von minderer Qualität zu servieren.¹³

11 O. Bayer/T. Kutsch/H. P. Ohly: Ernährung und Gesellschaft, S. 58-67.

12 N. Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, S. 381-386,

13 Vgl. Eberhard Seidel-Pielen: Aufgespießt. Wie der Döner über die Deutschen kam, Hamburg: Rotbuch 1996, S. 142.

In wieweit mit Elias die Disziplin der heute „herrschenden Klasse“ noch in der Tradition der höfischen Gesellschaft steht, muss in Anbetracht jener Lässigkeit, deren Aufkommen Schulze aber auch Bourdieu beschäftigt hat, bezweifelt werden.¹⁴

Egal ob man am Ende einen elitären Stil annimmt, der in der richtigen Kombination lässigen und förmlichen Verhaltens besteht, erweisen sich die bei den befragten Zeitpionieren verbreitete Ansichten gegenüber Luxus, Genuss und Exotik in erstaunlicher Weise komplementär zu denen Flexibler Menschen. So äußern sie zum einen die Überzeugung, dass sie einigen Luxus-Produkten schon vom Geschmack her nicht viel abgewinnen *können*; zum anderen lehnen sie es ab, Dinge zu erwerben, die einen herausgehobenen Status des Käufers suggerieren könnten. Die ausgesprochene Verachtung für etwas, das man sich vermutlich nicht oder nicht *regelmäßig* leisten kann, ließe sich nach Bourdieu als eine Art von Geschmack verstehen, in dem Notwendigkeit in Tugend transformiert wird; die Betonung saisonaler und Bio-Produkte, die kaum als billig gelten können, zeigt aber auch die Hervorbringung eines eigenen Geschmacksmusters, das die Befragten sich zugleich gegenüber Käufern aus Milieus mit geringem vorherrschenden Bildungsgrad *und* denen aus einkommensstarken Milieus abgrenzen lässt.¹⁵

Auch das sachlich begründete soziale Urteil der Zeitpioniere kann in ein Zeitverhältnis gekippt werden: Das Luxuriöse *darf* gar nicht zu einer Selbstverständlichkeit werden, weil ihm die Nicht-Selbstverständlichkeit, die das Luxuriöse ausmacht, dadurch abhanden käme. Hier ist kein Bestreben auszumachen, den Alltag dauerhaft zu überwinden, sondern ein Bestreben, sich dauerhaft in ihm einzurichten. Zusätzlich schreiben sie sich zu, jenen Luxus veralltäglicht zu haben, der vormals Adeligen vorbehalten war und Flexiblen Menschen trotz hoher Einkünfte versagt ist: Zeit, frei von aller Arbeit zu haben und sie nach eigenem Ermessen einteilen zu können. Wie weiter oben gezeigt, wird damit jener Punkt berührt, an dem für Flexible Menschen Not zu Tugend wird: Sie suggerieren sich, dass viel freie Zeit keineswegs rundheraus wünschenswert wäre, denn schließlich stünde zu befürchten, dass sich die Freude über freie Zeit als seltener, glücklicher Moment, schwinden könnte.

Von diesen Differenzen abgesehen, gibt es durchaus Produkte, denen die Vertreter beider Gruppen mit Skepsis begegnen. Dazu gehören Lightprodukte und Lebensmittel, die als Nahrungsergänzung oder Fun-Food gelten (s. Kasten S. 153).

14 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 153-162; P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 489/490.

15 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 288-291; vgl. P. Frerichs/M. Steinrück: „Kochen – ein männliches Spiel“, S. 238-245.

Produktaspekte IV: Function, Convenience, Fun

Flexible Menschen

Zeitpioniere

Lightprodukte

„Für mich ist es dekadent, von etwas eine Menge zu sich zu nehmen, die einen zwingt, es in der Lightvariante zu tun. Das sind Industrie-Derivate. Lieber sollte man das vollwertige Produkt diszipliniert konsumieren.“

„Das halte ich für Quatsch: ich nehme lieber z.B. Butter, wenn ich Lust auf Butter habe und versuche dann, das Maß zu halten. Ich finde es den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen.“

Nahrungsergänzung

„Das interessiert mich nicht, weil ich darin überwiegend eine Marketingstrategie erkenne. Ich denke, dass der richtige Einsatz bisher bekannter Lebensmittel genug bewirken kann.“

„Das sind Werbegags, in denen das Gesundheitsbewusstsein als Vehikel benutzt wird, um überteuerte Produkte zu verkaufen. Man kann sich alle Nährstoffe durch abwechslungsreiches Kochen zuführen. Da halte ich mich an das Bewährte, das es schon zu Großmutterns Zeiten gegeben hat.“

Convenience

„Das spielt für mich überhaupt keine Rolle. Wenn ich schon koche, mache ich alles selbst – da kann es so kompliziert sein, wie es will. Die Zubereitungszeit ist mir dann egal.“

„Ich mag das nicht, weil ich zum einen nicht weiß, was da genau drin ist und mich zum anderen in der Lage sehe, Gerichte, die ich essen möchte, selbst herzustellen.“

Spaß-Charakter

„Meiner Figur wegen würde ich am liebsten nichts davon kaufen. Aber das geht einfach nicht. Im Büro ist es schlimm: irgendwer bringt immer etwas mit und das wird dann auch gegessen.“

„Seit den Lebensmittelskandalen haben wir z.B. keine Gummibärchen mehr. Aber etwas Schokolade sollte immer im Haus sein. Schon als Nervennahrung im Notfall.“

Generell wird das Weglassen alter wie auch das Beifügen neuer stofflicher Eigenschaften abgelehnt. Dasselbe gilt für die halb- bzw. küchenfertig vorbereiteten Convenience-Produkte – auch diese widersprechen klar dem Wunsch der Befragten, Speisen aus unverarbeiteten, frischen und edlen Lebensmitteln zuzubereiten. Dem wird die Zeitersparnis, die das Mischen und Erwärmen vorgekochter Lebensmittel bringt, nachgeordnet. Dies fällt den meisten der Flexiblen Menschen nicht sonderlich schwer, haben sie doch eingestanden, dass die *alltägliche* Zubereitung von Speisen ihrer Frau bzw. Partnerin überlassen ist.

Neben Produkten, die entweder auf Ablehnung oder Zustimmung stoßen, gibt es solche, die beides vereinen. In diese Kategorie fallen Lebensmittel mit Spaß-Charakter. Sie sind zwar von zweifelhaftem physischem Nutzen, ihr Kauf ist aber untrennbar mit dem Bild frohgemuter Menschen verbunden. Sie wecken die Assoziation, dass sie ohne lange Umstände Freude hervorrufen oder unterstreichen können. Obgleich alle Befragten um die Nachteile des Konsums wissen und deshalb bemüht sind, ihn einzuschränken, kommen viele mit Bedauern zu dem Ergebnis, immer wieder den *kurzfristig* angelegten Verheißungen dieser Produkte zu erliegen. Knabberereien oder etwas Süßes scheinen für die meisten als sogenannte kleine Freuden einen Platz in der täglichen Ernährung als eine *zwischen durch, nebenbei* oder *in besonderen Situationen* zu genießende Speise einzunehmen. Den hohen Ansprüchen an die Qualität von Lebensmitteln gemäß, schätzen die Befragten ihre Ausgaben für Lebensmittel durchweg hoch ein.

Ausgaben für Lebensmittel

Flexible Menschen

„Aufgrund meines Verdiensts kann ich mir das kaufen, was ich will. Im Vergleich zu meinen Eltern könnten wir immer noch sehr gut leben, wenn wir halb soviel ausgeben würden, wie wir es tun. Die Höhe unserer Ausgaben hängt auch mit der hohen Zahl der Spontankäufe zusammen. Da gibt man viel mehr aus, als wenn man nach einem Wochenplan lebt.“

„Wir geben sicher mehr als andere aus, weil wir nicht auf den Preis achten und häufig Spirituosen, frisches Gemüse und Käse einkaufen. Das ist deutlich teurer als wenn man das alles abgepackt im Supermarkt kauft. Auch weil wir oft außerhaus essen, geben wir sicher mehr aus als die, die sich zu Hause Salat machen.“

Zeitpioniere

„Ich gebe sicher mehr aus als meine Eltern. Bei ihnen herrscht ein vollkommen anderer Umgang mit Lebensmitteln: ein Mal pro Woche machen sie mit dem Auto einen Großeinkauf und kaufen vor allem Fertigprodukte. Das würde mich reuen, während mich das Geld, das ich für Essen und Trinken ausbe, selten reut.“

„Wir geben sehr viel dafür aus, weil für uns Qualität und Geschmack das Wichtigste sind. Wir kaufen lieber teure Lebensmittel in kleinen Mengen als billige Massenware, die nach nichts schmeckt. Ich finde, man sollte nicht an dem sparen, was einem am Unmittelbarsten zukommt.“

Einige nehmen ihre Eltern als Maßstab und unterstellen diesen, auf große Mengen, niedrige Preise, lange Haltbarkeit und einfache Zubereitung bedacht zu sein. Die Rechnung der Eltern, mit dem Kauf großer Mengen Geld zu sparen, lassen sie außer Acht. Sie kaufen in *bewusster* Abset-

zung kleine Mengen spontan ein. Standardisiert verpackte, massenhaft abgesetzte Ware halten sie – im doppelten Sinn – für geschmacklos.

Neben den Spontankäufen führen einige ihre hohen Ausgaben für Lebensmittel auf einen hohen Anteil außer Haus verzehrten Mahlzeiten zurück. Hinter der Anmerkung, dass diese Ausgaben unverhältnismäßig sein könnten, verbirgt sich eine Zeit-Kalkulation: Ob es günstiger wäre, sich selbst zu verköstigen, statt jemanden für seine Künste zu entlohnen, hängt mit der Bewertung der Zeit ab, die im Fall des selbst zubereiteten Mahls mit Einkauf, Eindecken, Zubereitung, Abdecken und Abwaschen anzusetzen wäre. Hat der Chef eines Restaurants diese Tätigkeiten in die Preise der Mahlzeiten einbezogen, kann das eigene Mahl nur dann günstiger ausfallen, solange die anfallenden Zeiten *freie* Zeit ausfüllen – von den Qualitäten der Mahlzeiten einmal abgesehen. Gerade im Fall Flexibler Menschen ist zu bezweifeln, dass sie ihre knappe Freizeit jemals *regelmäßig* mit dieser Art Tätigkeit ausfüllen wollten. Zudem gilt für sie, dass arbeitsfreie Zeit zu vorderst verlorene Gelderwerbszeit ist. Dieser Verlust wäre daher ebenfalls in die Kalkulation einzubeziehen.

An dieser Abwägung könnten sich auch die Unzulänglichkeiten eines Zeitmanagements zu erkennen geben, das auf eine nüchterne Verrechnung von Intervallen abhebt: So mögen sich im Zeittableau eines Arbeitstags stets ein paar Minuten finden lassen, die keiner klar definierten Funktion zuzuordnen sind. Der Versuch, die Intervalle zusammenzuklauben und zu bündeln, um sie etwa mit dem Einkauf von Lebensmitteln und der Zubereitung einer Mahlzeit auszufüllen, wird Widerstände zeitigen. Latente Pausen können wegfallen oder der frei gewordene Zeitblock entgegen der vorherigen Absicht mit Arbeit gefüllt werden. Für die Flexiblen Menschen Gründe genug, um diesen Fall hypothetische sein zu lassen, und für mich Grund genug, nachzufragen, wie es denn um die Arbeit am heimischen Herd bestellt ist.

Kochen als Last und Lust oder Darbietung

Fragt man, wer wie häufig zu welchen Anlässen Speisen zubereitet, ergibt sich für alle Befragten, dass der Aufwand, der dafür betrieben wird, höher ausfällt, wenn in Gesellschaft gegessen und getrunken werden soll, als wenn eine Mahlzeit alleine eingenommen wird.

Im Weiteren unterscheiden sich die Antworten jedoch: Mit einiger Regelmäßigkeit werden von den Flexiblen Menschen nur an Wochenenden warme Speisen zubereitet. Etliche der mehrheitlich männlichen Befragten dieser Gruppe kochen dann für oder gemeinsam mit den Partnerinnen bzw. Ehefrauen (s. Kasten S. 156).

*Anteil an der Speisenzubereitung**Flexible Menschen*

„An den Werktagen koche ich nie, weil es sich für mich alleine nicht lohnt. Das Frühstück spare ich mir, zu Mittag esse ich in einem Restaurant. Abends esse ich Brot. Am Wochenende machen meine Partnerin oder ich ein umfangreiches Gericht.“

„Die Zubereitung des Abendessens übernimmt immer meine Frau. Aber am Wochenende kochen wir häufig gemeinsam etwas.“

Zeitpioniere

„Ich koche wenigstens an drei Werktagen etwas Warmes. Nichts Feudales: im Winter Eintopf oder Suppe, im Sommer Reis oder Nudeln mit Gemüse. Mittwochs bin ich zum Essen verabredet; den Freitag überbrücke ich mit Keksen.“

„Ich koche mir fast jeden Abend ein Tellergericht. Was das ist, entscheidet sich im Laden: Ich überlege mir, worauf ich im Moment Lust habe. Im Lauf des Tages gieße ich mir als Flüssigkeitszufuhr viel Tee auf.“

An den Werktagen übersteigt ihr Anteil an der Versorgung mit Mahlzeiten kaum die Zubereitung von Kaffee und/oder kaltem Abendbrot. Sie folgen damit dem seit einigen Jahren zu beobachtenden Trend, wonach sich Rollen von Männern *und* Frauen wandeln: Gegenläufig zur höheren Erwerbsbeteiligung von Frauen beanspruchen Männer häufiger, in die Belange des Haushalt einzugreifen, doch dabei beschränken sie sich im Wesentlichen auf Aktivitäten, die sie gerne tun. Die neue Lust am Kochen, wie sie Fernsehköche repräsentieren, ist eine Lust der Männer und hat mit Routinearbeiten wenig zu tun.¹⁶ Das Kochen an Werktagen erweist sich bei den Flexiblen Menschen tatsächlich allein als Sache ihrer Frauen, sofern sie mit ihnen zusammen wohnen. Andernfalls bleibt die Küche kalt. Dagegen scheint es für Zeitpioniere üblich, werktags selbst warme und kalte Gerichte herzustellen. Sie kochen fast täglich, ob mittags oder abends. Angesichts dessen, dass es sich überwiegend um Frauen handelt, bestätigt sich der vermutete Trend zur geschlechtlichen Arbeitsteilung, der seinen Ausgang im Kinder- und Jungendalter nimmt.¹⁷

Parallel zu den Unterschieden in der Art und Zahl zubereiteter Speisen verlaufen die Unterschiede in der Beziehungen zum Kochen (s. Kassten S. 157).

16 Vgl. H.-J. Anders: „Verzehr 1985-2000“, S. 158.

17 Vgl. U. Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, S. 90; Erika Clauphein/Ulrich Oltersdorf/Georg Walker: „Zeit fürs Essen – Deskriptive Auswertung der Zeitbudgeterhebung“, in: Manfred Ehling/Joachim Merz (Hg.), *Zeitbudget in Deutschland. Erfahrungsberichte der Wissenschaft*, Stuttgart: Metzler-Poeschel 2001, S. 202-213, S. 207.

*Beziehungen zum Kochen**Flexible Menschen*

„Im Alltag habe ich überhaupt keine Zeit dafür. Aber ich liebe das aufwendige Kochen mit vielen Gängen. Das ist eine Inszenierung für jemand Wichtigen. Das ist etwas sehr Exklusives, weil man ähnliches höchstens in guten Restaurants kaufen kann.“

„Kochen hat für mich etwas Kreatives und Magisches: das Mischen von Zutaten und die Beobachtung, wie sich etwas verwandelt. Ich achte aber auf Perfektion: man braucht mindestens ein Schneidebrett aus Holz und zwei Messer aus Solingen. Das gibt dem ganzen Essen einen anderen Wert als die Zubereitung mit stumpfen Messern aus dem Möbelhaus auf einem Kunststoffbrett.“

„Als Genussmensch sehe ich das als willkommene Gelegenheit des Ausgleichs zum Beruf: Ich improvisiere frei. Ich kenne die Grundlagen, koche aber nur ungern nach Vorlage. Ich halte nicht viel davon, etwas genau nach Vorschrift nachzumachen. Das ist am Wochenende, wenn meine Partnerin da ist. Wir trinken ein Glas Wein, unterhalten uns ein wenig und tun auf diese Weise etwas gemeinsam.“

Zeitpioniere

„Ich möchte alles selbst zubereiten und empfinde es als sinnlichen Genuss, das, was mir die Natur anbietet, zu verarbeiten. Das ist eine Art kultureller Akt. Deswegen finde ich Kochen etwas Schönes im Alltag und etwas, das ich gerne mit Freunden zusammen mache.“

„Werktags koche ich manchmal mit Hunger und deshalb unter Zeitdruck. Ansonsten koche ich gerne und ausgiebig. Besonders am Wochenende nehme ich mir z.B. viel Zeit zum Abschmecken und Decken des Tisches. Grundsätzlich liebe ich es, alles selbst zubereiten. Dadurch ist das Kochen für mich etwas, das mir Spaß macht.“

„Ich kenne das Kochen von meiner Oma, meiner Mutter und später aus der Wohngemeinschaft als etwas völlig Selbstverständliches. Ich kenne es gar nicht anders als dass man selbst kocht.“

So schwärmen die Flexiblen Menschen geradezu davon, wie gerne und ausgiebig sie kochen, wenn sie es denn tun. Nachdem sie bevorzugt an Samstagen oder Sonntagen kochen, verwundert es nicht, dass sie selbst ihre Art des Kochens mit einem hohem Freizeitwert behaftet sehen. Wenn sie – sofern männlich – kochen, dann mit oder für ihre Frauen, für Freunde, für Verwandte oder für andere ihnen wichtige Personen. Sind Gäste geladen, stellen die Flexiblen Menschen oft mehrgängige Menüs zusammen, die sie selbst gerne als „exklusiv“ oder „hochwertig“ loben. Die technischen Voraussetzungen der eigenen Küche werden ebenfalls gelobt und das eigene Vorgehen als „kreativ“, „frei“ und „improvisie-

rend“ mit einem künstlerisch-genialischen Anstrich versehen. Kochen betreiben sie dem Zeitgeist und ihrem bevorzugten Lebensbild gemäß wie ein Abenteuer – selbstredend nicht ohne materielle Sicherung, hier: technischen Ausstattung.¹⁸

Diese hobbymäßig betriebene, inszenierte Küche steht dem täglichen Kochen der überwiegend weiblichen Zeitpioniere gegenüber. Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass es mir nicht darum gehen kann, die Qualität der Küchen zu beurteilen: das Vokabular Flexibler Menschen mag mangelhafte Kochkenntnisse kaschieren oder auch nicht; die alltägliche Kocherfahrung der Zeitpioniere mag bessere Gerichte zum Ergebnis haben oder auch nicht. Einzig geht es darum, festzuhalten, unter welchen Vorzeichen die Vertreter beider Gruppen Speisen bereiten.

So sagen die befragten Zeitpioniere, dass sie gerne kochen, obwohl sie es täglich tun, weil sie die Freude am *Selber*-tun wie den Genuss einer gelungenen selbstzubereiteten Speise schätzen. Das mag davon herühren, dass sie als mehrheitlich Alleinlebende das Kochen nicht notwendig als Ausdruck einer geschlechtlichen Rollenverteilung empfinden. Einiges deutet in diese Richtung und vieles deutet zudem darauf hin, dass für sie das Kochen Auseinandersetzung mit „der“ Natur ist: Es bereitet ihnen Freude, Natur in Kultur umzuwandeln, d.h. sich auf eigene Faust eine neue *Gegenwart* zu erschließen.¹⁹ Hier klingt viel Pathos mit, aber nicht minder pathetisch äußern sich die Flexiblen Menschen, die Gerichte zu schaffen angeben, mit denen sie *formidable Gegenwarten* öffnen wollen, die ihr Publikum zur Begeisterung hinreißen. In jedem Fall sind die Küchen der Befragten – wenn auch in anderer Weise als es der auf den Stoffwechsel fixierten Medizin des frühen 20. Jhs. vorschwebte eines: Laboratorien.²⁰

Die Mehrzahl der Aussagen zum Erwerb von Kochkenntnissen legen den Schluss nahe, dass meine Gesprächspartner – egal ob Frauen oder Männer – über keinen, mit dem ihrer Müttergeneration vergleichbaren Wissensschatz verfügen (s. Kasten S. 159). So schauen sie häufig auf Kindheiten zurück, in denen sie Zeit mit ihren Müttern beim Kochen zugebracht haben; aber spätestens mit der Aufnahme des Studiums, abseits des Wohnorts der Eltern, scheint diese Quelle versiegt zu sein.

18 Vgl. Trude Ehlert: „Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland“, in: Alois Wierlacher/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin: Akademie 1993, S. 319-341, hier S. 331.

19 Vgl. Menell 1988, S. 333-338.

20 Vgl. Jakob Tanner: „Der Mensch ist, was er isst. Ernährungsmythen und Wandel der Esskultur“, in: Historische Anthropologie, Kultur und Gesellschaft im Alltag, Jg. 4, Nr. 3 (1996), S. 399-419, hier S. 412-419.

*Erwerb von Fertigkeiten**Flexible Menschen*

„Von meiner Mutter habe ich ein Kochbuch über Grundlagen und einfache Gerichte bekommen. Im Studium bestand die Notwendigkeit, mir selbst etwas zuzubereiten, gepaart mit genügend Zeit dafür.“

„Bei meiner Mutter und bei meiner Schwiegermutter habe ich mir einige Gerichte abgeschaut, aber die meisten meiner Kochkünste sind Folge des Learning by Doing. Ich weiche insgesamt eben lieber ab und probiere aus.“

„Ich lasse mich von dem inspirieren, was ich da habe und baue mir auf eigene Faust etwas zusammen. Vermutlich, weil ich im Internat aufgewachsen bin und nicht bei der Mutter am Herd.“

Zeitpioniere

„Ich koche zum einen das, was ich von meiner Mutter weiß und habe zum anderen im Studium kochen gelernt als ich häufig mit Freunden gekocht habe. Da kam es auch auf, indisch bzw. asiatisch zu kochen.“

„Meine Eltern haben aufgehört, zu kochen. Sie essen nur noch Fertigprodukte. Weil ich das nicht möchte, habe ich mir das Kochen beigebracht. Heute werfe ich einfach ein paar Sachen in die Pfanne, und am Ende schmeckt es ganz passabel.“

„Ich habe ein Kochbuch, das ein paar Grundrezepte enthält, die sich dann je nach Anlass leicht aufpeppen lassen. Außerdem versuche ich oft, mir in Restaurants etwas abzuschauen.“

Es zeigt sich, dass freilich für manche die Studienzeit zu einer Gelegenheit geworden war, um sich zusätzliche Fertigkeiten zu erwerben. Dafür geben sie dreierlei Gründe an: zum Ersten bestand eine ökonomische Notwendigkeit, selbst Speisen zuzubereiten, zum Zweiten war ausreichend Zeit vorhanden, und schließlich wurden in Form des gemeinsamen Kochens die Anlässe dazu geliefert.²¹ Auf diese Weise wurde das Kochen mitunter erst als erfreuliche Tätigkeit entdeckt, und in der Absetzung zur elterlichen Küche wurden Trends wie der indischen Küche oder der Vollwertküche gefolgt.

Dabei entsprechen Erklärungen für die eigene Haltung zum Kochen auffallend die bei beiden Gruppen auftretende zeitliche Offenheit. Weder findet man bei männlichen Flexiblen Menschen einen Verweis, dass das alltägliche Kochen immer schon Sache von Frauen gewesen sei, da Männer allgemein die Veranlagung fehle; noch findet man unter den überwiegend weiblichen Zeitpionieren die Scheu der Mütter ihrer Generation, beim Kochen von erlernten Rezepten abzuweichen. Ohne Angst vor dem Scheitern, und allem Anschein nach ohne Vorstellung vom Resultat, schildern sie ihr Tun als Experimentieren bzw. als den Versuch,

21 Vgl. Mennell 1988, S. 418; C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 172-176.

etwas *ohne Vorkenntnisse* nachzukochen oder von Vorbildern abzuweichen. Kochkenntnisse gelten als etwas, das durch Learning by Doing zu erwerben ist. Dieses Learning by Doing hat aber nichts mit dem Tradieren von Kochkenntnissen durch das gemeinsame Kochen von Müttern und Töchtern zu tun; vielmehr ist es ein einsames Handeln, das sich von der *Gunst des Augenblicks* leiten lässt.²²

Damit unterstelle ich nicht, dass ausschließlich nach Lust und Laune und mit beliebigen Lebensmitteln gearbeitet würde. Gerade die von Flexiblen Menschen ins Spiel gebrachten mehrgängigen Menüs verlangen minutiöse Vorausplanung – aber das entspricht dem, dass sie gerne planen, das Planen jedoch nicht linear betreiben. Deshalb neige ich zu der Ansicht, dass das Kochen, so, wie das Einkaufen in der Tendenz generell spontan praktiziert wird und Kenntnisse weder kontinuierlich noch systematisch gewonnen werden. Die Zeit, in der sich Frauen zur Vorbereitung auf die spätere Hausfrauenrolle als Mädchen Rezeptsammlungen anlegten, liegt inzwischen weit zurück.

Die Frage nach der Herkunft von Rezepten zeigt, dass die meisten Befragten Kochbücher und Fernsehsendungen, in denen gekocht wird, nutzen, weil sie z.B. eine Einladung ausgesprochen haben und nach Anregung suchen oder einfach Muße dazu haben (s. Kasten S. 161).²³

Insbesondere die Zeitpioniere, die ja auch häufig kochen, scheinen Bedarf an schneller Anregung zu haben, wie sie Rezeptbörsen im Internet bieten. Das kann nicht überraschen, denn wo zufällige Kühlschranksinhalte die Grenzen des Kochens umreißen, wird oft *Inspiration* gefragt sein, um annehmbare Ergebnisse zu erzielen. Die Befragten beider Gruppen gehen das Kochen also souverän an, und da sie von vorneherein kein Gelingen erwarten, können sie mit dem Scheitern gut leben.

Gleichwohl scheint eine wesentliche Differenz durch. Fragt man nach der Zufriedenheit mit dem Selbstgekochten, bemühen sich die Zeitpioniere um Bescheidenheit, wenn sie nicht mehr über ihrer Kochkunst behaupten, als dass sie ihnen selbst genüge (s. Kasten S. 161).

Demgegenüber bekunden die Flexiblen Menschen, dass es ihrem Naturell entspreche, von bekannten Pfaden abzuweichen. Sie halten sich für geborene Pioniere, und man darf nach dem Bisherigen annehmen, dass ihre Orientierung an der weltweit anerkannten französischen Hochküche von der Überzeugung geleitet ist, auch am Herd zu überbieten, was für eine Mehrheit gilt.²⁴

22 Vgl. T. Ehlert: „Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch“, S. 326/327.

23 Vgl. T. Ehlert: „Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch“, S. 329/330.

24 Vgl. K. Möckl: „Formen des Eßverhaltens“, S. 52-56.

Herkunft von Rezepten

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
<i>Kochbücher</i>	
„Ich lasse mich gerne anregen, habe aber keine Lust darauf, etwas genau nachzukochen. Neben Kochbüchern habe ich zusätzlich eine Zeitschrift für Feinschmecker abonniert.“	„Ich habe einige Kochbücher, aber ich koche nicht nach ihnen. Ich sehe sie eher als anregende Lektüre.“
<i>Internet</i>	
„Ich bin bis jetzt nicht auf die Idee gekommen, da nach Rezepten zu suchen – ich habe das nie mit dem Kochen in Verbindung gebracht.“	„Das tue ich nur in Ausnahmefällen, wenn ich nicht weiter weiß. Z.B. habe ich mir Spargel gekauft und dann ein Spargelrezept gebraucht.“
<i>Fernsehsendungen</i>	
„Manchmal schaue ich mir Gourmetsendungen an. Zur Unterhaltung, und um Anregungen für meine Frau zu gewinnen.“	„Ich schaue sie mir ab und zu an, obwohl es primär um die Show geht, weil die Rezepte meist nicht leicht nachzukochen sind. Oft sind sie aber der Anlass dafür, selbst in die Küche zu gehen und etwas zu kochen.“
<i>Rezepttausch</i>	
k.A.	„Wenn es bei Freunden etwas Gutes gegeben hat, versuche ich, es mir zu merken, um es nachzukochen.“

Zufriedenheit mit Selbstgekochem

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Meinen Gästen schmeckt es immer. Das ist sicher das beste Zeichen dafür, dass ich passabel koche.“	„Ich habe keine großen Ansprüche: mir schmeckt es und für mich reicht das aus.“
„Angesichts meines Hangs zur Perfektion, bin ich nicht immer zufrieden, auch wenn die Mängel von anderen unbemerkt bleiben.“	„Ich mache mir weder viele Gedanken noch Mühe, wenn ich für mich selbst koche. Jemand anderem möchte ich meine Gerichte deshalb nicht zumuten.“
„Da ich gerne wilde Kombinationen zusammenstelle, kommt dabei öfter Müll heraus.“	„Ich bin zufrieden – es sei denn, dass ich gerade zu wenig Sorgfalt aufgebracht habe.“

Lieblingsspeisen: stets auf der Höhe der Zeit

Weiter oben habe ich nach Aspekten gefragt, die den Befragten beim Kauf von Lebensmitteln jeweils von Bedeutung sind. In diesem Kapitel spitze ich die Frage des Geschmacks auf die Frage danach zu, welche *Gerichte* sie besonders schätzen.

Die Aussagen über Lieblingsgerichte unterscheiden sich auffallend. Zum einen fällt es Flexiblen Menschen schwer, ihre Aufzählung zu begrenzen.

Lieblingsgerichte

Flexible Menschen

„Darüber könnte ich stundenlang reden. Ich esse z.B. gerne Lamm mit Kartoffelgratin und Speckbohnen – dazu einen Rioja. Ich liebe aber auch geschmetzelte Ente im Wok mit Gemüse, oder Tandoori-Huhn.“

„Halbroher Thunfisch oder Perlhuhn in Morchel-Sahne-Soße. Ich mag das nicht wegen einer bestimmten Erinnerung, sondern weil es mir einfach schmeckt. Ich kenne diese Gerichte nicht von klein auf. Aber seit ich sie kenne, esse ich sie sehr gerne.“

„Ich bin ständig auf der Suche nach Anregungen und habe keine nostalgischen Empfindungen. Meine Frau kocht besser als es meine Mutter jemals getan hat.“

Zeitpioniere

„Das ist eindeutig Kartoffelsuppe mit Zwetschgenkuchen, weil es mich an meine Herkunft erinnert. Meine gesamte Kindheit steckt in diesen Gerichten drin.“

„Ich bin stark von der Küche meiner Oma geprägt. Deshalb mag ich am liebsten deftige Suppen und Eintöpfe. Sie wecken bei mir schöne Erinnerungen an den Sommer auf dem Land.“

„Nudeln mit einer Soße, weil das für mich heißt, mir den Alltag schön zu machen. Obwohl mir andere Dinge gut schmecken, haben Nudeln etwas Wärmendes. Auch bei uns zu Hause hat es häufig Nudeln gegeben.“

Sie führen kein einzelnes Gericht als ihr Lieblingsgericht an, sondern gleich mehrere, die sie zudem durch Bestandteile und/oder Zubereitungsarten beschreiben können. Dagegen zählen Zeitpioniere ganz bestimmte einzelne Gerichte oder nur bestimmte Teile auf: so stehen sich die Perlhuhn in einer Morchel-Sahne-Soße, der halbrohe Thunfisch sowie das Lamm mit Kartoffelgratin und der Zwetschgenkuchen, die Suppe und der Spargel schroff gegenüber.

Die Begründungen dafür, weshalb es sich um bevorzugte Gerichte handelt, weisen eine mehr oder minder deutliche Verwandtschaft zu den zeitlichen Orientierungen der Befragten auf. Die Flexiblen Menschen

lehnen eine Verbindung zur heimischen bzw. mütterlichen Küche ausdrücklich ab oder lassen sie nur an nachgeordneter Stelle zu. Sie kehren statt dessen hervor, dass ihre liebsten Gerichte solche sind, die sie nach Verlassen des Elternhauses kennen und schmecken gelernt haben. Zusätzlich betonten sie, dass keines der erwähnten Gerichte beanspruchen kann, auf immer liebstes Gericht zu sein.

Damit bestätigen sie die Annahme, dass sich auch Zeitverhältnisse eines Lebensstils im Essen und Trinken wiederfinden. Flexible Menschen präsentieren bei der Auswahl ihrer Leibspeise eine offene, von ihnen selbst ausgestaltete Zukunft: auch in dem, was ihnen lieb und teuer ist, sind sie *flexibel*. Wer möchte, kann darin einen weiteren Beleg dafür entdecken, dass sie im Unterschied zu den befragten Zeitpionieren einen gesellschaftlichen Aufstieg im üblichen Sinn anstreben, obwohl sie formal gleiche Schul- und Hochschulabschlüsse aufweisen. Sie tun in kulinärischer Hinsicht, was unabdingbar ist, um zu werden, was sie zu sein wünschen. Sie distanzieren sich von ihrer Herkunft. Für sie kommen die Speisen, die sie aus ihrer Kindheit kennen allenfalls (noch) am Rande als Lieblingsgerichte in Frage. Und noch etwas könnte man erkennen: In einer Gesellschaft, in der jedes Zeichen der Distinktion der raschen Entwertung ausgesetzt ist, ist es das notwendige Erfordernis – wie oben beim Musikgeschmack – stets auf dem Laufenden zu bleiben.²⁵

Die Antworten der Zeitpioniere sind analog dazu geeignet, meine Annahme eines Bezugs zwischen essen, trinken und der Eigenzeit eines Lebensstils zu stützen. In Umkehrung zu Flexiblen Menschen begründen sie die Bestimmung einer einzigen Liebesspeise in hohem Maße dadurch, dass dieses Gericht wie keine andere Speise bei ihnen die Erinnerung an frühere Ereignisse zu wecken vermag. Die elterliche, und zuweilen noch die großelterliche Küche ist für sie etwas, wovon sie sich ungern distanzieren wollten. Sie sehen vielmehr etwas, das ihnen bewahrenswert geworden ist. Diese Begründung lässt sich gut mit der Tendenz zusammenbringen, seine eigene Zukunft nicht zuvorderst eigener Gestaltungskraft, sondern ebenso schicksalhaften Einflüssen unterworfen zu sehen: Wem die Zukunft nicht gänzlich beherrschbar scheint, dem wird es nicht genügen, allein auf sich selbst zu vertrauen. Aus dieser Sicht sind vergangene Ereignisse mit dem Vorzug ausgestattet, vertraute Ereignisse zu sein, die, je weiter zurück sie liegen, umso weniger dem Änderungsdruck zu unterliegen scheinen, der für die Gegenwart gilt.²⁶ So können sie die Reproduktion eines Gerichts aus der Kindheit als Produktion einer *relativ sicheren Gegenwart* genießen, obschon sie seither si-

25 Vgl. E. Barlösius: Soziologie des Essens, S. 135-142.

26 Vgl. H. Lübke: „Gegenwartsschrumpfung“, S. 292.

cherlich weitere Speisen zu genießen gelernt haben werden. Nachdem man sich Neuem und Unbekanntem *ausgesetzt* empfindet, entsteht der Wunsch, sich einmal nicht damit befassen zu müssen, sondern festzustellen, dass Wesentliches durch alle Zeiten hindurch gleich bleibt.²⁷

Bis hin zur Nennung der Zutaten der Lieblingsgerichte reichen die Differenzen in der Form, mit Zeit umzugehen. Wie das Einkaufsverhalten gezeigt hat, spielen für Flexible Menschen Luxus und Exotik gewichtige Rollen; ihre Bereitschaft, sich z.B. mit Wirkungen ihres Verhaltens auf die natürliche Umwelt auseinanderzusetzen, ist schwach ausgeprägt. Ihrem Verlangen nach jederzeitiger Verfügbarkeit steht die betonte Bevorzugung von Produkten aus heimischer, jahreszeitabhängiger Erzeugung seitens der Zeitpioniere entgegen. Diese Differenzen treten bei den Lieblingsgerichten erneut zu Tage: Die bevorzugten Gerichte der Zeitpioniere bilden jeweils Erinnerungen an eine saisongebundene Küche, und diese Bodenständigkeit tritt wie oben in eine Beziehung zum Verzehr von Luxus-Produkten. Die Veralltäglichung luxuriöser Lebensmittel wird abgelehnt – nicht mit dem Argument, sie sich nicht leisten zu können, sondern mit dem Argument, sie sich gar nicht leisten zu *wollen*, weil Luxus sonst kein Luxus (mehr) wäre. Nicht wie bei den Flexiblen Menschen: *alles zu jeder Zeit*, sondern: *alles zu seiner Zeit* lautet ihr Credo.²⁸

Schätzt man schließlich den Aufwand für die Zubereitung und das Verspeisen der Leibspeisen ein, setzen sich die Differenzen fort: Gegenüber Flexiblen Menschen pflegen die Zeitpioniere Vorlieben für Speisen, deren Herstellung und Verzehr weder ein hohes Maß an Professionalität noch ein übermäßiges zeitliches Engagement voraussetzen. Man darf erwarten, dass etwa das Zubereiten von Nudeln mit einer Soße von beidem weniger in Anspruch nimmt als etwa das Schmoren einer Lammkeule, zu der Bohnen und Kartoffelgratin gereicht werden. Man kann sich außerdem ausmalen, auf welche Weise die Speisen zu genießen sind: Nudeln und Soße dürften in einem Teller gemischt serviert werden und es bedarf mit einiger Sicherheit keiner anderen Esswerkzeuge als Löffel und/oder Gabel. Demgegenüber sollte man Lamm, Gratin und Bohnen gerade nicht miteinander vermengen, und es bedarf neben einer Gabel unbedingt des Messers. Bei diesem Gericht wird mal von diesem, mal von jenem gegessen – es ergibt sich ein wechselndes Schmecken, das das Mahl in die Länge zieht

Hier wird Zeit über den familiären Rahmen hinaus verzehrt. Nudeln und eine Soße erinnern daran, was in Europa für das Gros der Bevölke-

27 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 310-319.

28 Vgl. E. Barlösius: Soziologie des Essens, S. 117-122.

rung über Jahrhunderte hinweg übliche Kost war und nach wie vor in vielen Gegenden der Erde vorherrscht: die Ausrichtung auf Hauptnahrungspflanzen, die mit geringer Schwankungsbreite z.B. mittels Mahlen oder Zerstampfen zu immer gleichen Musen und Breien verarbeitet werden. Aus Sicht einer Gesellschaft, in der Abwechslung zur Normalität geworden ist, können diese Kostformen leicht als fade und langweilig erscheinen. Aus Sicht derer, die eine historische Entwicklung anlegen oder gesellschaftliche Klassen trennen, erscheinen sie leicht als Armeleuteessen oder in einer Analogie von Phylo- und Ontogenese als Kost aus den *Kindertagen* der Menschheit.²⁹

Meine Ansinnen ist keineswegs, die Befragten nach Maßgabe von Analogien zu charakterisieren, die sich im 19. und 20. Jh. als verheerend erwiesen haben. Meine Interesse ist es, zwischen Lieblings Speisen und den oben beobachteten Zeitverhältnissen nach Verbindungen zu suchen. Bei den Zeitpionieren fand ich die Annahme einer offenen, aber von unerwarteten Ereignissen durchzogene Zeit. Das passt nicht zum Bild der sich täglich gleichenden Kost. Tatsächlich sind Nudeln mit einer Soße auch nur das eine, das andere sind Speisen, die auch in Europa weit bis ins 20. Jh. für viele Menschen Ausnahmen markierten, die von der Launenhaftigkeit der Natur und später von anderen Unwägbarkeiten abzuhängen schienen: reiche Ernte nach kargem Winter, Überfluss nach der Hungersnot, mal Geld haben/nicht haben – häufig Suppe, aber *dann und wann* auch wieder Kuchen. Feste differenzieren sich vom Alltag, aber wer ins Schlaraffenland will, hat auch Berge von Brei zu verspeisen. Vermutlich schätzen die befragten Zeitpioniere schlicht beides, weil für sie beides zueinander gehört.³⁰

Um es nochmals zu sagen: Das Lob einfacher oder saisonabhängiger Gerichte ist kein Ausdruck von Rückständigkeit, sondern auf der Höhe der Zeit. Mit der Abkehr der Moderne von hergebrachtem, gelten Begriffe wie „traditionell“ und „regional“ etwas vollkommen Neues. Die Berufung auf *vormals* Selbstverständliches wird, wenn es nicht mehr selbstverständlich ist zum Bekenntnis. Wie im Fall von Slow Food wird als Zitat das Alte zum Neuen – und kein Anhänger dieser Bewegung wünscht sich wohl ernsthaft die karge, saisonabhängige Landküche der vormodernen Tage zurück.³¹ Ähnlich dürfte es sich mit den Lieblingsge-

29 Vgl. G. Spittler: „Lob des einfachen Mahls“, S.193-196.

30 Vgl. Albert Wirz: Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, zwei Pionieren der modernen Ernährung in der Tradition der moralischen Physiologie, Zürich: Chronos 1993, S. 72-75.

31 Vgl. Konrad Köstlin: „Die Industrialisierung der Tradition“, in: Patricia Lysaght (Hg.), Changing Tastes. Food culture and the processes of in-

richten der Zeitpioniere verhalten. Mögen sie auch darauf verzichten, sie zu jeder beliebigen Jahreszeit verzehren zu können, so kann man doch davon ausgehen, dass sie schätzen, wenn es sie dann, wenn es *ihrer* Ansicht nach Zeit dafür ist, auch tatsächlich gibt.

Genauso, wie es vermessen wäre, den Gerichten der Zeitpioniere zu unterstellen, dass sie unzeitgemäß seien, wäre es verkehrt, von Flexiblen Menschen eine Vorliebe für Fast Food zu erwarten. Eine Verbindung von Lieblingsgericht und zeitlicher Orientierung liegt in anderer Weise vor. In ihren Vorlieben ist nicht allein ein lustvoller Bruch mit Vertrautem zu erkennen, sondern zugleich ein Motiv, das die Zeit der Moderne über eine Unterscheidung *slow/fast* von vorherigen Zeiten abtrennt: die Öffnung der Zukunft mit der Aussicht darauf, durch diszipliniertes Handeln ein noch so hoch gestecktes Ziel zu erreichen. Diese Haltung ist in den mehrgängigen – und wie zu sehen sein wird – mit der Präzision eines Uhrwerks anzufertigenden Menüs gespiegelt. Darüber hinaus ist den Menüs ein weiteres, ebenfalls modernes Motiv zu entnehmen: das Streben danach, sich der vermeintlichen Zufälligkeit der Natur zu entheben und sämtliche Arten von Lebensmitteln unter der einen Bedingung, dass man sie bezahlen kann, ständig verfügbar zu halten.³²

Die Vorlieben für diese oder jene Gerichte erweisen sich am Ende kompatibel zu den verschiedenen organisierten Alltagen der Befragten. Die Zeitpioniere kaufen mehrheitlich selbst ein und bereiten einen Großteil der von ihnen verzehrten Speisen selbst zu. Ebenso können sie, und vielleicht auch nur sie ihre Lieblingsgerichte in einer Weise zubereiten, dass sie wie anno dazumal schmecken. Zusätzlich mag es sich vor dem Hintergrund täglicher Speisenzubereitung günstig erweisen, wenn die Herstellung der Leibspeise keinen allzu hohen Zeitaufwand bedeutet. Im Leben Flexibler Menschen verhält sich das anders: Die Zubereitung von Speisen kommt werktags kaum vor. Entweder ist sie Sache der Partnerin oder die Sache gelernter und für ihre Dienste bezahlter Restaurant-Köche. Schon deswegen mag es für die Vertreter dieser Gruppe nicht ähnlich nahe liegen, alltägliche und selbst anzufertigende Gerichte als Leibgerichte zu benennen.³³

Die Abwendung Flexibler Menschen von der elterlichen Küche tritt gepaart mit der Hinwendung zu einer zeitaufwendigen Küche auf. Ich

dustrialization, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2004, S. 122-134, hier S. 127.

32 Vgl. Christian Drummer: „Das sich ausbreitende Restaurant in deutschen Großstädten als Ausdruck bürgerlichen Repräsentationsstrebens 1870-1930“, in: Marc Jacobs (Hg.), *Eating out in Europe. Picnics, gourmet dining and snacks since the late eighteenth century*, Oxford: Berg 2003, S. 303-321, hier S. 319.

33 P. Frerichs/M. Steinrücke: „Kochen – ein männliches Spiel“, S. 248/249.

will diesen Aspekt über die Vorliebe für einzelne Gerichte hinaus mit den Antworten auf die Frage nach der Vorliebe für bestimmte Länderküchen vertiefen.

Bevorzugte Länderküchen

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Die Schwerpunkte bilden die französische, dann die italienische und dann die thailändisch-vietnamesische Küche. Klassisch deutsche Küche esse ich nur noch selten.“	„Ich koche gerne mit Soja-Soße und Kokosmilch. Ich mag Sushi, hätte aber keine Lust, es selber zu machen. Meine Vorliebe gilt Gerichten, die wenig Aufwand erfordern.“
„Im Alltag bevorzuge ich die italienische Küche: richtig gemacht ist sie gar nicht einfach und sehr vielfältig. An Wochenenden esse ich gerne die französische Küche, weil sie komplexer ist. Ich mag aber auch einige traditionelle Gerichte.“	„An meinem ersten Studienort war das Überbacken ‚in‘, dann war es ‚in‘, asiatisch zu kochen. Im Moment koche ich eher traditionell und viel aus der Vollwertküche.“
„Die asiatische Küche ist spannend: ich vergleiche regionale Küchen und interessiere mich z.B. für religiös bedingte Unterschiede. Daneben koche ich gängige deutsche Gerichte wie: Rouladen und Wiener Schnitzel.“	„Bis auf ein paar indische Gerichte spielt Exotik bei mir keine besondere Rolle. Ich esse ganz gerne traditionelle Gerichte, aber auch mal Bratlinge mit Kräuterquark oder einen Hirsesalat.“

Die Antworten weisen in die eingeschlagene Richtung, obwohl sich Flexible Menschen wie Zeitpioniere auf den ersten Blick keiner einzelnen Küche verschreiben wollen. Sie geben in gleicher Weise an, die im Alltag zunehmend verbreitete italienische Küche sowie die diversen, in Mode gekommenen asiatischen Küchen zu schätzen.

Sobald man von diesen beiden Küchen absieht, tritt jedoch ein grundlegender Unterschied auf: Die Flexiblen Menschen geben sich auf den zweiten Blick als Freunde der französischen Küche aus – das ist jene Küche, die wie kaum eine andere in dem Ruf steht, umstandsreich und ausgefeilt zu sein, und den Genuss ihrer Gerichte den Connaisseurs vorzubehalten.

Entstanden am königlichen Hof war sie als Grande Cuisine maßgebende Küche im absolutistischen Europa. Liest man die Französische Revolution aus der Perspektive der Übernahme der Herrschaft durch das Pariser Großbürgertum, erklärt sich die auffallende Kontinuität des Rufs der französischen Küche als Haute Cuisine und als Nouvelle Cuisine im 20. Jh. Wenngleich man heute vielleicht besser von Food-Designern

sprache und spricht, können die Köche, die den Geschmack eines elitären und feinsinnigen Publikums bedienen, in diesem Rahmen zu Künstlern stilisiert und nebenbei zu erfolgreichen Geschäftspartnern der Großindustrie werden.³⁴ Bei den Zeitpionieren findet man andeutungsweise den Gegenpart: Sie legen Wert auf Naturbelassenheit, aber in Form der eher handwerklich sich gebenden Vollwertküche.

Die französische Küche zum Maßstab zu nehmen, bringt es nahezu zwangsläufig mit sich, eine Küche auszuwählen, die mehrere Gänge in einer festgelegten Abfolge vorschreibt. Die Frage, woraus nach ihrer Ansicht ein vollständiges Gericht bestehen muss, wird von den Flexiblen Menschen deshalb mit einer Gangfolge beantwortet, die sich aus einem Aperitif, einer Vorspeise, Hauptgericht, der Nachspeise bzw. dem Dessert, einem Digestif bzw. Kaffee zusammensetzt (s. Kasten S. 168).

Bilder eines vollständigen Gerichts

Flexible Menschen

„Als Aperitif am besten einen Kir, danach ein Carpaccio als Vorspeise, darauf folgt eine Suppe, dann am besten eine Fisch-Variation, daran anschließend Fleisch oder Geflügel, dazu Weiß- oder Rotwein. Zum Abschluss ein Dessert und einen Espresso hinten darauf.“

„Ein Aperitif, eine Vorspeise, Salat, dann Fleisch oder Fisch, dazu Wein, eine Nachspeise und ein Digestif. Eine rein vegetarische Mahlzeit betrachte ich nicht als eine vollständige Mahlzeit.“

„Im Restaurant gehören ein Aperitif, eine Vorspeise oder ein Salat dazu, dann folgen eine Hauptspeise und ein Dessert. Zu Hause gilt etwas anderes: Gemüse mit Soße, etwas Öl, Gewürze und einer Beilage. Fleisch muss nicht unbedingt dabei sein.“

Zeitpioniere

„Etwas frisches Gemüse mit Beilage sollte schon sein. Ich halte z.B. einen Zucchini-auflauf mit einem kleinen Nachtschüssel für ausreichend. Wenn Salat und Suppe dabei sind wäre es gewissermaßen das Sonntagessen.“

„Kartoffeln mit Gemüse und Salat. Im Alltag nicht unbedingt Fleisch – das ist neben Fisch oder Geflügel eher Bestandteil eines Luxusessens. Für mich ist auch Pizza ein vollwertiges Gericht.“

„Als Grundlage etwas Kohlenhydrathaltiges wie Nudeln, Kartoffeln oder Reis sowie Gemüse gehören klar dazu. Fleisch nicht unbedingt. Vor- und Nachspeise sind für außeralltägliche Anlässe vorgesehen. Sie sind mir für den Alltag zu aufwendig.“

34 Vgl. Alain Drouard: „Escoffier, Bocuse et (surtout) les autres“, in: Marc Jacobs (Hg.), *Eating out in Europe. Picnics, gourmet dining and snacks since the late eighteenth century*, Oxford: Berg 2003, S. 215-228, hier S. 226/227.

Die Zeitpioniere führen dagegen ins Feld, dass sie ein Gericht für vollständig halten, sobald es zwei Arten von Gemüse, eventuell einen Salat und ein Dessert umfasst. Sie stellen fest, dass der Aufwand, der über ein Tellergericht hinaus geht, in ihren Augen etwas Außeralltägliches, geradezu Luxuriöses darstellt. Man kann es erahnen: hier legen Menschen, die daran denken, ihre Mahlzeiten selbst herstellen zu müssen, ihre Ansprüche vor – nicht die, die überwiegend verspeisen, was andere für sie hergestellt haben. Weiter ist anzumerken: Wo ein Stück Fleisch mehrheitlich als Zentrum einer vollständigen Mahlzeit gilt und alles übrige Beilage ist, kann der *bewusste Verzicht* auf Fleisch zur Abgrenzung gegenüber anderen dienen. Das gilt heute umso mehr, wenn Fleisch täglich verfügbar ist und die Preise für Fleisch bisweilen die Preise für andere Lebensmittel unterbieten. Wer unter diesen Bedingungen Verzicht übt, setzt sich kaum dem Verdacht aus, sich Fleisch nicht leisten zu können.

Wie historische Beispiele belegen, geht es dabei um eine zweifache Grenzziehung: Häufig gehören Personen zu den Befürwortern vegetarischer Ernährung, die zwar über überdurchschnittliche Bildungstitel verfügen, aber für die Besetzung von einflussreichen Positionen dennoch selten in Frage kommen. Sie fordern die herrschende, meist von Männern gebildete Gruppe heraus, indem sie sich in Ablehnung des Fleischverzehr kontrapunktisch als friedliche Gruppe gegenüber den anderen Gruppen ab- oder wohl treffender: auszugrenzen.³⁵ In diesem Sinne ist meines Erachtens die häufige Deklaration von Zeitpionieren, auf Fleisch verzichten zu können, zu lesen. Dass die befragten Zeitpioniere zu einer solchen Gruppe zählen, ist wahrscheinlich: Sie nutzen ihre Zeit nicht, um Prestige bzw. Einfluss auf andere zu sammeln, sondern vorrangig zur Beschäftigung mit sich selbst. Dem steht das klare Streben der Flexiblen Menschen gegenüber, dorthin aufzusteigen, wo man den Fleischverzehr allen Tendenzen zur Verfeinerung zum Trotz an zentraler Stelle, inmitten vor- und nachgeordneter Gänge zelebriert.³⁶ Inwiefern dieses Streben von Erfolg gekrönt sein wird, sei dahin gestellt: bekanntermaßen ist die Voraussetzung für Akzeptanz, ob man z.B. mit der Gangfolge eines Menüs *wie selbstverständlich* vertraut ist. Sie darf nicht auswendig gelernt klingen, wie es bei einem der Befragten durchscheint, bei dem Wort- und Menüwahl in seltsamem Kontrast zueinander stehen.³⁷

35 Vgl. Julia Twigg: „Vegetarism and the Meanings of Meat“, in: Anne Murcott (Hg.), *The Sociology of Food and Eating*, Aldershot: Gower 1986, S. 18-30, hier S. 19.

36 Vgl. Nan Mellinger: *Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust. Eine kulturanthropologische Studie*, Frankfurt (M)/New York: Campus 2000, S. 97-130.

37 Vgl. Finn Mayer-Kuckuk: „Mythos Chancengleichheit. Soziale Herkunft schlägt Leistung“, www.spiegel.de, vom 30.06.2004.

Fragt man nach der Wertschätzung, die die Befragten Essen und Trinken im Allgemeinen entgegen bringen, ist Gleichgültigkeit nur selten anzutreffen.

Wertschätzung von Essen und Trinken

Flexible Menschen

„Ich freue mich schon gleich wenn ich aufwache, auf das Brötchen vom Bäcker, und wenn es auf 12 Uhr zu geht auf das Mittagessen.“

„Auch wenn es in meinem Beruf nicht immer leicht ist, versuche ich die Arbeit für das Essen zu unterbrechen. Ich freue mich darauf, weil es abspannen bedeutet. Zur Mittagszeit gehe ich auch gerne alleine essen und schalte sogar das Handy ab, damit mich nichts ablenkt.“

„Besonders freue ich mich über das Essengehen. Weil ich selbst ab und zu koche, schätze ich einerseits die Mühe, die in einem guten Essen steckt und ärgere mich andererseits darüber, wenn ich für viel Geld nur Convenience-Food bekomme.“

Zeitpioniere

„Es ist etwas, worauf ich mich jeden Tag freue. Manchmal habe ich fast Angst, dass mein Leben zu kurz sein könnte, um alle Leckereien zu mir zu nehmen, die ich vor Augen habe.“

„Ich genieße es einerseits, stressfrei zu essen und tue das stundenlang – am liebsten im häuslichen Umfeld. Andererseits habe auch ich Phasen, in denen ich es schnell nebenher erledige.“

„Das ist etwas Wichtiges und Angenehmes, weil es Leib und Seele zusammenhält. Essen hat für mich den Charakter einer Pause, in der ich mir etwas Gutes tue, mich beruhige und für etwas Neues frei mache.“

Essen und Trinken stellen offenbar relativ erfreuliche Vorgänge dar – so geben manche an, schon zu Beginn des Tages daran zu denken. Jenseits erster spontaner Äußerungen weichen die Antworten der Flexiblen Menschen und Zeitpioniere voneinander ab. So hegen die Flexiblen Menschen die Erwartung, dass Essen und Trinken ihnen eine *Auszeit* von der hektischen Betriebsamkeit ihres Büros schaffen könnte. In einem Atemzug mit dem Bekenntnis zur Freude am Essen und Trinken geben sie allerdings ihr Bedauern darüber kund, die von ihnen angestrebte regelmäßige Einhaltung einer werktäglichen Mittagspause selten zu erreichen. Das stellen sie als *zeitliches* Problem dar: Sie sehen sich im Zweifelsfall dazu gezwungen, die Einhaltung der Mittagspause den Erfordernissen der Arbeit zu opfern. Diese Haltung wird von den Zeitpionieren nicht geteilt. Sie sprechen davon, dass ihnen Essen und Trinken in den meisten Fällen nicht nur Freude bereitet, sondern, dass sie sich außerdem hinreichend Zeit dafür lassen und andere Aktivitäten hinten anstellen.

Setzt man diese Aussagen in Beziehung zu den jeweils bevorzugten Gerichten, ergibt sich ein eigentümliches Bild: schätzen Flexible Menschen besonders (zeit-)aufwendige, mitunter mehrgängige Gerichte, verfügen *sie* selten über die Zeit, sie ausführlich zu genießen. Die Zeitpioniere, die sich Zeit zu genießen nehmen, neigen dagegen zu unkompliziert anzufertigenden sowie rasch zu verzehrenden Gerichten. Der Anlass, sich näher mit dem Verhältnis von Essen, Trinken und Zeit an Werktagen und Wochenenden zu beschäftigen.

Zeit an den Werktagen

Von Erwerbsarbeit und Selbstarbeit

Die typischen Werktage von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen sind deutlich in ihrer Verlaufsform zu unterscheiden. Unter Flexiblen Menschen herrscht die Ansicht vor, dass sich ein Werktag vereinfacht in folgende drei Abschnitte gliedern lässt: die Zeit vor der Arbeit, während der Arbeit und nach der Arbeit.

Flexible Menschen: Vom Aufwachen bis ins Büro

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Um 5:30 Uhr stehe ich auf, weil der Wecker klingelt. Ich dusche und ziehe mich bis 6:15 Uhr an und werfe die Zeitung aus. Um 7:00 Uhr fahre ich mit dem Auto in mein Büro.“	„Wenn ich um diese Zeit aufstehen muss, bin ich meist schlecht gelaunt und brauche erst etwas Zeit. Die anschließende Fahrt auf der Autobahn ist sehr anstrengend.“
„6:00 Uhr aufstehen, 7:00 Uhr das Haus verlassen. Mit dem Auto zum Bahnhof, Zugfahrt 7:30 Uhr bis 8:30 Uhr.“	„Die Bahnfahrt sehe ich als Auszeit, um den Ablauf etwas zu verlangsamen. Ich lese ein Buch oder in einer Kunstzeitschrift.“
„Wenn Kundentermin, dann 6:00 Uhr aufstehen, sonst später. Ins Bad gehen. Dann: entsprechendes Outfit anziehen. Dann: in der Regel kein Frühstück. Dann: losdüsen.“	„Morgens herrscht Hektik, weil ich als Nachtmensch versuche, mir den Wecker so spät als möglich zu stellen. Es reicht gerade zum Duschen, Schminken, Anziehen.“

Dabei weist schon die Art, wie sie die Zeit bis zum Beginn der Arbeit schildern, auf etwas hin, das ihre Werktage durchzieht: Vorgänge wer-

den nur in wenige Worte gekleidet und knapp kommentiert. Das spricht dafür, dass sie mit einer gewissen Fraglosigkeit ablaufen, die allerdings – wie oben gezeigt – leicht mit der Vorstellung der Alternativlosigkeit verbunden sein kann, aus der sich das Bild vom Leben als Tretmühle ergibt. In dieser Richtung äußern sich die Befragten, wenn sie das für sie übliche Aufstehen gegen 6:00 Uhr als einen ihrer Natur *eigentlich* zuwiderlaufenden Vorgang empfinden.

Abgesehen davon, folgt für sie alle nach dem Aufstehen ein kurzer Aufenthalt im Bad. Gegen 7:00 Uhr verlassen die meisten von ihnen das Haus, um sich auf den Weg zur Arbeit zu machen. Sowohl die Verrichtung häuslicher Tätigkeiten wie auch die Anfahrt zur Arbeit scheinen sich unter gehörigem Zeitdruck abzuspielen. Von einem Frühstück ist nur insofern die Rede, als dass es *nicht* stattfindet.

In ganz anderer Weise beginnen die Werktage von Zeitpionieren. Allein die Spannbreite der Angaben, zu welcher Zeit sie aufstehen (mühsen), reicht von vor 6:00 Uhr über 7:00 Uhr bis hin zu der Aussage, gar keiner bestimmten Uhrzeit zu folgen.

Zeitpioniere: Vom Aufwachen bis ins Büro

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Auf 6:00 Uhr stelle ich den Wecker, um noch im Bett liegen bleiben zu können. Gegen 6:30 Uhr gehe ich in Ruhe ins Bad. Ich frühstücke relativ lange und verlasse das Haus um 7:45 Uhr. Mit Fahrrad und S-Bahn fahre ich zur Arbeit, so dass ich gegen 8:30 Uhr im Büro ankomme.“	„Ich stehe ungern früh auf. Dennoch stehe ich lieber früher auf als unbedingt nötig, um in Ruhe frühstücken zu können und noch ein wenig meinen Gedanken nachzuhängen. Fehlt mir dazu die Zeit, schlägt mir das den ganzen Vormittag über auf den Kreislauf.“
„Der Wecker klingelt um 7:00 Uhr und ich versuche wach zu werden. Ich lüfte, dusche und ziehe mich an. Dann meditiere ich 30 Minuten. Anschließend frühstücke ich und gehe um 8:15 Uhr zur Arbeit.“	„Mir ist die Arbeitszeit sehr präsent. Damit es keine Hetze gibt, komme ich lieber zu früh. Deshalb schaue ich auch immer wieder auf die Uhr. Das alles hat eine Atmosphäre von Konzentriertheit.“
„Ich stehe um 7:00 Uhr auf und gehe etwa um 8:30 Uhr ohne Frühstück aus dem Haus. Dann gehe ich zum Bahnhof und fahre ungefähr eine Stunde zur Arbeit.“	„Weil ich ein Morgenmuffel bin, brauche ich für alles lange – ich würde lieber erst um 9:00 Uhr aufstehen. Die Fahrt zur Arbeit empfinde ich nicht als verschenkte Zeit. Es ist für mich ein Gewinn, dass ich aus dem Fenster schauen, schlafen oder lesen kann und nichts tun muss. Das ist Luxus und Freizeit.“

Selbst dann, wenn ein Wecker zum Einsatz kommt, haben die anschließenden Tätigkeiten wenig mit denen Flexibler Menschen gemein: eine Weile im Bett liegen bleiben und seinen Gedanken nachhängen, ausgiebig frühstücken, meditieren oder sich mit allem Zeit lassen, sind gängige Vorgehensweisen. Sie geben die Absicht zu erkennen, jederzeit Zeit für sich selbst zu haben, d.h. über Zeit zu verfügen und Zeitdruck nach Kräften zu meiden. Wird der Beginn der Arbeit durch eine feste Uhrzeit markiert, bedeutet das für die Befragten aus dieser Gruppe, den Einfluss dieser Markierung auf andere Abläufe einzudämmen, und z.B. durch das vorzeitige Wecken eine Spanne freier Zeit zwischen Aufwachen und Arbeitsbeginn zu legen. Entsprechend ausführlich fallen auch die Berichte über diesen Abschnitt des Tages aus.

Frühes Wecken bedeutet hier also je nach Strategie verschiedenes: anders als bei Zeitpionieren verstehen es einige Flexiblen Menschen im Verbund mit der Straffung der morgendlichen Routinen als Mittel, einen Zeitvorsprung zu gewinnen, um früher mit der Arbeit zu beginnen.

Flexible Menschen: Arbeiten

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Arbeit in der Agentur 8:45-12:15 Uhr. Mittagspause und Einkaufen bis 13:00 Uhr. Dann wieder Arbeit bis ungefähr 20:30 Uhr.“	„Bis ich wieder herauskomme stehe ich ohne Unterbrechung unter Strom. Meine Arbeit ist sehr stressig: meist habe ich einen Termin nach dem anderen, ohne dass immer im Voraus abzusehen wäre, was nun als nächstes kommt.“
„Ich beginne um 8:15 Uhr. Bis 12:00 Uhr versuche ich, intensiv zu arbeiten. Um 9:00 Uhr schaue ich, ob die Mitarbeiter an der Arbeit sind. Zwischen 12:00-13:00 Uhr gehe ich essen. Dann gehe ich wieder an die Arbeit. Das Arbeitsende variiert extrem: in vielen Fällen wird es nach 21:00 Uhr“	„Ich höre nur deswegen auf zu arbeiten, weil ich andere telefonisch nicht mehr erreichen kann, abends einen Termin habe oder körperlich einfach nicht mehr kann.“
„Beim Kunden: dort Arbeit bis zum Mittagessen, dann wieder arbeiten, dann Rückfahrt. An Bürotagen: Ich versuche eine Mittagspause einzuhalten und in die Kantine der Firma nebenan zu gehen.“	„Je nach Uhrzeit gehe ich auch nach Kundenterminen nochmals ins Büro, um noch möglichst viel wegzuarbeiten, damit ich am anderen Morgen keine allzu großen Stapel nacharbeiten muss.“

Die Tätigkeiten nach der Ankunft am Arbeitsort werden von den Flexiblen Menschen im gleichen Stakkato erzählt: Sie beschränken sich zum Ersten auf die Angabe der genauen Uhrzeit, zu der sie mit ihrer Arbeit beginnen sowie zum Zweiten auf die Feststellung, dass das Ende der Arbeit dagegen selten von einer festen Uhrzeit bestimmt ist. Dazu passen solche Kommentare, wonach die Arbeit von sich aus nie zu einem Ende käme und die *Arbeitszeit* deshalb durchweg von Anspannung geprägt sei.

Im Gegensatz zu der Zeit vor der Arbeit schildern auch Zeitpioniere ihre Arbeitszeit in knappen Worten.

Zeitpioniere: Arbeiten

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
<p>„Ich arbeite nicht jeden Tag zur gleichen Zeit, versuche aber immer, gegen 9:30 Uhr im Büro zu sein. Dann arbeite ich bis 12:30 Uhr. Dann mache ich eine gute Stunde Pause. Später gehe ich zum Bäcker, hole mir etwas Süßes und mache Tee. Wenn ich noch in den Garten möchte, fahre ich um 16:00 Uhr zurück, sonst erst um 17:00 Uhr.“</p>	<p>„Verglichen mit meinem Tempo im übrigen Leben ist das bei der Arbeit sehr hoch.“</p>
<p>„Ab 8:30 Uhr beginnt die Arbeitszeit. Etwa 9:30-9:45 Uhr ist dann eine Frühstückspause, in der wir uns an einen Tisch setzen, Tee machen und etwas essen. Um 13:00 Uhr gehe ich nach Hause.“</p>	<p>„Von nun an geht alles zugleich los: Kunden kommen und das Telefon klingelt ununterbrochen. Die Aktivitätsdichte und meine Geschwindigkeit steigen plötzlich erheblich an.“</p>
<p>„Ich komme um 8:30 Uhr an und mache mir einen Plan für den Tag. Von 12:00-13:00 Uhr mache ich eine Stunde Pause. Dann arbeite ich weiter bis 16:00 Uhr.“</p>	<p>„Am Vormittag arbeite ich sehr konzentriert. Nach dem Essen habe ich eine unproduktive Phase, die ich mit stupiden Arbeiten fülle. Ab 15:00 Uhr lege ich wieder zu und tue alles, um Überstunden zu vermeiden.“</p>

Der Grund dafür ist meiner Ansicht nach darin zu suchen, dass die Befragten beider Gruppen ihr Tun als derart selbstverständlich wahrnehmen, dass sie es mit der Angabe ihres Berufs bereits für ausreichend beschrieben halten und, dass ihnen zugleich der Aufwand übermäßig erscheint, den unvoreingenommenen Gesprächspartner detailliert aufzuklären. Insgesamt betrachtet fällt ins Auge, dass bei den Zeitpionieren

die Anfangs- und Endzeiten der Arbeit feststehen; dass ihre Arbeitsdauer bedeutend kürzer ausfällt als bei den Flexiblen Menschen; und dass Zeitgrenzen bisweilen – ihrem Ideal sich nährend – im Tages- und Wochenverlauf variabel zu gestalten sind.

Sofern die Flexiblen Menschen nicht mit Ehegatten oder Partnern zusammenwohnen und keine geschäftlichen Termine anstehen, ist es für sie selbstverständlich, den Abend so lange wie möglich mit Arbeit im Büro zu füllen. In keinem Fall halten sie sich mit der Beschreibung der Zeit nach der Arbeit lange auf. Sie geben sich mit kommentarlosen Aufzählungen von Verrichtungen zufrieden. Angesichts der kurzen Spanne zwischen Rückkehr aus dem Büro und dem Zubettgehen, sowie dem hohen Erschöpfungsgrad, handelt es sich im Wesentlichen um unabdingbare Haushaltstätigkeiten, um Zerstreuung oder aber um das gemeinsame Abendessen mit der Partnerin bzw. mit dem Partner, von dem ich später ausführlich berichten werde.

Flexible Menschen: Vom Arbeiten bis zum Schlafengehen

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Rückfahrt gegen 20:00 Uhr, die Wohnung in Ordnung bringen, Austausch mit meiner Frau, Abendessen, Berieselung vor dem Fernsehen. Ca. 23:00 Uhr ins Bett.“	„Die Restzeit versuche ich mit meiner Partnerin zu verbringen.“
„Entweder fahre ich um 19:00 Uhr nach Hause, wo meist noch ein Termin wartet, oder ich übernachte am Arbeitsort, um noch zu arbeiten oder dort einen Termin wahrzunehmen. Gegen 23:00 Uhr gehe ich ins Bett.“	„Wenn ich am Arbeitsort übernachte, gehe ich am anderen Tag eine Stunde früher ins Büro.“
„Ich komme selten vor 20:00 Uhr von der Arbeit nach Hause.“	„Ich kann so lange arbeiten, weil ja auf mich zu Hause keiner wartet.“

Diese Angaben belegen das überragende Gewicht der Berufstätigkeit im Leben der Vertreter dieser Gruppe sowie die dazugehörige Teilung des Lebens in Arbeitszeit und übrige, restliche Zeit. Von dieser Restzeit aus, scheint allein die Paarbeziehung als Gegengewicht zur Arbeit akzeptiert zu werden.

Anders dagegen bei den Zeitpioniere (s. Kasten S. 178): Sie neigen für diesen Tagesabschnitt zu wortreichen Schilderungen und Kommentaren.

*Zeitpioniere: Vom Arbeiten bis zum Schlafengehen**Vorgänge*

„Gegen 13:00 Uhr komme ich nach Hause und kümmere mich um das Essen. Manchmal besucht mich eine Freundin und wir sitzen bis 15:00 Uhr da und reden. Danach mache ich Bürokräm, schreibe Karten oder telefoniere. Dazu trinke ich Kaffee. Vor dem Abendprogramm esse ich etwas Kleines. Derzeit gehe ich dann z.B. von 18:00–20:00 Uhr zu einem Kurs. Anschließend gehe ich entweder etwas trinken, joggen oder nach Hause. Wenn mein Partner schon da ist, kochen wir oft noch gemeinsam und sehen fern. Um 23:00 Uhr gehe ich dann ins Bett.“

„Der Übergang zum Abend ist eher fließend: ich erledige Einkäufe, treibe Sport oder treffe mich mit Freunden. Zur Zeit lerne ich außerdem für einen Sprachkurs. An den Abenden, die ich zu Hause verbringe, lese ich etwas oder rede mit meinen Mitbewohnern. Ins Bett gehe ich ungefähr gegen 23:30 Uhr.“

„Nach der Arbeit mache ich eine Pause und fahre dorthin, wo ich bis 17:00 Uhr freiwillig als Praktikantin tätig bin. Zu Hause mache ich mir meist einen gemütlichen Abend, bis ich gegen 23:00 Uhr ins Bett gehe.“

„Häufig kaufe ich auf dem Rückweg ein, so dass ich erst gegen 17:45 Uhr nach Hause komme. Ich ruhe mich aus und erledige kleine Dinge. Dann esse ich mit meiner Frau zu Abend. Anschließend unternehmen wir etwas oder wir philosophieren ein wenig und beschließen den Tag bei einem Glas Wein. Gegen 22:45 Uhr gehen wir ins Bett.“

Kommentare

„Das Mittagessen zu Hause ist für mich eine Art Herunterkommen. Auch zum Kaffee denke ich mir, dass ich ihn jetzt ganz gemütlich nebenbei trinken werde. Die Zeit vergeht dann ganz unbemerkt. Oftmals stelle ich erschreckt fest, wie spät es geworden ist, während ich so viele verschiedene Dinge gemacht habe. Dann kommt mir mein Abendprogramm viel zu früh vor, und ich spiele ab und zu mit dem Gedanken, einen Kurs zu schwänzen, um noch ein bisschen mehr Zeit zu haben.“

„Stress gibt es da selten. Weil ich selbst bestimmen kann, was ich machen möchte, muss ich mich ja nicht abstimmen. Wenn ich z.B. abends noch zum Karate will liegt es allein an mir, dass ich das vorher einplane.“

„Im Praktikum ist mein Tempo deutlich geringer. So ist der Tag wie die Besteigung eines Berges: vormittags muss ich steil hinauf, dann wird es flacher und abends habe ich es geschafft: ich bin oben und habe einen schönen Ausblick.“

„Da ich keine Nachtule bin und früh müde werde, will ich nicht lange aufbleiben. Ich liebe es auch, lange zu schlafen: Wenn ich weniger als 8 Stunden schlafen würde, wäre ich am anderen Tag unausgeruht.“

Ohne, dass sie ihre Arbeit annähernd zu derselben Uhrzeit beenden würden, steht ihnen oft der Großteil des Nachmittags zur freien Verfügung. Außer mit Essen und Trinken sowie kurzen Erholungsphasen füllen sie die Zeit bis sie zu Bett gehen mit vielfältigen Aktivitäten: sie erledigen private Büroarbeiten, tätigen Einkäufe, kochen und trinken Kaffee oder Tee, treiben Sport oder bestreiten Weiterbildungs- und Selbsterfahrungskurse. Daneben nimmt das Treffen mit Freunden und/oder Partnern viel Raum ein. Die Spannweite reicht von einer Ausdehnung des Mittagessens über das Gespräch in der Wohngemeinschaft bis hin zu einem spät-abendlichen Philosophieren zweier Eheleute. Das charakteristische aller Aktivitäten scheint darin zu liegen, dass sie bar von Zeitdruck und Hetze vonstatten gehen. Mehrfach heben die Befragten hervor, wie sehr sie Nachmittage entspannt erleben, so sehr sogar, dass sie die Zeit in Form eines selbstgesteckten Termins mitunter gänzlich vergessen.

Auch das Schlafengehen gestaltet sich nicht wie bei den Flexiblen Menschen als schnelles Kippen aus hektischer Betriebsamkeit in aktionslose Privatheit. Weder ist von einer Berieselung durch das Fernsehen die Rede, noch von Erschöpfung, die sie nicht mehr als zu Bett sinken lassen, sondern davon, den Tag in Ruhe zu beschließen und, es sich auch schon vor dem Einschlafen im Bett gemütlich einzurichten.

Überhaupt scheinen die befragten Zeitpioniere dem Schlaf etliche Bedeutung beizumessen: Sie geben an, in Ruhe zu Bett zu gehen *und* ihre Einschlafzeit an dem Ziel auszurichten, am anderen Morgen gut erholt zu sein. Bedenkt man, dass sie im Mittel etwa eine Stunde später als die Flexiblen Menschen aufstehen, kann man sich vorstellen, dass sie anders schlafen – obwohl die Zeit, zu der sie sich meist schlafen legen, mit 23:00 Uhr weitgehend identisch ist.

Abweichung und Abstimmung der Tage

Antworten auf die Frage nach der Abweichung der Werkstage untereinander, ergeben folgendes Bild: die Flexiblen Menschen sehen sich trotz (über-)voller Terminkalender kaum in der Lage, den Verlauf der Tage vorherzusagen. Ihre Schilderungen gehen dahin, dass sich die Tage gerade darin gleichen, dass *kein Tag dem andern* gleicht (s. Kasten S. 180).

So wird berichtet, dass Umriss vom Verlauf des Folgetages häufig erst abends zu erkennen sind, denn: solange jemand telefonisch zu erreichen ist, besteht zugleich die Chance, einen Termin am darauffolgenden Tag anzuberaumen. Selbst der Verlauf eines Tages ist kaum vorher abzusehen: welche Arbeit verrichtet werden wird und wann sie beendet ist, zeigt sich im Verlauf des Tages selbst. Der Arbeitsumfang ist aus Sicht

der Flexiblen Menschen nicht nur endlos groß, sondern auch unvorhersehbar. Damit zeichnen sie ein mustergültiges Bild: Eine Möglichkeit zu langfristiger Planung ist – wie das Beispiel der Urlaubsplanung offenkundig macht – selten gegeben.

Abweichung der Werkstage

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Die Werkstage laufen selten gleich ab. Es gibt kaum zwei Tage in einer Woche, die sich ähnlich sind oder womöglich gleichen.“	„Die Werkstage sind im Wesentlichen gleich, aber ich empfinde sie inhaltlich als stetes Fortschreiten. Abweichungen gibt es nur, wenn ich Überstunden mache oder abbaue.“
„Ich entscheide erst um 17:00 Uhr, wann ich nach Hause fahren werde – das hängt ganz davon ab, wie viel Arbeit bis dahin aufgelaufen ist.“	„Am Montag arbeite ich vormittags, Dienstag und Mittwoch gar nicht. Da habe ich nur Einkaufen und Yoga als feste Termine. Donnerstags arbeite ich zehn Stunden, am Freitag nachmittags bis 18:30 Uhr. Dieser Ablauf wiederholt sich jede Woche.“
„Erst, wenn am Abend die letzten Anrufe vorbei sind, weiß ich ungefähr, wie der nächste Tag aussehen könnte. Mein Terminkalender quillt zwar über, aber ich könnte trotzdem nie voraussagen, was z.B. in zwei Wochen passieren wird. Deswegen kann ich auch nur sehr schlecht mit meiner Partnerin in Urlaub fahren.“	„Die tägliche Arbeitszeit ist nicht immer die gleiche. Die Arbeit am Projekt bedingt, dass mal Büroarbeit angesagt ist, dann wieder ein Außentermin. Je nach Lust und Arbeitsanfall arbeite ich länger oder kürzer, aber ich achte darauf, dass sich das innerhalb eines Monats ausgleicht.“

Auch die Arbeiten und Arbeitszeiten der Zeitpioniere sind nicht täglich dieselben. Dennoch gleichen sich ihrer Auffassung nach die Tage, sobald man sie *im Wochenrhythmus* betrachtet. So steht für sie meist im Voraus fest, wann sie arbeiten werden und wann nicht. Selbst unvermittelt anfallende Mehrarbeit, verändert die Balance von Arbeitszeit und Freizeit nicht langfristig zu Lasten freier Zeit, weil Überstunden wieder abzubauen sind. Dass sie Wert darauf legen, die Summe der Arbeitszeit konstant zu halten, spiegelt das vorherrschende Zeitverständnis wieder: gleichförmiges Arbeiten entspricht dem im Lebensbild der Bergwanderung festgehaltenen stetigen Voranschreiten.

Fragt man weiter, wie weit die Arbeitstage von Abwechslung und Routine geprägt sind, bestätigt sich, dass die Flexiblen Menschen mit ihrer Art zu arbeiten nicht sehr zufrieden sind (s. Kasten S. 181). Sie sehen

der geringen Planbarkeit Nachteile erwachsen, die sie aber als unvermeidliche hinnehmen. Sie äußern sich insgesamt nur knapp, da die Werktag für sie kaum etwas anderes bedeuten als *flexible Arbeit*.

Abwechslung und Routine

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Kein Projekt ist so wie das andere, kein Arbeitstag wie der andere. Das ist in diesem Business so.“	„Meine Tage sind zwar von vielen Wiederholungen geprägt, doch das stört mich nicht, denn ich finde Routine entlastend. Sie erspart es einem, sich Gedanken machen zu müssen. Wenn meine Eltern zu Besuch sind, finden sie mein Leben ausgesprochen langweilig.“
„In meinem Beruf gibt es zwar viel Abwechslung, aber sogar das kann irgendwann zuviel und öde werden.“	„Meine Arbeit lässt mir leider wenig Raum für Überraschendes; doch bieten ja die Routinen auf der einen Seite den Vorteil, auf der anderen Seite Kapazitäten für spontane Änderungen freizuhalten.“
„Ich hätte gerne eine stärkere Regelmäßigkeit der Tagesabläufe. Damit verbinde ich irgendwie, dass ich früher Schluss machen könnte.“	„Außerhalb der Arbeit habe ich sehr viel Abwechslung. Mir würde etwas Routine in der Freizeit vielleicht gut tun, um produktiver zu sein.“

Dahingegen geben die Zeitpioniere ausführlich Auskunft. Für sie enthalten Werktag sowohl Abschnitte, die wöchentlich wenn nicht sogar täglich wiederkehren sowie Abschnitte, die Überraschungen bergen. Ist die Arbeitszeit vorrangig Zeit der Routine, so ist die Freizeit im emphatischen Sinn „Ereigniszeit“. Indem sie beides voneinander getrennt wahrnehmen, fallen Zeitpionieren Vergleich und Abwägung leicht; im Ergebnis sind sie insgesamt mit den Verhältnissen, so, wie sie sind, zufrieden.

Eine negative Konnotation von „Routine“ findet sich in keiner Gruppe – eher das Gegenteil trifft zu. Vor allem die Zeitpioniere bekennen sich dazu, gerne Routinearbeiten auszuführen, weil sie in ihnen eine Entlastung sehen, die es ihnen ermöglicht, sich an anderer Stelle auf etwas Neues einzulassen. Bisweilen kann diese Ungleichverteilung aber auch belastend werden: So wünschen sich die einen ihre freie Zeit stärker der Routine unterworfen, während die anderen Klage über ein Übermaß an Routine bei der Arbeit führen. *Diese Klage* ist von den Flexiblen Menschen kaum zu vernehmen: wo kein Tag dem anderen gleicht, klingt von ferne die Sehnsucht nach Routinearbeit an, d.h. die Sehnsucht nach be-

rechenbaren Zeiten. Ein entscheidender Nachteil flexibler Zeiteinteilung kommt anschaulich zum Ausdruck: Es ist schlicht anstrengend, täglich von neuem darüber entscheiden zu müssen, wann, was gegessen werden könnte im Unterschied dazu, wenn es selbstverständlich, jeden Tag zu derselben Zeit an demselben Ort zu essen gibt.¹

Wer nach Verantwortlichkeit für die Gestaltung der Werktage sucht, bekommt von den Flexiblen Menschen zur Antwort, dass sie selten selbst darüber entscheiden, wann sie welcher Tätigkeit nachgehen.

Verantwortlichkeit

Flexible Menschen

„Alles kommt von außen: entweder die Verwaltung, die Mitarbeiter oder der Chef belagern mich. Die Freiheit in meiner Position liegt darin, dass ich zu Zeiten in Cafés gehen kann, zu denen andere das nicht können. Aber auch das tue ich nur, um die wegen anderen ausgefallene Mittagspause zu kompensieren.“

nach anderen: Während der Arbeit sind es Kunden, auf dem Weg von und zur Arbeit ist es die Bahn, und nach Feierabend die Beziehung zu meiner Frau. Ich könnte es mir anders vorstellen, aber ich müsste dann auf einiges verzichten. Letztlich suche ich es mir somit selbst aus.“

„Vor 9:00 Uhr arbeite ich selbstbestimmt, weil die anderen noch nicht da sind. Danach sammelt sich mehr Arbeit bei mir an als ich abarbeiten kann.“

Zeitpioniere

„Die Arbeitszeit wird zwar von anderen bestimmt, doch verglichen mit jemandem, der nach der Stechuhr arbeiten muss, habe ich einen hohen Grad an Freiheit. In der Freizeit bin ich meiner Frau verpflichtet, aber ich versuche auch hier, mir Freiraum zu schaffen.“

„Ich bestimme die Arbeit am Projekt weitgehend alleine. Ich muss nur zu bestimmten Zeiten am Telefon erreichbar sein. So kann ich relativ genau vorhersagen, woran ich wann arbeiten werde und welche Verabredungen ich habe. Mir wäre es unangenehm immer um dieselbe Zeit und immer gleich lang zu arbeiten.“

„Bei der Arbeit bestimmen die Chefin und die Kunden. In der Freizeit bestimme ich selbst. Die Zeiten verhalten sich wie die Kontrapunkte von Zwang und Freiheit zueinander.“

Sie sehen ihre Zeitgestaltung generell als Reaktion auf die Ansprüche anderer. Diese Anderen sind während der Arbeitszeit die Mitarbeiter, Kunden und die Vorgesetzten, in der Freizeit meist die Ehegatten oder Partner und in den Zeiten, die dann noch übrig bleiben, Organisationen wie die Eisenbahn. So erscheint der Lauf der Arbeitswoche *entgegen* der Überzeugung von der eigenen schöpferischen Kraft als fremdbestimmte

1 Vgl. Ernährungstrends 2000+, S. 63/64.

Zeit. Die Vorstellung, von sich aus etwas an diesem Zustand zu ändern, liegt ihnen gänzlich fern. Die Fremdbestimmung wird in ein selbstgewähltes Los umgemünzt, indem nur Alternativen zur Wahl antreten, die vornehmlich inakzeptabel sind. Demgegenüber sehen sich Zeitpioniere definitionsgemäß auch werktags in hohem Maße selbst über die eigene Zeit verfügen. Das gilt in allen Fällen für die Freizeit, aber – mit größeren und kleineren Einschränkungen – in einigen Fällen auch für die Arbeitszeit. Gerade, wenn es sich um eine projektbezogene Arbeit handelt, bleibt Wann und Wie der Abwicklung oft den Befragten überlassen. Wo eine Partnerschaft besteht, wird eine zeitliche Inanspruchnahme wahrgenommen; sie wird jedoch keineswegs als Belastung aufgeführt. Das Reservoir an freier Zeit scheint zu genügen, um gemeinsam verbrachte Zeit weder zu betrieblichen Abläufen noch zum Verlangen nach selbstbestimmter Zeit in Konkurrenz zu setzen.

Die Befragung nach Konflikten bei der Abstimmung der Werkstage bestätigt bisherigen Einschätzungen.

Konflikte bei der Abstimmung

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Schwierigkeiten gibt es vor allem mit meiner Partnerin, die von mehr Zeit von mir einfordert.“	„Koordinationsprobleme gibt es keine, da ich mich ja verabreden kann, wann und wie ich es möchte.“
„Ich muss z.B. das Arbeitsende mit einem Geschäftsführer abklären, der es nicht gerne sieht, wenn jemand vor 21:00 Uhr aus dem Büro geht. Zum Glück ist meine Frau hier sehr großzügig.“	„Zum Glück habe ich keine zeitliche Verpflichtung durch Kinder oder einen Mann und bin auch sonst nicht an traditionelle Zeiten gebunden.“
„Mein Tagesablauf ist unmittelbar einsichtig. Wenn ich länger arbeite, muss ich zwar immer austarieren, wie viele Guthaben-Stunden ich bei meiner Frau noch habe; aber man kann es insgesamt nicht wesentlich anders machen.“	„Ich empfinde die Unterschiede der Arbeitswelten von mir und meiner Frau als Defizit: Ich habe manchmal Stress, wie sie ihn nicht kennt. Oft laufen wir tagsüber parallel nebeneinander, um dann abends frontal zusammenzuprallen.“

Mit ihrer scharfen Trennung zwischen Berufs- und Privatleben sehen sich vor allem die Flexiblen Menschen in Nöten, Ansprüche des Betriebs und der Partner bzw. Ehegatten abzuwägen. Angesichts des Vorrangs für die Arbeit mag sich von ihnen glücklich schätzen, wer einen verzichtbereiten Partner oder Ehegatten hat. Wer sich darüber wundert,

dass anders als bei den Zeitpionieren Zeit für sich selbst kein wichtiges Thema zu sein scheint, sollte an dieser Stelle eines nicht vergessen: Flexible Menschen zeichnen sich dadurch aus, dass sie in der Arbeit das probate Mittel sehen, um sich selbst zu entwickeln. Sie glauben sich nicht wie Zeitpioniere ihrer selbst umso näher, je mehr sie sich den Ansprüchen und Beurteilungen anderer entziehen. Anstatt sich vorrangig jenseits ihrer beruflichen Tätigkeit zu definieren, definieren sie sich zuerst durch ihr berufliches Engagement.

In der Beurteilung, wofür im Rahmen dieser Zeitordnung die Zeit fehlt, klaffen die Antworten entsprechend weit auseinander.

Beurteilung der Zeiteinteilung

Flexible Menschen

„Mich stört, dass ich die Arbeit häufig wegen Abendterminen abbrechen muss oder mit Besprechungen von meiner eigentlichen Arbeit abgehalten werde.“

„Mir fehlt die Zeit für intensives Recherchieren und gründliches Durchdenken, um häufiger eigene Projekte anzustoßen. Im Privaten fehlen mir größere Blöcke Freizeit. Eine Vier-Tage-Woche wäre schön, doch wäre mir meine Arbeit dafür viel zu wichtig.“

„Mir fehlt die Zeit für Schlaf und die Zeit, um zu lesen, weil ich dafür am Abend schlecht zu erschöpft bin. Sogar für das Privatleben fehlt mir die Zeit. Insbesondere spontan mit meinem Mann verbrachte Zeit.“

Zeitpioniere

„Ich habe Zeit und kann mir auch Zeit nehmen, wenn ich welche brauche. Wenn mir Zeit fehlt, dann nur deshalb, weil ich sie selbst verdrödelte habe.“

„Ich hätte gerne noch mehr Zeit, um etwas für meine Fitness oder Weiterbildung zu tun oder einfach nur, um gemütlich herumzusitzen. Aber im Grunde würde mir die vorhandene Zeit reichen.“

„Mir fehlt es weder an Zeit, noch an Pausen: Es gibt die tägliche Zugfahrt und die Möglichkeit, die Arbeit kurz zu unterbrechen. Aber der Ablauf, dem ich wie die meisten Leute morgens folgen muss, geht mir gegen den Strich. Es stört mich, dass ich nicht stärker meinem Biorhythmus nachgeben kann. Ich würde gerne später aufstehen und dafür bis in die Nacht arbeiten.“

Die Flexiblen Menschen nehmen auf ihre Arbeit Bezug, indem sie über die Vielzahl ihrer Verpflichtungen klagen, die sie von der eigentlichen Arbeit am Schreibtisch abhalten. Ihrer Auffassung nach bleibt ihnen zu wenig Zeit für gründliches Recherchieren sowie die Umsetzung eigener Ideen. Dagegen nehmen sich Klagen über mangelnde Regenerationszeit

ten zweitrangig aus, ebenso wie die Bemerkung, dass die Zeit für Partnerschaft zu knapp ausfalle und es an Möglichkeiten mangle, spontane Einfälle unmittelbar weiterzuverfolgen.

Derlei stellt für Zeitpioniere kein drängendes Problem dar. Zwar äußern einige den Wunsch, noch mehr Zeit für die Verfolgung eigener Interessen einsetzen zu können, doch ist der Tenor beherrschend, dass die Gelegenheiten dazu in ausreichender Anzahl vorhanden sind. Mehr als der Inanspruchnahme durch andere wird es hier dem eigenen Zeitmanagement zugerechnet, wenn die vorhandene Menge Zeit nicht ausreichen sollte. Im Übrigen wird die Frage nach fehlender Zeit selten auf die Arbeit bezogen. Dieser Bezug tritt auf, wo die Frage nicht als Frage nach einer *Zeitmenge* verstanden wird: indem Zeitpioniere auch die Werktage nicht vorrangig mit Arbeit gefüllt wissen wollen, stellt sich die Frage für sie als Frage der *Lage* von Zeiten im Tagesverlauf. Sie hadern also damit, wenn Grenzen der Arbeitszeit zu arbeitsfreier Zeit in Widerspruch zu ihren eigenen Wünschen geraten. Ginge es nach ihnen, würden sie manche Tätigkeiten auf andere Tages- und vor allem Nachtzeiten als die üblichen verlegen. Unter Verweis auf Biorhythmen geben sie in solchen Fällen an, ohne Veränderung der *Zeitspannen* lieber später aufstehen und dafür später mit dem Arbeiten anfangen bzw. enden zu wollen.

Wer schließlich nach der Zeit für Essen und Trinken fragt, erfährt Überraschendes.

Beurteilung der Zeit für Essen und Trinken

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Sicher wäre, mehr Zeit manchmal schön. Aber wenn ich es einmal in Relation zu meinem Tagesablauf betrachte, reicht mir die Zeit.“	„Dafür ist immer genug Zeit. Wenn ich schnell esse, ist das keine Folge äußeren Drucks, sondern Ausdruck des mangelnden Bedürfnisses, langsam zu essen und umgekehrt.“
„Mir ist lediglich wichtig, eine Gelegenheit zum Mittagessen zu finden – alles andere lässt sich irgendwie unterbringen.“	„Auch dafür habe ich ausreichend Zeit, wenn ich sie mir nehme. Allerdings möchte ich immer auch viele andere Dinge tun. Dass das Mittagessen bei mir zweitrangig ist, passt eben zu meiner Lebenssituation.“
„Für das tägliche Abendessen mit meiner Frau nehme ich mir auf jeden Fall Zeit.“	„Leider bestimmt meine Arbeit stark, wann und was ich zu mir nehme: Oft habe ich wenig Zeit und muss zu anderen Zeiten essen und trinekn als es mir eigentlich recht ist. Oder ich esse etwas Ungesundes wie ein Croissant, weil z.B. für Obst keine Zeit ist.“

Entgegen der Klage Flexibler Menschen, generell über zu wenig Zeit zu verfügen, sagen die hier Befragten aus, für *diese* Aktivitäten genügend Zeit zu haben. Die Aufklärung dieser Diskrepanz geht aus den Aussagen hervor, die darauf hindeuten, von welcher Art zu essen und zu trinken sie ausgehen. Indem sie ihrer Arbeit sehr großes Gewicht geben, versteht es sich für sie von selbst, nicht mehr als rasch, nebenbei und zwischendurch, d.h. dann, wenn es die Arbeitsabläufe zulassen, etwas zu essen und zu trinken. Solange dies gelingt, gibt es deswegen auch nichts auszusetzen. An dieser Stelle sollte man sich ins Gedächtnis rufen, dass Flexible Menschen – trotz der Schwierigkeiten, auf die Sennett abhebt – auch Protagonisten ihres Lebensstils sind und sicherlich erst in zweiter Linie zu seinen Kritikern gehören.

Wenn die befragten Zeitpioniere ebenfalls angeben, über genügend Zeit für Essen und Trinken zu verfügen, heißt das tatsächlich etwas ganz anderes: Die Vertreter dieses Lebensstils sehen sich in der Lage, sich die Zeit nehmen zu können, die *sie* jeweils benötigen. Wenn sie es wollen, können sie entweder langsam essen oder schnell. Erst, wenn diese Möglichkeit – wie bei der Arbeit – beschnitten wird, sehen sie einen Anlass zur Klage. Dann kommt es auch zu der erwarteten Reaktion: die gleiche Uhrzeit für Essen und Trinken, die Flexiblen Menschen der Arbeit reichen mag, erscheint *ihnen* zu knapp.

Lenkt man den Blick auf die werktägliche Varianz der Mahlzeiten, ergibt sich, dass die Flexiblen Menschen oft von einem regelmäßigen Mittagessen ausgehen, weil sie auf dessen Einhaltung selbst Wert legen.

Varianz der Mahlzeiten

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Das Mittagessen ist eine Art Ritus – da geht sogar der Vorstand mit hin. Da liegen normalerweise auch keine Termine.“	„Die Mahlzeiten stehen nicht gleich fest: das Frühstück steht felsenfest, das Mittagessen fest und das Abendessen weniger fest.“
„Die Mahlzeitenfolge ändert sich, wenn ich auswärts zu tun habe. Dann kann ich mir Mahlzeiten nur einbauen, wo sich gerade eine Gelegenheit ergibt. Ansonsten bin ich bestrebt, durch das Mittagessen etwas Routine in meinen Tagesverlauf zu bringen.“	„Wann ich zum Essen komme ist nicht durch die Uhr festgelegt. Meist sind es zwar trotzdem ungefähr die gleichen Zeiten, aber z.B. koche ich manchmal gleich nach Betreten der Wohnung etwas, weil ich beim Einkaufen Lust dazu bekommen habe.“
„Sofern keine Abendterminen ansteht, wiederholt es sich. Ich will die Mittags- und Abendmahlzeit mit meiner Frau als Fixpunkte einhalten.“	„Ich esse nach Bedarf und nicht dann, wann es die Uhrzeit verlangt. Eine Ausnahme mache ich nur, wenn ich mit anderen verabredet bin.“

Sofern die Erfordernisse der Arbeit ihr nicht zuwiderlaufen, scheint diese Mahlzeit dazu geeignet, für sie zu einem Fixpunkt im stürmischen Verlauf der Werktag zu werden. Das dürfte zum Ersten an der allgemeinen Akzeptanz einer Mittagspause liegen, die es Flexiblen Menschen gestattet, ihre Arbeit guten Gewissens zu unterbrechen; zum Zweiten dürfte es daran liegen, dass das Mittagessen im Unterscheid zum einsamen Snack eine für alle *absehbare* Gelegenheit darstellt, um sich *zwanglos* mit Kollegen und Vorgesetzten zu treffen und sich zu unterhalten. Wie die weit verbreitete Wertschätzung eines gemeinsamen Abendessens zu Hause an anderer Stelle belegt, können Mahlzeiten also nicht nur anderen Abläufen eingepasst werden, sondern sich ebenso als Episoden mit eigenem Wert behaupten.

Eine Mahlzeit von ähnlichem Wert findet man in den Ausführungen der Zeitpioniere zu ihren Werktagen nicht. Zwar lässt sich ihren Aussagen entnehmen, dass auch sie nicht zu täglich wechselnden Zeiten essen und trinken; zugleich ist aber festzuhalten, dass sie sich nicht sonderlich darum bemühen würden. Ihnen scheint schlicht die Notwendigkeit zu fehlen, in der Einhaltung bestimmter Mahlzeiten Schutz vor den Ansprüchen der Arbeit bzw. den eigenen Ansprüchen zu suchen. Von der Arbeitszeit abgesehen, interpretieren sie das Zustandekommen von Mahlzeiten eher als Folge der Frage, ob *sie Lust* dazu haben, zu dieser oder jener Gelegenheit etwas zu essen oder trinken. Das ist keineswegs banal oder mit reiner Zufälligkeit gleichzusetzen sondern: anders als beim vorfixierten Zeitpunkt müssen z.B. bei der Verabredung mit Freunden neben Zeiten auch noch Gefühlslagen abgestimmt werden.

Mahlzeiten an den Werktagen

Frühstück: im Büro oder noch zu Hause

Die meisten der Befragten sind mit der Erwartung vertraut, dass man an Werktagen vor Verlassen des Hauses ein Frühstück zu sich nimmt. Diese Erwartung tritt allerdings bei den Flexiblen Menschen ausschließlich im Verbund mit dem Hinweis auf, dass sie dieser Erwartung keineswegs entsprechen (s. Kasten S. 180).

Aus Gründen der Zeitersparnis und aus körperlicher Aversion gegen frühes Aufstehen, geben sie an, auf diese häusliche Mahlzeit zu verzichten. Statt dessen nehmen sie in anderer Weise etwas zu sich: im Wesentlichen handelt es sich um Backwaren, die sie unterwegs, auf dem Weg zur Arbeit besorgen. Diese verzehren sie zwischendurch, nach der Ankunft im Büro, oder sogar am Steuer des Wagens sitzend während der Fahrt. Das erlaubt es ihnen, nicht schon bald nach dem Aufstehen essen und trinken zu müssen, und keine Zeit damit zu verlieren, dass sie dem Frühstück Raum zwischen anderen Abläufen geben müssten.

Wenn behauptet wird, dass das Frühstück zunehmend zu einer Chaos-Mahlzeit verkomme, mag das auf manchen familiären Kontext und die Auswahl von Speisen zutreffen.¹ Hier greift diese Behauptung zu kurz: obgleich Flexible Menschen dem Frühstück keine solitär belegte Zeit zugestehen wollen, möchten sie nicht darauf verzichten. Auch ihre Art zu frühstücken weist Regelmäßigkeiten auf: die Speisen werden mir Rücksicht darauf ausgewählt, dass sie *sofort und nebenbei* verzehrt werden können. Dafür kommt längst nicht jede Speise gleich in Frage. Im Übrigen gilt: Wo es wie z.B. im Hotel auf der Dienstreise eine Gelegenheit gibt, später und ausführlich zu frühstücken, wird dem Frühstück ohne Zögern mehr Zeit eingeräumt.

1 Vgl. S. W. Mintz: Die süße Macht, S. 236/237.

Flexible Menschen frühstücken

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Regelmäßig verlasse ich das Haus ohne Frühstück und kaufe mir statt dessen im Vorbeifahren an der Bäckerei ein Brötchen.“	„Das tue ich, um Zeit zu sparen. Ich könnte mir nicht vorstellen, nur des Frühstücks wegen noch früher aufzustehen.“
„Direkt nach dem Aufstehen ist mir nicht nach einem Frühstück zumute. Statt dessen hole ich mir entweder etwas vom Bäcker oder ich mache mir im Büro ein Müsli.“	„Ich mache das seit Jahren, weil bei mir erst gegen 10:00 Uhr der Hunger kommt. Ich habe das Privileg, nebenbei frühstücken zu können, sofern die Zeit reicht.“
„Das Frühstück geht nebenher und eine Sache von 10 Min. Es besteht aus Tee, einem Laugenbrötchen und einem Croissant. Ich genieße es aber trotzdem, weil ich das Croissant wie das Brötchen ganz frisch von einem sehr guten Bäcker hole.“	„Die Pressemappe lesen und e-mails weiterleiten sind Arbeiten, die ich wunderbar während des Frühstücks tun kann. Ich halte es aber außerdem für vernünftig, nur wenig zu frühstücken, weil ich mir die Freude erhalten möchte, mittags und abends das zu essen, worauf ich Appetit habe.“
„Bei mir zu Hause frühstücke ich nur selten; wenn ich dagegen im Hotel übernachtete, frühstücke ich immer. Bei Kundenterminen esse ich meist ein belegtes Brötchen während der Autofahrt.“	„Im Hotel stehe ich für das Frühstück sogar gerne etwas früher auf: da wird nämlich alles für mich gemacht. Ich brauche mich nur hinzusetzen und in mich hineinzuschaukeln. Das genieße ich.“

Folgt man den Ausführungen eines Flexiblen Menschen, wie er in seinem Büro frühstückt, kann man in der Choreografie der Episode leicht die für seinen Lebensstil typischen Zeitverhältnisse wiedererkennen (s. Kasten S. 191).

Das hervorstechende Merkmal dieser Mahlzeit ist, dass der Hunger derart gestillt werden soll, dass dieser Vorgang so wenig als irgend möglich zu Lasten der Arbeit erfolgt. Die zu verzehrende Speise wurde *auf dem Weg* eingekauft, der unwirtlichen Einrichtung des Büros wird keine Beachtung geschenkt und auch kein Gedeck aufgelegt, das mehr leisten könnte, als ein Bekleckern zu verhindern. Die Zeit, sich ein heißes Getränk zuzubereiten, ist in der Episode nicht vorgesehen, sowenig die Zuständigkeit dafür gesehen wird. Die Zeit für die Zubereitung, ist anderer Leute Zeit – so bleibt es bei kaltem Wasser.

Im weiteren Verlauf der Episode wechselt der Befragte von der angespannten Haltung der Anreise mit Beginn des Verzehrs in eine aufgelockerte Haltung aus abwechselndem Verzehren und Arbeiten. Diese

Haltung weicht wiederum zunehmend einer konzentrierten Arbeitshaltung. Schließlich soll die ausgesprochen ruhige Zeit des Morgens dazu dienen, besonders wichtige Tätigkeiten zu erledigen. Ein *wichtiges* Telefonat wird deshalb gegenüber Tätigkeiten wie Beißen, Schmecken, Kauen bevorzugt behandelt – die Speise muss rasch geschluckt werden, damit der Anruf entgegengenommen werden kann. Gleich mehrere Methoden, um mit dem knappen Gut „Zeit“ sparsam umzugehen, werden vorgeführt: *Auslagerung* der Getränkezubereitung, *Beschleunigung* und *Auslassung* von Kauvorgängen, die *simultane Ausführung* von beruflicher Tätigkeit und Verzehr.²

Episode: Bei stillem Wasser und Brot

„Bis ich gegen 7:15 Uhr im Büro ankomme, habe ich einigen Hunger. Ich stelle meine Mappe ab, schalte den Computer an und hole mir etwas Wasser, weil um diese Zeit noch niemand da ist, um Kaffee zu kochen.“

Mit Blick auf einen Hinterhof setze ich mich an den Tisch. Die Einrichtung meines Büros ist sachlich und kühl, ohne alles familiäre. Ich esse etwas, das ich bei einer Bäckerei gekauft habe. Obst kommt nicht in Frage: zum einen fehlt mir die Muße, z.B. einen Apfel zu schneiden; zum anderen will ich mir nicht den Anzug bekleckern – deswegen hole ich immer einen Teller.

Ich esse nicht entspannt, sondern beginne mit der Arbeit, weil ich die Ruhe ausnutzen möchte. So schenke ich dem, was ich esse, keine besondere Aufmerksamkeit. Wenn z.B. das erste Mal das Telefon klingelt, schlucke ich einfach hinunter, um den Anruf entgegenzunehmen. Meine Stimmung ist also gegenüber der vorangehenden Fahrt gelockert, aber bis die Kollegen anfangen, habe ich längst aufgegessen und befinde mich mitten in der Arbeit.

Das ganze zieht sich über etliche Minuten hin. Immer wieder beiße ich ab, dann arbeite ich wieder etwas, dann beiße ich wieder ab usw.“

Auch einige Zeitpioniere nehmen das Frühstück während der Arbeit ein (s. Kasten S. 192). Wie die Flexiblen Menschen geben sie an, sich auf dem Weg ins Büro Backwaren zu kaufen, die sie bald nach ihrer Ankunft dort verzehren. Zwar tun auch sie dies unter Verweis auf die Erfordernisse ihrer Arbeit, doch scheint zugleich eine abweichende Haltung durch: diejenigen, die auf diese Weise frühstücken, tun dies zwar ebenfalls, weil sie in der Zeit, zu der sie aufstehen noch keinen Appetit haben; doch stehen sie nicht derart früh auf, weil sie einen Zeitvorsprung vor ihren Mitarbeitern haben *wollen*, sondern, weil sie früh am Arbeits-

2 Vgl. S. W. Mintz: Die süße Macht, S. 283.

ort sein *müssen*. Neben denen, die im Büro frühstücken, schätzt sich eine Mehrzahl deshalb glücklich, das zu *können*, was der verbreiteten Vorstellung von einem ordentlichen Frühstück entspricht: etwas selbst Zubereitetes, zu Hause zu sich nehmen. Bei dieser Morgenmahlzeit handelt es sich um keine eingeschobene oder nebenbei ablaufende Episode, sondern um eine, die Zeit für sich allein in Anspruch nimmt.

Zeitpioniere frühstücken

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Bei mir gibt es kein richtiges Frühstück. Meist gehe ich auf dem Weg zur Arbeit an einer Bäckerei vorbei, wo ich mir ein Brötchen oder ein Croissant kaufe.“	„Das esse ich im Büro zu einer Tasse Kaffee, während mein Rechner bootet. Das geht gut nebenher und ich kann früher mit der Arbeit anfangen bzw. aufhören.“
„Zu Hause mache ich mir lediglich einen Tee. Gleich nach der Ankunft am Arbeitsort kaufe ich mir eine Schneckenudel, die ich bei der Arbeit esse.“	„Zu der Uhrzeit, zu der ich aufstehen muss, kann ich noch nichts essen. Ich bekomme einfach nichts hinunter. Später, bei der Arbeit kann ich nur etwas zwischendurch essen.“
„Auf das Frühstück kann ich nicht verzichten. Es gibt meist Müsli und manchmal, wenn mir der rechte Appetit fehlt, einen Gemüsesaft.“	„Das findet in Ruhe, mit der Zeitung statt. Ich will bereits diese Mahlzeit genießen und nehme mir mindestens 30 Min. Zeit. Soviel Zeit muss sein.“
„Für das Frühstück stehe ich gerne etwas früher auf. Es gibt bei mir einen Kaffee und Müsli oder Brot mit Marmelade oder Obst.“	„Ich beschränke mich auf diese Wahl, weil mich das davon entlastet, mir zu einer Zeit Gedanken zu machen, zu der ich aufstehen muss.“

Mit „Müsli“ verspeisen dabei einige ein Gericht, dem bei seiner Erfindung nicht nur das Prädikat angeheftet worden war, gesund zu sein, sondern auch: weit gesünder noch als Fleisch und gekochte Nahrung zu sein. Als der Schweizer Arzt Bircher-Benner Ende des 19. Jhs. die von ihm entwickelte rohe Kost als „Sonnenlichtspeise“ lobte, formulierte er zugleich eine Kritik der bürgerlichen Küche, die dem Adel folgend das Fleisch in ihr Zentrum gestellt hatte und Pflanzenkost Frauen, Kindern und Dienstboten überließ. In der Moral ist auch die Zeit enthalten: Bircher-Benner verstand sein Mus nahrhaft wie Muttermilch und im Vergleich zum hektischen Leben zwischen Fabriken und Mietskasernen gesund wie das Leben auf der Alp.³

3 A. Wirz: Die Moral auf dem Teller, S. 47-49, 54-61; vgl. J. Tanner: „Der Mensch ist, was er ißt“, S. 399-411.

Eine der Zeitpioniere schildert den Verlauf einer Episode, in der sie bei sich zu Hause frühstückt, im Detail. Sie gibt an, sich zu Anfang noch in einem Zustand zu befinden, den sie nicht als Wachsein bezeichnen will. Nachdem sie von ihrem Wecker zu einer Zeit geweckt wurde, zu der ihr das Aufstehen sehr schwer fällt, begrüßt sie das Frühstück als Ablauf, der das ruckartige aus dem Schlaf-gerissen-werden ein wenig abfedert.

Episode: Apfel und Brot im Schlafrock

„Nachdem der Wecker gegen 7:00 Uhr geklingelt hat, bleibe ich erst ein wenig liegen und hänge meinen Gedanken nach. Extra für das Frühstück stehe ich früher als unbedingt nötig auf: Allein die Aussicht darauf, dass es etwas Gutes zu essen und zu trinken gibt, hilft mir, mich überhaupt aus dem Bett zu bugsieren. Denn auch wenn ich bereits im Bad war, fühle ich mich oft noch nicht richtig wach.“

Weil ich lange brauche, um in die Gänge zu kommen, läuft das Frühstück routiniert ab: ich schalte zuerst den Wasserkocher ein und decke den Tisch: Teller, Messer, Bechertasse, Butter, Marmelade, Vollkornbrot und einen Apfel. Sobald das Wasser kocht, brühe ich mir einen Schwarztee auf. Während der Tee zieht, setze mich hin und schmiere mir ein Brot und schneide den Apfel.

Dann esse ich mein Brot und trinke den Tee. Ich freue mich, endlich in Ruhe sitzen zu können, auch wenn ich oft nur vor mich hin esse, ohne an etwas Konkretes zu denken. Dabei vergeht die Zeit häufig so schnell, dass es mir gerade noch reicht, das Geschirr auf die Spüle zu tragen, bevor ich das Haus verlassen muss.

Am Ende geht es mir zwar besser als beim Aufstehen, aber länger als 20 Min. darf das Frühstück nicht dauern. Meist versetzt mich erst der Blick auf die Uhr wieder in Bewegung.“

Nachdem notwendige Verrichtungen im Bad durchgeführt sind, gestalten Routinehandlungen in der Küche sowie das Sitzen am Tisch die Rückkehr in eine gelöste Stimmung. Sich das Brot schmieren, einen Apfel schneiden, warten bis das Wasser kocht, den Tee aufgießen, warten bis der Tee gezogen hat, den Tee dann wieder abgießen – das sind Vorgänge, die die Bedächtigkeit dieser Episode im Vergleich zum Frühstück im Büro aufzeigen. Gerade dass nichts über den Verzehr hinaus auszuführen ist, ist das, worauf es der Befragten ankommt. Indem das Ende dieser Episode vom Vorrücken der Uhrzeiger bestimmt wird, spricht sie davon, erneut in Bewegung *gesetzt zu werden*.

Darin spiegelt sich die spezifische Zeit von Zeitpionieren wieder: sofern stets ausreichend Zeit (für sich selbst) vorhanden sein soll, werden für diese in sich gekehrte Mahlzeit große Umstände für Zubereitung, Einkaufen, Vorratshaltung und gegebenenfalls auch ein frühes Aufstehen in Kauf genommen. Mit etwas Fantasie lassen sich hier erneut Zeitdifferenzen in Unterschiede des Geschlechts der Mehrheit der Befragten ummünzen und umgekehrt: Es ist bekannt, dass Frauen im Allgemeinen eine Stunde später frühstücken als Männer – vorausgesetzt, dass diese etwas frühstücken.⁴

Mittagessen: Arbeitspause oder Zeitwechsel

Für Flexible Menschen steht – wie schon das Frühstück – auch das Mittagessen ganz im Zeichen der Arbeit (s. Kasten S. 195).

Sofern es angesichts des hohen Arbeitsanfalls nicht ausgelassen werden muss, wird es mehrheitlich als institutionalisierte Unterbrechung der Arbeit für die Dauer etwa einer Stunde begrüßt. Da seit dem Frühstück bereits einige Zeit vergangen ist, und das Frühstück – wie gesehen – selten mehr als ein Brötchen umfasst, heißen sie die Gelegenheit willkommen, ihre Arbeit ohne schlechtes Gewissen beiseite zu legen und regelmäßig ein Gericht einzunehmen, dessen Qualität über die eines Snacks hinausgeht.

Für diejenigen, die weder Lust noch Gelegenheit dazu sehen, sich zu Hause etwas Warmes zuzubereiten, kann die Mittagsmahlzeit zur Hauptmahlzeit werden. Indem die Befragten meist unter hoher Anspannung arbeiten, schätzen sie die Einnahme des Mittagessens als Möglichkeit, sich ein wenig zu entspannen. Das scheint selbst dann zu gelten, wenn sie das Mittagessen wie in vielen Fällen üblich gemeinsam mit ihren Kollegen einnehmen. Mag auch die Arbeit beherrschendes Thema bei Tisch sein, so fehlt doch der für die Arbeitszeit charakteristische Problemlösungsdruck. Weil die Erfahrung lehrt, dass Probleme, die schon lange der Lösung harren, oftmals dann eine Lösung finden, wenn der Druck, sie zu lösen, abfällt, erfreut sich die Mittagsmahlzeit mit Kollegen auch deshalb großer Beliebtheit. So findet man den Rahmen gemeinsamen Essens und Trinkens von den Befragten durchaus dazu eingesetzt, etwa Vorgesetzte dahin zu bringen, sich mit Problemen zu befassen, die sonst keine Beachtung fänden. Diese Einstellung kulminiert im Geschäftsessen, woran Flexible Menschen angeben, sehr häufig beteiligt zu sein.

4 S. Meyer/S. Weggemann: „Mahlzeitenmusteranalyse“, S. 192.

Flexible Menschen essen zu Mittag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Ich habe einen guten Italiener und einen Österreicher in der Nähe. Ich sehe mir kurz vor der Mittagspause im Internet die Menüs an und entscheide dann, wohin ich gehe. Meist begleiten mich meine Kollegen.“	„Das ist in der Nähe, weil man dann mehr Zeit hat, um sich aufs Essen zu konzentrieren. Da läuft nichts parallel, auch wenn wir meist über die Firma reden.“
„Die Mittagspause dauert knapp 45 Min., von denen gut 30 Min. auf Anstehen und Essen in der Kantine entfallen. Das Standardgericht besteht aus irgendeinem Stück Fleisch in einer Soße mit Pommes. Als Nachschick gibt es manchmal ein Eis. Dann mache ich mit Kollegen einen kurzen Spaziergang über das Werksge- lände.“	„Andere machen zwar länger Pause, so dass es um 12:00-14:00 Uhr ziemlich ruhig ist im Betrieb. Aber ich nutze genau diese Zeit, um einmal in Ruhe Sachen abzuarbeiten, die liegen geblieben sind. Deshalb esse ich gerne mit Vorgesetzten: Das Mittagessen stellt eine hervorragende Gelegenheit dar, ihn dazu zu zwingen, sich Probleme anzuhören, für das er sonst keine Zeit hätte, weil er selbst den ganzen Tag unter Strom steht.“
„Manchmal gehe ich mit Kollegen in die Kantine, aber zum einen gefällt mir die aufgedrehte Atmosphäre dort nicht, und zum anderen sind mir 30 Min. zu wenig, um zur Kantine zu laufen und zu essen. Deshalb esse ich lieber alleine in meinem Büro ein mitgebrachtes Brot und trinke einen Tee dazu.“	„In der Kantine bin ich gezwungen, das Essen hinunterzuschlingen. Außerdem ist es für mich keine Pause, wenn ich mir pausenlos die Anekdoten meiner Kollegen anhören muss. Ich bevorzuge es, in Ruhe im Büro zu essen. Da spare ich auch Zeit, indem ich neben dem Essen her etwas anderes erledigen kann.“

Die folgende Schilderung einer Episode zeigt zunächst, wie in der Mittagspause einer der Flexiblen Menschen Erholung von der Arbeit des Vormittags und neue Kraft für die Arbeit am Nachmittag sucht (s. Kasten S. 196).

Er betont, dass für ihn dieser Termin grundsätzlich Nachrang gegenüber Terminen der Arbeit hat. Soweit die Arbeit jedoch die Einhaltung der Mittagspause zulässt, geht der Erzähler mit Kollegen zu Fuß zu einem Restaurant, das einen Mittagstisch anbietet. Dort angekommen, lösen sich die Gespräche schwer von der Arbeit. Erst, nachdem alle Platz genommen haben und Bestellungen aufgegeben werden, scheint der Zeitpunkt gekommen, an dem die Chance zum Themenwechsel besteht. Schließlich kann die Unterhaltung ganz aufgegeben werden, sobald die bestellten Gerichte serviert werden und der Verzehr einsetzt.

Die dabei eintretende Entspannung bleibt freilich oberflächlich, denn die Arbeit ist ja nicht nur durch die anwesenden Kollegen stets präsent: neben Anrufen, die das Essen und Trinken unterbrechen ist das Ende der Episode mittels einer bestimmten Uhrzeit festgelegt. Mein Eindruck ist, dass die Arbeit mitunter eher noch vor der vorgesehenen Zeit wieder aufgenommen wird als später, um ein allzu weitgehendes Abschalten zu vermeiden, weil es ein harsches Wiederanschalten-müssen nach sich zöge. Die mit dem Essen erzielte Distanz zur Arbeit soll gerade dahin reichen, sie erfrischt weiterführen zu können, nicht aber dahin, wieder von vorne anfangen zu müssen.

Episode: Schlips, Risotto, Espresso

„Das ist jeden Tag ziemlich genau um 12:30 Uhr, weil da die meisten Pause machen. Nie kann man mit Sicherheit sagen, dass kein anderer Termin vereinbart ist oder etwas Dringendes zu erledigen ist. Wenn das so ist, ist das nicht weiter schlimm – dann fällt das Mittagessen eben aus.

Ich erwarte ein gutes Essen, das meinen Hunger stillt, und dass ich den Kopf wieder etwas frei bekomme. Das ist nicht immer einfach, denn ich bin zwar durch die Pause gelöst aber zugleich noch in vollem Schwung. Auf dem Weg zum Restaurant spreche ich deshalb mit meinen Kollegen meist noch über die Arbeit, während es uns am Tisch, wenn alle bestellt haben, manchmal gelingt, z.B. über den Urlaub oder das Wochenende zu reden.

Das Essen ist ein Tagesgericht in einem italienischen Restaurant der gehobenen Klasse: etwas Leichtes wie ein Risotto oder ein Carpaccio und ein kleiner Salat dazu. Am Ende gibt es einen Espresso.

Ich versuche, etwas vom Essen mitzubekommen und mich nicht nur auf die Gespräche der anderen einzulassen. Aber die Situation ist eher von einem Nachlassen der Spannung als von echter Entspannung geprägt. So bleibt auch das Esstempo hoch. Eine gewisse Ruhe kehrt nur ein, wenn alle ihr Gericht vor sich haben. Und: der Gesprächsfluss wird gegen Ende dünner, bis manchmal sogar keiner mehr etwas sagt. Unterbrechungen gibt es nicht – es sei denn, das Handy klingelt.

Wenn alle ihren Espresso ausgetrunken haben ist das Gefühl da, dass es jetzt wieder weitergehen muss. Meist gehen wir eher vor dem Ende der offiziellen Pause zurück.“

Eine andere, ebenso um die Arbeit gelagerte Episode des Mittagessens, stellt das Geschäftsessen dar (s. Kasten S. 197).

Wie den Ausführungen eines Flexiblen Menschen zu entnehmen ist, sind in diesem Fall Essen und Trinken nicht geplant, um durch Abstand

zur Arbeit zu neuen Kräften zu kommen, sondern geradewegs, um im Gegenteil die Auflockerung, die der Verzehr einer Mahlzeit bieten kann, zur Vertiefung einer geschäftlichen Beziehung auszunutzen.

Episode: Geschäftliches in Rotwein

„Ich plane häufig selbst Geschäftsessen mit Leuten aus dem Management, weil einiges bei einem Essen besser geht als in nüchterner Atmosphäre. Als Ort wähle ich gehobene Restaurants und manchmal Hotelketten, die einen hohen Standard haben – da macht man dann nichts falsch.“

Ich wähle dazu ein Essen in mehreren Gängen, das dem Zeitgeist entspricht. Das Essen in mehreren Gängen hat hier eine ganz andere Bedeutung als im Privaten: es ist kein Gesamtkunstwerk, sondern dient schlicht dem Zweck, die Partner dazu zu zwingen, sich längere Zeit gemeinsam am Tisch aufzuhalten. Deshalb bevorzuge ich vier gegenüber drei Gängen.

Das Essen soll der Situation und der Kleidung angemessen sein. Keine großen Portionen, die einen betäuben, und man muss sich überlegen, wie der Salat angemacht ist usw. Z.B. empfinde ich eine Suppe oder Brühe mit langen Nudeln als Zumutung, wenn man in Anzug und Krawatte dasitzt. Viele tun so als hätten sie Ahnung, obwohl es nicht stimmt. Da fallen peinliche Floskeln.

Dem Alkohol kann man sich nicht entziehen. Er wird gezielt genutzt: Wenn man z.B. nicht miteinander auskommt, aber zusammenarbeiten muss, kann man Hindernisse oft leichter bei ein paar Gläsern Rotwein aus dem Weg räumen. Das hat wenig mit Genuss zu tun, weil jeder vorher weiß, dass Alkohol die Wahrnehmung verändern kann und genau das angestrebt wird.

Das ist aber kein Über-den-Tisch-ziehen. Die Atmosphäre ist professionell, man ist freundlich zueinander, redet über Belangloses, meidet aber Privates. Man hat ja auch keine Geschäftsunterlagen neben sich liegen, sondern versucht lediglich, über das Geschäft hinaus ins Gespräch zu kommen. Die Stimmung soll sich vom Förmlichen zum Freundschaftlichen hin entwickeln.

Mittags sitzt man etwa zweieinhalb Stunden; abends eher länger. Das ist zwar alles anstrengend, insofern man sich nicht gehen lassen kann wie man möchte – aber ich empfinde das nicht als außergewöhnliche Anstrengung.“

Weil der Verzehr der Speisen dieser Maßgabe untergeordnet ist, wird das Geschäftsessen als eine Episode empfunden, in deren Verlauf die Konzentration der Beteiligten nicht minder in Anspruch genommen wird wie bei Verrichtungen, die sie von vornherein der Arbeit zuschlagen würden. Man will sich über das bloße Geschäft hinaus bewegen, aber letztlich deshalb, weil das Geschäft dieses erfordert. Das schließt es aus,

zu schweigen und zu genießen; die Bildung einer Atmosphäre des Vertrauens ist unbedingt darauf angewiesen, dass man miteinander spricht.⁵

In diesem Zusammenhang versteht sich eines beinahe von selbst: man kann Geschäftsessen auch umgekehrt lesen – es geht selten allein ums Geschäft. Üblicherweise begegnen sich im Business lunch Personen, die genauso über sonstige Interessen in Kontakt hätten kommen können, mit anderen Worten: Personen, die über den gleichen Lebensstil verfügen. Es handelt sich dabei erfahrungsgemäß um die Angehörigen sogenannter urbaner Eliten. Wie der Befragte sagt, kommt es in doppelter Hinsicht darauf an, eine *angemessene* Speise zu wählen: um die Konzentrationsfähigkeit nicht einzuschränken und Peinlichkeiten zu vermeiden. Bezogen auf das oben besonders geschätzte Lebensbild stellt ein Geschäftsessen ein *Abenteuer* par excellence dar, indem es typischerweise viel zu gewinnen und zu verlieren gibt.⁶

Also ist das Mahl in mehrfacher Hinsicht Katalysator. Tisch, Gedeck und Manieren werden geteilt, gegebenenfalls wird auch dasselbe verzehrt. Daneben bieten Gänge und Pausen zwischen den Gängen Gelegenheiten, Gespräche nicht nur zu eröffnen, sondern sie mit geringem Risiko auch wieder zu beenden – man trifft sich ja schließlich auch auf neutralem Terrain.⁷ Der sequentielle Verzehr der Speisen hält die Beteiligten länger beisammen als es der Verzehr eines eingängigen Tellergerichts könnte, und er schafft größere Verbindlichkeit als es ein Buffet könnte. Der Einsatz von Alkohol erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass sich am Ende tatsächlich jene Atmosphäre einstellt, durch die *machbar* wird, was bei einer nüchternen Betrachtung nicht ohne Weiteres hätte gemacht werden können. Angesichts dieser Zielvorgabe spielt die Uhrzeit nicht dieselbe Rolle wie bei einem Mittagstisch unter Kollegen: Ein Vertrauensverhältnis schließt mit ein, dass man sich Zeit füreinander nimmt und nicht von anderen Terminen drängen lässt.

Das Mittagessen von Zeitpionieren weist keine nur entfernt ähnliche Verquickung von Arbeitsinhalten und dem auf, was herkömmlich von der Arbeit geschieden wird (s. Kasten S. 199).

Infolge ihres Selbstverständnisses, Zeit jenseits der Arbeit besonders wertzuschätzen, hegen sie eine tiefe Abneigung dagegen, beim Essen und Trinken die Gemeinschaft mit Menschen zu suchen, mit denen sie sich durch nichts als Arbeit verbunden fühlen. Dazu gibt es hinsichtlich ihrer Stellung in den Unternehmen freilich auch wenig Veranlassung. Für sie bedeutet der Beginn der Mittagspause eher zugleich das Ende der Arbeit, so dass es ihnen auch leicht möglich ist, allein oder mit einer

5 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 187-190.

6 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 184-187.

7 Vgl. E. Barlösius: Soziologie des Essens, S. 191-200.

Privatperson ihrer Wahl zu Mittag zu essen. Die Entscheidung für das eine oder andere hängt davon ab, zu welcher Zeit die Arbeit endet. Analog zu den Anfangszeiten variieren die Endzeiten der Arbeit bei den Befragten beträchtlich, so dass sie nicht ohne Weiteres damit rechnen können, dass Freunde oder Bekannten zur gleichen Zeit Pause haben.

Zeitpioniere essen zu Mittag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Um die Mittagszeit gehe ich zum Bioladen, um mir ein belegtes Brötchen zu holen, das ich im Büro esse. Oder ich gehe zu einem Imbiss, und esse einen Gemüseteller.“	„Das mache ich lieber alleine, denn ich möchte in Ruhe essen. Ich habe keine Lust auf Small Talk mit Leuten, die mir insgesamt eher unsympathisch sind.“
„Wenn es meine Arbeit zulässt, esse ich gegen 13:00 Uhr zu Mittag. Das kann ein Brot mit Salat sein, etwas Gekochtes oder Aufgewärmtes vom Vortag.“	„Das ist meist daran orientiert, ob ich etwas Passendes finde oder etwas vorbereitet habe.“
„Ich esse nicht genau zur Mittagszeit, weil ich da, wo ich arbeite keine Möglichkeit habe, mir etwas zuzubereiten. Meist wärme ich mir gegen 14:30 Uhr etwas vom Vorabend auf, oder ich mache eine Tiefkühl-Pizza.“	„Ich empfinde mein Büro zu sehr als Arbeitsplatz als dass ich dort etwas essen oder trinken wollte. Durch den Verzicht auf das Mittagessen spare ich außerdem Zeit ein, die ich früher nach Hause kommen kann.“
„Nach Möglichkeit esse ich warm zu Mittag. Dass ich nur ein Brot verdrücke, ist für mich nichts Richtiges, kommt aber vor. Zwei Mal pro Woche gehe ich mit Freunden essen.“	„Für mich sollte das Mittagessen eine schöne Pause sein. Ich schätze dementsprechend die fröhliche Stimmung, wenn ich mit Freunden essen gehe.“

Das hat zur Folge, dass Zeitpioniere das Mittagessen werktags häufig alleine einnehmen, woran sie sich allerdings so wenig zu stören scheinen wie die Flexiblen Menschen daran, dass die Mittagspause arbeitsbedingt häufig ausfällt. Nicht zuletzt befreit die Gleichbedeutung von Mittagspause und Arbeitsende die Vertreter dieses Lebensstils von der Sorge, nicht ausreichend Zeit für das Essen und Trinken zu finden. Anders als die Flexiblen Menschen, die dazu tendieren, die Mittagspause früher als unbedingt nötig zu beschließen und an ihren Arbeitsplatz zurückzukehren, steht es Zeitpionieren in vielen Fällen offen, das Ende der Mittagspause – die in diesem Sinne keine Pause mehr ist – selbst festzulegen.

Wenn eine der Zeitpioniere eine Episode beschreibt, in deren Verlauf sie sich zu Hause Gemüse zubereitet, dann mag sie sich so wenig

für ein regelmäßiges Zustandkommen dieser Episode verbürgen, wie sie ihren Beginn durch eine Uhrzeit markiert sieht.

Die Mahlzeit beginnt damit, dass die Befragte von ihrer Arbeit nach Hause kommt. Genauso ist das Ende nicht durch eine bestimmte Uhrzeit vorgegeben – erst das Klingeln des Telefons, das Umblättern der letzten Seite der nebenbei gelesenen Zeitung oder ein *zufälliger* Blick auf die Uhr bilden Anlässe, die Episode, in deren Zentrum das Kochen, Tischdecken, Essen und Trinken stehen, durch eine andere abzulösen.

Episode: Gemüsepfanne entspannter Art

„Es gibt Tage, an denen ich koche und solche, an denen ich nicht koche – je nach Lust und Laune. Wenn ich koche, spielt sich das je nach Arbeitsende etwa ab 13:15 Uhr ab, im Sommer zwischen Küche und Balkon.

Zunächst bin ich in der Küche und schneide das Gemüse. Während das Gemüse gart, decke ich den Tisch. Meist habe ich Hunger und muss mich beherrschen, nicht während des Kochens schon etwas zu essen.

Wenn ich die ersten Bissen zu mir genommen habe, setzt zunehmend die Entspannung ein. Das Essen ist nicht unbedingt ein bewusstes Genießen, aber ich achte z.B. darauf, ob ich an dem Gericht in Zukunft etwas ändern muss und stehe nochmals auf, wenn ein Gewürz fehlt. Oft esse ich aber viel zu schnell auf, weil ich noch immer das Tempo der Arbeit in mir habe.

Das Kochen geht etwa 30 Min., das Essen oft nur 10 Min. Manchmal mache ich mir noch eine Schale Milchkaffee und bleibe lange sitzen, um mich von der Arbeit zu entspannen. Ich lese eine Zeitung, bin in Gedanken versunken oder schaue einfach vom Balkon.

Wenn das Telefon klingelt, die Zeitung zu Ende ist oder die Uhr 15:00 Uhr anzeigt, denke ich, dass es genug ist, weil mir dann nur noch wenige Stunden bis zum Abend bleiben, an dem ich nochmals etwas unternehmen möchte.“

Der Einfluss der vorangehenden Arbeit beschränkt sich darauf, dass sich die Befragte angespannt fühlt und sich mit großem Hunger daran macht, Gemüse zu waschen, zu schneiden und zu garen. Mit einer Gemüsepfanne bereitet sie sich etwas zu, das Helene Karmasin als typisches, zeitgemäßes Gericht für Individualisten beschreibt: weder ist das Gemüse um Fleisch herum angeordnet, noch bestehen – bis hin zur Esstechnik – anderweitige Regeln, die die Kreativität des Koches und Essenden beschränken würden. Keine verbindliche Ordnung, sondern ein Bild vom einfachen Leben nimmt auf dem Teller Gestalt an.⁸

8 H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 101-106.

Indem die Zubereitung die Spanne zwischen Heimkehr und Verzehr verlängert, kann die Befragte ihren Hunger erst nach einiger Steigerung stillen, womit auch eine dem einfachen Leben zugeschriebene Entspannung frühestens einsetzen kann, sobald das Essen fertig auf dem Tisch steht. Es fällt ihr nicht leicht, ihren Anspruch einzulösen, von Anfang an langsam zu essen und das Gegessene bewusst zu genießen; die Ruhe, die sie gleich zu Beginn des Verzehrs erhofft, kehrt oft erst im Anschluss ein. Im weiteren Verlauf scheint sie sich mit der Vertiefung in die Mahlzeit in die Annehmlichkeiten ihres Zuhauses zu vertiefen. Die zeitliche Dimension der Vertiefung ist unübersehbar: Das gedankenverlorene Vor-sich-hin-schauen bei einer Schale Kaffee zeigt eine Verlangsamung, ein Dahinfließen-lassen der Zeit, das in einen Zustand der Vergessenheit münden kann, aus dem die Befragte nur deshalb auftauchen muss, wenn sie keine Freizeitaktivitäten versäumen möchte. Eine ähnlich zelebrierte Langsamkeit lässt der Mittagstisch Flexibler Menschen vermissen: dieser wird mit dem Blick auf die Uhr abgeschlossen und nicht durch die Ankündigung eines bevorstehenden *neuen Ereignisses*.

Das Vergessen der Zeit steht auch im Vordergrund, wenn einer der Zeitpioniere eine Episode schildert, in der er mit alten Freunden zu Mittag isst.

Episode: Vollwert, danach Milchkaffee

„Das findet regelmäßig am Mittwoch statt. Einer erinnert per e-mail an das Treffen, die anderen sagen zu oder ab. Mehr oder weniger pünktlich treffen dann um 13:00 Uhr in wechselnder Besetzung vier oder fünf Personen ein.

Es handelt sich um Vollwertküche, mit Stehtischen und Salattheke im Freien. Es gibt ein preisgünstiges Tagesessen und der Tisch muss selbst gedeckt werden. Ein schmackhaftes Gericht erwarte ich nicht, aber ich schätze nach der Arbeit die aufgelockerte Atmosphäre.

Einer bestellt für alle, bezahlt für alle und trägt die Teller an den Tisch. Ein zweiter deckt den Tisch ein, während die anderen ablegen. Beim Essen bemüht sich jeder, mit lustigen Anekdoten zur Unterhaltung beizutragen oder zu frotzeln. Manchmal kommt vieles wie aus dem Nichts auf. Nur selten werden berufliche Dinge besprochen, weil das nicht alle interessiert.

Es gehört dazu, dass diejenigen, die noch Zeit haben, nach dem Essen zu Fuß zu einem nahe gelegenen Café gehen und eine Schale Milchkaffee trinken. Das alles ist von einer großen Langsamkeit beherrscht und selten hat einer Zeitstress – auch nicht von denen, die ganztags arbeiten.

Das Essen dauert etwa 30 Min., der Kaffee im Anschluss bis zu einer Stunde. Letztlich wird die Dauer vor allem von den Gesprächsinhalten bestimmt.“

Weil sich die Beteiligten nicht durch ihre Arbeit, sondern durch Freundschaft vermittelt zusammen finden, ist eine Verständigung darüber notwendig, ob alle Gelegenheit haben werden, zu kommen. Gegen 13:00 Uhr beginnt dann das Zusammentreffen, dessen Grundlage nach Auskunft des Befragten kein wohlgeschmeckendes Gericht bildet, sondern eine Atmosphäre, die sich ihm gefällig von der Atmosphäre bei der Arbeit abhebt. Dabei handelt es sich offensichtlich nicht um einen typischen Imbissstand, obwohl vom Essen an Stehtischen die Rede ist – möglicherweise ein Raum und eine Zeit im sich zunehmend verwischenden Grenzgebiet zwischen Imbiss und Restaurant.⁹

Wie beim Mittagstisch des Flexiblen Menschen werden beim Essen Dinge besprochen, zu denen alle etwas beitragen können, doch kann die Arbeit in diesem Fall nicht als Rahmenthema fungieren. Nachdem sämtliche Beteiligten unterschiedlichen Berufen nachgehen, ist kein gemeinsamer Horizont selbstverständlichen Wissens anzunehmen; deshalb sehen sie sich dazu angehalten, ihre Arbeit aus dem Tischgespräch auszuklammern und statt dessen durch heitere, unspezifische Anekdoten zur Unterhaltung beizutragen. Offenbar trägt diese Stimmung weit, denn das Ende der Episode fällt nicht mit dem Verzehr des Tellergerichts in eins: nach dem Fußmarsch zu einem Café, setzt sich die Unterhaltung dort fort, und ein Ende zeichnet sich erst ab, wenn es nichts mehr zu sagen gibt. Als Zweck der Mahlzeit ist also Geselligkeit vor das Essen gesetzt. Wie Claus-Dieter Rath formuliert hat, stellt der gemeinsame Verzehr damit nicht wie einst von Georg Simmel vorgestellt den Höhe- und Endpunkt, sondern den *Ausgangspunkt* weiterer Ereignisse dar.¹⁰

Bleibt zum Kaffeetrinken die Frage anzumerken, ob sich „das“ Kaffeetrinken über die Trennung von Morgen- und Nachmittagskaffee hinaus in der Zeitdimension differenzieren lässt.¹¹ Schließlich trinkt der Befragte *langsam* eine *Schale* Kaffee mit viel Milch; der Flexible Mensch, der oben seine Mittagspause geschildert hat, trinkt einen *Espresso* und kehrt dann häufig *früher als verlangt* wieder an die Arbeit zurück.

Abendessen: Hauptmahlzeit, Tagesabschluss

Das Abendessen folgt bei den Flexiblen Menschen keinem einheitlichen Muster. Wenn keine geschäftlichen Termine mehr zu absolvieren sind, fahren diejenigen, die mit Ehegatten oder Partnern zusammenleben zu

9 Vgl. C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 211/212.

10 C.-D. Rath: Reste der Tafelrunde, S. 174/175.

11 Vgl. Wolfgang Schivelbusch: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München: Hanser 1980, S. 79.

diesen nach Hause und essen mit ihnen zu Abend. Dieses gemeinsame Mahl wird dann trotz warmer Gerichte beim Mittagstisch als *Hauptmahlzeit* empfunden. Diejenigen, die alleine oder in einer Fernbeziehung leben, essen und trinken dagegen alleine oder in der Gesellschaft von Kollegen, die ihr Schicksal teilen. In jedem Fall geht dem Abendessen kaum mehr voraus als das Verlassen des Büros; Fernsehen und Zubettgehen folgen als einzige Aktivitäten darauf. Denkt man an den unter Flexiblen Menschen üblichen Arbeitsbeginn gegen 7:00 Uhr und daran, dass für viele die Arbeit erst gegen 20:00 Uhr endet, wird verständlich, weshalb die meisten sagen, sich für jede Aktivität zu erschöpft zu fühlen, geschweige denn Lust zu verspüren, sich selbst etwas zuzubereiten.

Flexible Menschen essen zu Abend

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Wenn ich das Büro verlasse, hoffe ich, dass ich zu Hause irgendetwas im Kühlschrank finde. Oder ich gehe mit einem Kollegen einen Döner essen. Dazu trinke ich ein, zwei Bier.“	„Ich habe überhaupt keine Lust, mir irgendetwas zu kochen, wenn ich völlig erschöpft nach Hause komme – schon gar nicht für mich alleine.“
„Abends esse ich häufig nur eine Reiswaffel, zu der ich Wasser trinke. Weil ich ungerne alleine esse, gehe ich auch nicht in ein Restaurant.“	„Mir wäre es zu aufwendig, für mich allein den Haushalt zu organisieren. Außerdem schlafe ich besser, wenn ich mit leerem Magen zu Bett gehe.“
„Trotz des Mittagstischs im Restaurant ist das für mich die Hauptmahlzeit. Sie wird von meiner Frau zubereitet.“	„Ich rufe meine Frau noch vom Zug aus an, wann ich ungefähr eintreffen werde, damit sie rechtzeitig mit den Vorbereitungen beginnen kann.“
„Werktags verstehe ich das Abendessen als meine Hauptmahlzeit.“	„Ich kann es aber nicht regelmäßig abhalten: Ich komme mal später aus der Arbeit zurück, mal früher.“

In diesem Abschnitt ist eine Episode festgehalten, in der einer der Flexiblen Menschen ein Abendessen isst, dessen Zubereitung er seiner Frau überlassen hat (s. Kasten S. 204).

Weil es ihm kaum gelingt, sein Büro früher zu verlassen, findet diese Mahlzeit etwa um 20:30 Uhr statt. Da der Befragte auch diese Uhrzeit nur selten einhalten kann, hat er sich darauf verlegt, seine Ankunft erst von unterwegs aus anzukündigen. Die Ankunft wie den Verlauf des Abends betrachtet er selbst als Ritual: als Reinigungsritual, und hier noch wichtiger, als Ritual der *Synchronisation* mit seiner Frau.

Episode: Kleine Katharsis im Whisky

„Meist essen wir erst nach 20:30 Uhr etwas, das meine Frau, die früher als ich zu arbeiten aufhört, vorbereitet hat. Weil ich selten lange im Voraus weiß, wann ich kommen werde, rufe ich sie von unterwegs aus an. Daheim angekommen, stelle ich den Koffer weg, wasche mir den Schmutz der Welt von den Händen und gehe zu einem Aperitif in die Küche.

Das gemeinsame Abendessen ist für mich ein Ritual zum Ausgleich für den Rest des Tages. Erstens bedeutet es Katharsis: meine Frau und ich reden zunächst über Probleme, die es an dem Tag gab, versuchen aber, immer mehr zu erfreulicheren Themen zu wechseln. Zweitens bedeutet es Synchronisation, indem wir besprechen, was am nächsten Tag einzukaufen ist, was wir am Wochenende unternehmen könnten usw.

Ich habe große Lust auf das Essen: Es handelt sich in der Regel um ein Tellergericht mit Wein. Nicht mondän, aber z.B. mit Messerbänkchen oder bei asiatischen Gerichten mit Stäbchen. Wir besprechen manchmal das Essen; allerdings meist erst, nachdem wir bereits eine Weile geredet oder schon aufgegessen haben. Das Telefon nehme ich nicht mehr ab, denn von nun an wünsche ich keine Unterbrechungen mehr.

Gesund ist dieses späte Essen sicherlich nicht, aber ich beginne, mich wohlzufühlen – obgleich ich nie ganz das Gefühl losbekomme, vollkommen ausgebrannt zu sein. Auch mein Esstempo ist zwar ein klein wenig niedriger als am Mittag, aber immer noch zu hoch.

Wenn wir zu Ende gegessen haben, trinken wir einen Whisky und sehen fern. Oft nicken wir zusammen vor dem Fernseher ein. Spätestens gegen 23:00 Uhr sollte ich schlafen, wenn ich den nächsten Tag überstehen möchte.“

Die von Flexiblen Menschen konstatierte schroffe Teilung des Lebens in ein Berufs- und ein Privatleben zeigt sich hier deutlich. Im gemeinsamen Essen und Trinken synchronisieren sich die Eheleute in zweierlei Hinsicht. Zum einen, als sie unmittelbar bei Tisch gleichzeitig Anwesende sind; zum anderen, indem sie während des Abendessens, im Verlauf des Tischgesprächs ihre zeitlichen Perspektiven aufeinander abstimmen. So berichten sie sich jeweils von den Ereignissen des zurückliegenden Tages und treffen im Anschluss daran Absprachen über die zu erwartende Zukunft. Eine Wendung, die sich als Reinigungsvorgang interpretieren lässt, ist durchaus zu erkennen: als Erstes werden unerfreuliche Ereignisse thematisiert, als Zweites wendet man sich den erfreulichen zu. Mir scheint, als ist diese Wendung mit einer anderen gepaart: Das Unerfreuliche ist *sachlich*, durch die Arbeit jedes von ihnen begründet; das Erfreuliche ist dagegen *sozial*, auf das gegründet, was sie gemeinsam im

Privaten zu verwirklichen suchen. Es geht also nicht nur darum, von beiden Vergangenheiten ausgehend individuelle Zukünfte zu organisieren, sondern ebenso darum, aus verschiedenen Sichtweisen eine gemeinsame Perspektive zu entwickeln.

Wie den Ausführungen zu entnehmen ist, soll der Alkoholgenuss dies erleichtern; doch büßt die Arbeit ihre Allgegenwart nie ein. Sei es, dass die Bewältigung des folgenden Arbeitstags ein bestimmtes Quantum Schlaf voraussetzt, sei es das beständige Gefühl, ausgebrannt zu sein, sei es der Eindruck, als Folge der Arbeit weit später am Abend und schneller zu essen als es gesund sein könnte. Schließlich rückten beide einander näher: In intimer Atmosphäre klingt diese Episode aus, wenn sich die Eheleute bei einem Whisky vor den Fernsehapparat auf das Sofa setzen und einnicken. Angesichts ihres Grads an Erschöpfung *muss* sich Liebe im gemeinsamen Schlaf erfüllen.¹²

Eine zweite Episode, die ein Angehöriger dieser Gruppe schildert, der in einer Fernbeziehung lebt, steht ebenfalls im Schatten des Arbeitstages (s. Kasten S. 204).

Sie beginnt damit, dass er sich und den Kollegen, mit dem er zusammen essen möchte, geradezu überreden muss, die Arbeit zu beenden. Nicht etwa, weil es der Arbeitsumfang erzwingen würde, sondern weil ihm selbst wie dem Kollegen wenig zu tun einfällt als immer weiter zu arbeiten, nachdem keiner von beiden zu Hause erwartet wird. Haben sie sich endlich dazu durchgerungen, mit dem Arbeiten aufzuhören, zeigt sich der weitere Verlauf des Abends von Lustlosigkeit geprägt: ist das Büro gegen 20:30 Uhr verlassen, fahren beide in ihren eigenen Fahrzeugen zu einem türkischen Schnellimbiss, der sich vorrangig durch seine verkehrsgünstige Lage zwischen der Firma und der Stelle, an der sich die Nachhausewege der Kollegen scheiden, auszeichnet.

Beim Essen und Trinken ist die Arbeit mehrfach präsent: der Erzähler hat weder einen räumlichen noch personellen und nicht einmal einen kleidungsbedingten Abstand gegenüber seiner Arbeit gewinnen können: selbst gesprochen wird über die Arbeit. Anders als beim häuslichen Abendessen, wendet sich die Stimmung auch nicht ins Positive. An das Resümee des Tages schließt kein wachsendes Wohlgefühl an; statt dessen macht sich allein ein Gefühl von Erschöpfung breit.

Mein Eindruck ist, dass hier der Alkohol ebenfalls helfen soll, sich von der wenig erfreulichen Situation abzuwenden; doch scheint es nicht zu gelingen, die negative Grundfärbung durch einen gemeinsamen Blick in die Zukunft zu übertünchen. Das Essen und Trinken im Imbiss bietet typischerweise eben nicht nur die Chance, seinen Appetit frei von Rück-

12 Vgl. M. Kundera: Die Unsterblichkeit, S. 178.

sicht auf traditionelle Tischsitten zu stillen, sondern es *zwingt* auch dazu. Neben der wenig zum Verweilen einladenden Einrichtung, verhindert der auf wenige unbedingt notwendige Worte gestützte Dreiklang aus Bestellen, Verzehren und Bezahlen, dass sich allein schon aus Tätigkeiten, die das Essen umlagern, eine Verdichtung der Beziehung zwischen den gemeinsam, treffender: *zu derselben Zeit* Essenden ergeben könnte.¹³ So unverbindlich wie sie angefangen hat, endet die Episode: Werden die beiden ihrer Erschöpfung gewahr, ist sie zu Ende. Dann fährt jeder für sich zu sich nach Hause und sieht bis zum Schlafengehen noch ein wenig fern. Nach einigen Stunden Schlaf beginnt schließlich erneut, ein anstrengender und langer Arbeitstag.

Episode: Döner mit Frust und Salat

„Das ergibt sich meist erst kurz vor Ende der Arbeit: Mein Kollege oder ich gehen zum jeweils anderen und versuchen, ihn dazu zu überreden, endlich mit der Arbeit aufzuhören. Aber: Von dem Moment an, in dem der eine das zum anderen sagt, dauert es regelmäßig noch eine ganze Weile, bis wir wirklich beide gehen.

Schließlich verlassen wir gegen 20:30 Uhr unsere Büros und fahren mit den Autos durch das Industriegebiet hinter einander her bis zu einer Döner-Bude, die wir in einer Seitenstraße am Eingang der Stadt entdeckt haben.

Die Einrichtung ist nicht besonders schön: Z.B. ist der Tresen lediglich mit Holz-Furnier-Folie beklebt. Besetzt ist die Bude lediglich mit ein paar alten Türken und uns beiden in Anzug und Krawatte an kleinen Tischen.

Wir bestellen Döner mit Salat, sowie ein oder zwei Bier. Alles übrige sieht nicht einladend aus – wir reden auch nicht über das, was wir essen, sondern sehen den Imbiss vor allem als Gelegenheit, rasch etwas zu Abend zu essen, bevor jeder in seinen Stadtteil fährt.

Unsere Unterhaltung wird meist von geschäftlichen Problemen dominiert. Zwar lässt die Anspannung von der Arbeit langsam nach, doch weil wir uns immer über irgendetwas aufregen, ist die Stimmung am Ende von Frust und Resignation geprägt. Nur selten kommt es vor, dass wir andere Themen anschneiden – wir kommen eben unmittelbar aus dem Büro.

Kurz nach dem Bier erlahmt unsere Unterhaltung; in der Regel wird die Müdigkeit zu stark. Wenn außerdem einer von uns am anderen Morgen zum Flughafen muss oder bewusst wird, dass nur sechseinhalb Stunden Schlaf bleiben, wenn man noch etwas Fernsehen möchte, gehen wir nach Hause.“

13 Vgl. W. Baumann/H. Kimpel/F. Kniess: Schnellimbiß, S. 53/54.

Für die befragten Zeitpioniere gilt durchweg das Abendessen als Hauptmahlzeit eines Werktages.

Zeitpioniere essen zu Abend

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Im Sommer esse ich meist gegen 19:00 Uhr oder 20:00 Uhr zu Abend. Im Winter etwas früher. Das ist für mich die Hauptmahlzeit des Tages. Da koche ich mir fast täglich selbst.“	„Es ist für mich ein Ziel des Tages, am Abend etwas Schönes zu essen. Weil ich dafür den Kopf frei haben möchte, achte ich darauf, zuvor alles Unangenehme erledigt zu haben.“
„Abends esse ich entweder mit meinem Partner etwas Warmes, oder ich lasse das Abendessen ausfallen.“	„Das ist selten planbar: Es hängt vor allem davon ab, zu welcher Zeit er nach Hause kommt und ob er auswärts gegessen hat oder nicht.“
„Das Abendessen variiert: Wenn ich am Abend ins Karate gehe, gehe ich hinterher mit den anderen etwas essen und Bier trinken. Wenn nicht, kaufe ich mir eine Brezel oder ich mache mir zu Hause ein Käsebrod.“	

Darin leisten sie der Vorstellung Folge, dass der Tag am besten mit dem Verzehr eines zu Hause zubereiteten Gerichts zu beschließen sei. Anders als es bei den Flexiblen Menschen, bleibt es den Zeitpionieren in der Regel jedoch selbst überlassen, sich ein Abendessen zuzubereiten. Da sie in der Mehrzahl allein leben, sind sie es darüber hinaus gewohnt, es alleine zu sich zu nehmen. Eine Alternative stellt für sie das Essen und Trinken in der Gesellschaft von Menschen dar, mit denen sie freundschaftlich verbunden sind oder aufgrund ihrer regen Beteiligung an Kursen zur Selbsterfahrung, Weiterbildung oder Ertüchtigung in Kontakt gekommen sind.

Die folgende Episode handelt davon, wie eine der Zeitpioniere den Abend alleine zu Hause verbringt und Nudeln als Abendessen zubereitet (s. Kasten S. 208).

Bevor sie mit der Zubereitung beginnt, hat sie sich bereits damit beschäftigt, wonach ihr zuletzt der Sinn gestanden hat: Lesen, im Internet surfen, Musik hören. Somit findet das Kochen nicht unmittelbar im Gefolge der Arbeit statt – entsprechend gelassen kann es beginnen. Eine gewisse Vorfreude ist offenkundig: Die Befragte gibt an, sich bereits am Vormittag über ein schmackhaftes Gericht und die notwendigen Zutaten nachzudenken. Kochen und Essen erscheinen ihr als Abläufe, die den

Tag vollenden. Ist etwas unerfreuliches vorgefallen, hofft sie, dass sie mit Hilfe des Abendessens einen Ausgleich schaffen kann.

Episode: Fernseh-Nudeln umstandslos

„Die einzige Vorgabe ist, dass ich vor 19:30 Uhr mit dem Kochen anfangen sollte, weil ich früh zu Bett gehen muss und spätes Essen nicht gut vertrage. Bevor ich mit dem Kochen beginne habe ich meist telefoniert, im Internet gesurft, gelesen, Musik gehört oder etwas Privates erledigt.

Ich überlege mir schon morgens, was ich kochen könnte, um im Lauf des Nachmittags die Zutaten einzukaufen. Gerne koche ich Nudeln mit einer Soße – etwas Deftiges und Warmes, weil ich als Frühstück meist etwas Süßes und mittags nur kalt gegessen habe. Ich sehe das Abendessen auch als Möglichkeit, das Blatt zu wenden, wenn der Tag unerfreulich verlaufen ist.

Ich setze mich zum Essen auf das Bett. Vor mir liegt ein Fernsehprogramm, darauf steht der Teller. Ich esse ohne Serviette; kurze Nudeln am liebsten mit dem Löffel: Mit den Fingern würde ich nie essen, aber eine Gabel brauche ich hier nicht.

Ich esse und koche entspannt, genieße meine Nudeln und schaue dazu fern. Manchmal läuft der Fernseher bereits, während ich das Nudelwasser aufstelle: Ich empfinde ihn als Ersatz für Kommunikation. Da ich mich auf das Essen freue, koche und esse ich auch häufig zuviel. Deshalb bin ich nach dem Essen eher träge, aber zugleich zufrieden. Das ist alles nicht sehr kultiviert, aber wenn man alleine lebt, passiert es eben.

Das Geschirr spüle ich erst am anderen Tag ab, wenn ich es wieder brauche. Ich finde, man kann nach dem Essen gut liegen, aber nicht gut an der Spüle stehen. Außerdem soll der Tag ja damit ausklingen, dass ich es mir gut gehen lasse. Deshalb achte ich darauf, dass ich hernach nicht mehr weg muss – sonst würde ich mich beim Essen zu sehr gehetzt fühlen.“

Schaut man genau hin, entspricht diese Haltung der alltäglichen Umsetzung des von Zeitpionieren bevorzugten Lebensbildes: Am Ende der Bergwanderung entschädigt das Erreichen des Gipfels für die vorangehenden Strapazen. Das Zurücklassen aller Mühsal scheint besonders gut zu gelingen, wenn das Essen, das in diesem Fall zugleich ein Allein-Essen ist, wie bei vielen vom laufenden Fernsehapparat begleitet wird.¹⁴

Nach eigenem Bekunden soll so die Anwesenheit anderer Personen simuliert werden, doch so wenig von einem Tischgespräch die Rede sein kann, so wenig entspricht das Essen dem in Gesellschaft: weder Esstisch

14 Vgl. U. Meier: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, S. 85.

noch Gedeck kommen zum Einsatz. Die Einnahme der Mahlzeit erfolgt ausdrücklich umstandslos – die Befragte macht es sich im gängigen Sinn *gemütlich*: Sie sucht die Abwesenheit von Zwang, eine innere Ruhe und Konzentration auf Wesentliches.¹⁵ Auch dies passt zum Bild des Wanderers, dessen einziger Wunsch am Ende einer Etappe darin besteht, sein Gepäck abzulegen, sich auszuruhen und ein einfaches Lager herzurichten. Auch der weitere Verlauf dieser Episode lässt sich in diesem Bild lesen: Am Ende herrschen Trägheit und Zufriedenheit vor – der Gedanke, aufzustehen und noch am selben Abend spülen, wird abgestreift. Zum Gelingen des Abends gehört ebenso, dass keine Termine mehr vorgesehen sind.

Demgegenüber stellt eine andere Befragte dieser Gruppe als Episode ein Abendessen in Gesellschaft der Mitglieder eines Karate-Kurses vor, an dem sie einmal wöchentlich teilnimmt.

Episode: Jour fixe bei Bier und Baguette

„Selten vor 22:00 Uhr gehe ich mit anderen aus dem Karate ein Bier trinken und etwas Kleines essen. Der Ort wird nicht danach ausgewählt, was es zu essen gibt, weil man mit so vielen Personen nicht überall hingehen kann. In der Umkleidekabine stellen wir fest, wer alles mitgeht und wohin wir gehen.“

Ich freue mich nicht besonders auf das Essen, weil ich mit den Leuten vom Karate nicht in erster Linie des Essens wegen unterwegs bin. Aber ich gehöre zu denen, die etwas essen, weil sie auch zu Hause etwas essen würden. Da wir immer in dieselben Kneipen gehen, weiß ich inzwischen, was mir gut schmeckt. Ich nehme ein Mozzarella-Baguette und trinke ein Bier dazu.

Das Hauptthema am Tisch ist das Karate im weitesten Sinn: wo Lehrgänge statt finden, welche Prüfungen kommen, aber auch: welche Partys es gibt. Das ist so, weil die Teilnehmer im Übrigen sehr verschieden sind. Über das Essen wird nicht gesprochen. Das geht eher neben der Unterhaltung her.

Es herrscht eine gemütliche und entspannte Atmosphäre und dauert knappe zwei Stunden. So, wie wir gekommen sind, gehen wir auch alle wieder gemeinsam weg, wenn alle ihr Bier ausgetrunken haben. Dafür schaut aber keiner auf die Uhr. Eher stellt jemand beim Aufstehen erstaunt fest, wie spät es bereits geworden ist.“

Statt *vor* dem Kurs etwas alleine, zu Hause zu essen, bespricht sie im Anschluss an den Kurs mit den übrigen Teilnehmern, wer neben ihr bereit ist, in eine Kneipe zu gehen, um dort noch eine Kleinigkeit zu essen und zu trinken. Auf welche Kneipe die Wahl der Karateka fällt, hängt

¹⁵ Vgl. B. Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit, S. 58-60, 67-76.

letztlich weniger vom Speisenangebot als von der Anzahl der benötigten Sitzplätze ab. Das Gericht, das die Befragte verzehrt, scheint ohnehin keine zentrale Rolle zu spielen: Es liefert lediglich einen Rahmen, um sich in einer geselligen Runde vor allem über solche Themen auszutauschen, die für die Teilnehmer dieses Kurses von Interesse sind. Sofern die anwesenden Personen durch den gemeinsam betriebenen Sport verbunden sind, wird die Erwerbstätigkeit im Gegensatz zu einem Geschäftsessen nur am Rande berührt. Dafür ist das Themenspektrum in entgegengesetzter Richtung erweitert: Partys und Lehrgänge, die sicherlich mehr als Sporttreiben umfassen, bilden die Anknüpfungspunkte für weitere Aktivitäten.

Nimmt man die Zeitpioniere beim Wort, ist es ihr erklärtes Ziel, der Arbeit nicht mehr Raum oder besser: Zeit zu geben, als sie den Abend nicht im Gefühl von Erschöpfung und Nicht-abschalten-können verbringen wollen. In der Tat erweist sich das Beisammensein mit den Vereinsfreunden von einer Atmosphäre geprägt, in der die Zeit fröhlich verbracht wird, wiewohl die Freiwilligkeit zugleich Unverbindlichkeit einschließen mag. Erst spät nachts erinnern sich die Beteiligten daran, dass es die Arbeit des folgenden Tages verlangt, beizeiten nach Hause und damit auch wieder getrennte Wege zu gehen.

Zwischenmahlzeiten: Nebenbei oder in Ruhe

Essen und Trinken jenseits von Frühstück, Mittagessen und Abendessen ist allen Befragten vertraut. Die Flexiblen Menschen nehmen im Verlauf des Tages Tee, Kaffee und Wasser zu sich; als Zwischenmahlzeiten nennen sie Kekse, Schokoladenriegel, Pralinen, Fruchtgummi, Eis und nur selten Obst (s. Kasten S. 211).

Die Anlässe, zu denen derlei verspeist wird, deuten auf den typischen Charakter dieser Speisen in der Zeitdimension hin: eine festgelegtes Ziel wurde nicht erreicht, oder mehrere Angestellte unterbrechen gleichzeitig ihre Arbeit und finden sich überraschend zusammen ein. Ein Kennzeichen der erwähnten Speisen ist deshalb, neben dem hohem Zuckergehalt die rasche Verzehrbarkeit und die permanente Verfügbarkeit. Nach Auskunft der Befragten werden in ihren Büros vor allem süße Snacks in großen Vorräten gehalten, so dass sie sich *jederzeit* einen Anlass suchen können, um sich zwischendurch etwas zu gönnen – sei dies nun ein plötzliches Frustrationsgefühl oder das zufällige Vorübergehen am Vorratsschrank.

Flexible Menschen essen zwischendurch

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Ich habe eine Kasse für Kekse eingeführt. Welche Kekse das sind ist mir völlig egal, nur muss Schokolade dabei sein. Unsere Sekretärinnen kümmern sich regelmäßig um Nachschub.“	„Ab und zu überkommt es mich dergart, dass ich sofort einen Keks brauche oder es geht bei mir nichts mehr. Wenn ich besonders viel Frust habe, stehe ich sogar nachts auf und esse einen Riegel Schokolade.“
„Den ganzen Tag trinke ich Tee und Kaffee. Nebenbei esse ich Obst und die Schokoladen-Riegel, die in unserer Abteilung herumliegen.“	„Ich selbst greife selten zu und esse eigentlich lieber Obst, aber in unserem Büro finden sich immer Gummibärchen oder Kekse.“
„Zu Hause habe ich nur wenig Süßes vorrätig. Etwas anderes ist es im Büro: wenn ich Stress habe, schiebe ich mir viel zu viele Süßigkeiten rein.“	„Dann muss es aber ganz besonders schnell gehen.“

Eine Episode, in der die Einnahme einer süßen Zwischenmahlzeit vom Zufall der gleichzeitigen Arbeitsunterbrechung getragen wird, hat eine Frau aus der Gruppe der Flexiblen Menschen dargestellt (s. Kasten S. 212). Sie führt aus, wie sie sich mit anderen Angestellten auf ihrem Stockwerk zusammenfindet, um je nach Vorratslage Pralinen, Kekse oder Ähnliches zu verzehren.

Diese Gelegenheit tritt zwar nach ihrer Meinung stets in der Mitte des Vormittags oder Nachmittags auf. Sie scheint dennoch gleichsam aus dem Nichts zu kommen. Offensichtlich genügt es, dass an einer beliebigen Stelle der diversen Arbeitsabläufe die Arbeit nur kurz zum Erliegen kommt, um Aufmerksamkeit freizusetzen und sie auf den allen vertrauten Vorratsschrank zu lenken. Das Geräusch, das beim Öffnen des Schanks entsteht, weckt die Neugier der Arbeitenden in den übrigen Büros und verlockt sie dazu, sich ebenfalls zum Schrank zu begeben. Auf diese Weise bildet sich in kurzer Zeit eine gesellige Runde, in der man sich bei etwas Konfekt bevorzugt über die Eigenheiten der abwesenden Kollegen, die Stimmung im Unternehmen und andere Themen austauscht, die jenseits sachlicher Aspekte zu Organisationen dazugehören. Dass die Anwesenden einander über ihre Arbeit verbunden sind, spiegelt sich in dem, was sie verzehren wieder: Es handelt sich um kleine, trockene, außer Haus genormte Speisen, die mit ihrer Unpersönlichkeit die Kultiviertheit der Esser zum Ausdruck bringen.¹⁶

16 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 191.

Episode: Süßes in kurzer Aktenpause

„Dafür gibt es zwei typische Gelegenheiten: vormittags etwa gegen 11:00 Uhr oder nachmittags gegen 16:00 Uhr.

Die Situation ergibt sich sehr spontan, wenn irgendwo eine kleine Pause entsteht. Entweder gehe ich selbst, oder ich höre, wie jemand sich etwas Süßes holt, denn es gibt auf meinem Stockwerk fünf Büros, deren Türen überwiegend offen stehen. Jeder weiß, wo der Schrank steht und jeder weiß, dass immer etwas da ist. Nach und nach kommen so alle zusammen.

Meist gibt es Gummibärchen, Kekse oder Pralinen, manchmal bringt auch jemand von einem Außentermin Eis mit, obwohl wir alle der Meinung sind, dass man nicht viel Süßes essen sollte. Das ist ein Essen von der Hand in den Mund. Dabei ist das, was wir essen nebensächlich – wir flachsen höchstens darüber, wer wovon wie viel gegessen hat.

Insgesamt wechselt die Stimmung von Geschäftigkeit in Geselligkeit über. Wir klatschen z.B. über das Büro, über Vorgesetzte oder auch über Männer, sofern keine männlichen Kollegen anwesend sind. Selten redet man über privates, aber ich empfinde das dennoch als eine kurze Auszeit. Die Zeit wird verlangsamt, weil man immer einer Weile wartet, bis alle aus ihrer Arbeit herausgekommen sind.

Das Ganze dauert knapp 10 Min. und endet immer durch Druck. Wenn z.B. jemand Übergeordnetes hereinkommt, das Telefon nicht zu klingeln aufhört, oder jemand einen Termin hat. Auch wenn nur einer los muss, gilt das als Signal für die anderen, ebenfalls zur Arbeit zurückzukehren. Dann zerstreuen wir uns genauso rasch wieder wie wir uns eingefunden haben.“

Dass die Episode selten den Bezug zum Unternehmen verliert, deutet sich neben den abgehandelten Themen und verzehrten Speisen das Ende an: Sobald die Unterhaltung das informelle Terrain der formalen Organisation zu verlassen droht, genügt ein unerheblicher Anlass, um die Beteiligten zur Rückkehr in ihre Büros zu bewegen. Die Episode, in der die Zeit nach Auskunft der Befragten verlangsamt wird, scheint genauso schnell wieder ins Nichts zu verschwinden, wie sie von dort gekommen war. Man kann den Eindruck gewinnen, dass sie ihren Reiz aus der Atmosphäre einer heimlichen Verschwörung bezieht, die in der gemeinschaftlichen, spontanen Niederlegung der Arbeit zum kurzen Ausflug ins Paradies besteht.¹⁷

Dass dabei ausgerechnet Konfekt verzehrt wird und kein trockenes Pausenbrot, fügt sich in dieses Bild: Seit Abschaffung des Ancien Régime ist Schokolade als typische Speise der behäbigen Adelherrschaft

17 Vgl. C. Wagner: Fast schon Food, S. 256-259.

zum bevorzugten Genussmittel von Frauen und Kindern herabgesunken. Sie verkörpert den Gegenpol zur Arbeitsdisziplin bürgerlicher Männer mit allzeit geschärftem Verstand.¹⁸

Auch Zeitpionieren sind Zwischenmahlzeiten nicht fremd, doch sie berichten davon, vorzugsweise am Nachmittag etwas Süßes oder etwas Obst zu sich zu nehmen.

Zeitpioniere essen zwischendurch

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Nachmittags gönne ich mir irgendwas Kleines für zwischendurch: einen süßen Snack und manchmal einen Kaffee dazu.“	„Kaffee trinke ich dann, wenn ich es mir gemütlich machen möchte. Diesen Charakter bekommt er, sobald ich ihn auf das Stövchen stelle.“
„Ich esse keine Snacks, weil sie dick machen. Wenn möglich gehe ich auf dem Weg von der Arbeit beim Bäcker vorbei und halte am Nachmittag ein Teestündchen ab.“	„Das kann lediglich eine Tasse Tee umfassen und muss nicht länger als etwa 30 Min. dauern. Aber auf dieses Sich-hinsetzen und erst einmal Nichtstun lege ich großen Wert.“
„Es gibt abgestimmt mit dem Frühstück bei der Arbeit etwas Süßes oder Obst. Außerdem den ganzen Tag Tee zur Flüssigkeitszufuhr.“	„Das esse ich dann, während ich etwas anderes tue.“

Da sie sich weniger lange am Arbeitsort aufhalten und ihre Arbeit weniger oft als ihre vollzeitarbeitenden Kollegen unterbrechen wollen, haben Zwischenmahlzeiten für sie einen anderen Charakter: die Chance zur Geselligkeit, die schiere Verfügbarkeit oder die Missstimmung aufgrund ausbleibender Arbeitserfolge, sind für sie keine gängigen Motive. Deutlich zutage tritt dagegen das Bestreben, es sich einige Zeit zu Hause gemütlich einzurichten. Ein Stück Kuchen, begleitet von einer Tasse frisch aufgebrühten Tees oder Kaffees sollen nicht unter Zeitdruck angerichtet und nebenbei verzehrt werden. Vielmehr können Essen und Trinken in Anspruch nehmen, im Vordergrund zu stehen. Sie sollen nicht wie beim Snack die aufblitzende Verheißung, sondern die *Erfüllung* von Langsamkeit und Wohlergehen in der Gegenwart sein. Aus dieser Sichtweise werden sie von anderen Tätigkeit begleitet, aber nicht sie sollen eine andere Tätigkeiten begleiten. Zwischenmahlzeiten dienen eher als Auszeiten, in denen das eigentlich Wichtige im Leben manifest wird, denn als hübsche Zier oder Versüßung dessen, was wichtig ist. Dafür spricht al-

¹⁸ Vgl. W. Schivelbusch: Das Paradies, S. 106.

lein der Aufwand, den Zeitpioniere treiben: Was sie verzehren, haben sie selbst eingekauft – keine vermeintlich unsichtbaren Hände tragen dafür Sorge, dass wie in den Büros Flexibler Menschen Süßwaren oder frisches Obst zu jeder Zeit griffbereit sind.

Hier beschreibt eine der Zeitpioniere eine Episode, in der sie sich am Nachmittag eine Zwischenmahlzeit zurecht macht.

Episode: Tee-Gelassenheit mit Gebäck

„Am besten finde ich es, den Tee gegen 16:00 Uhr zu trinken, nachdem ich irgendwelche privaten Dinge erledigt habe. Zu einem früheren Zeitpunkt habe ich zu sehr das Gefühl, dass ich dieses Nichtstun nicht verdient habe. Sicherlich kann man Tee auch wo anderes trinken, aber am schönsten finde ich es in meiner Wohnung. Dort bin ich abgeschirmt und habe meine Ruhe.

Schon die Zubereitung des Tees ist eine langwierige Prozedur: Wenn man es richtig machen will, muss man erst die Kanne erwärmen und dann mit neuem heißem Wasser die Blätter aufgießen. Das unterscheidet die Teestunde vom Kaffeekränzchen: Im Gegensatz zum Kaffee strahlt Tee Gelassenheit aus.

Ab und zu lasse ich im Hintergrund leise Musik laufen. Ich stelle mir die dampfende Teeschale aus Porzellan hin, setze mich auf mein Sofa und freue mich über die Ungestörtheit. Etwas zu essen muss nicht unbedingt sein, aber gerne esse ich Kekse oder ein Stück Kuchen zum Tee. Der Geschmack des Tees ist mir sehr wichtig: Ich probiere gerne verschiedene Sorten aus und ärgere mich, wenn z.B. ein Tee zu lange gezogen hat. Dazu lese ich Zeitung.

Trotz allem gelingt es mir nicht immer, völlig abzuschalten. Zum Ersten lässt mich meine Arbeit auch bei einer halben Stelle nicht so leicht los. Zum zweiten muss ich z.B. im Hinterkopf haben, dass ich noch Einkäufe oder etwas anderes erledigen muss. Und darüber hinaus klingelt manchmal das Telefon – da gehe ich natürlich dran, obwohl ich mich darüber ärgere.

Wenn die Kanne leer ist, der Tee kalt oder über ein Telefonat bitter geworden ist, stehe ich nach gut 45 Min. wieder auf. Selbst beim Telefonieren sitze ich, so dass es kein abruptes, sondern ein langsames Ende ist.“

Sie setzt sich dazu in ihrer Wohnung auf das Sofa, um das Gefühl der Abgeschlossenheit zu genießen. Es ist die charakteristische Einstellung der Zeitpioniere gegenüber der Arbeit, die sie betonten lässt, es sich nicht vor einer bestimmten Uhrzeit bequem machen zu wollen. Alles andere würde ihrer von Ernsthaftigkeit geprägten Haltung zur Arbeit zuwiderlaufen. Das heißt nicht, dass die Erzählerin gerade von der Arbeit nach Hause gekommen wäre; vielmehr ist ihr Begriff von Arbeit weitgefasst, so dass er sämtliche lebensnotwendig erachteten Tätigkeiten

wie z.B. den Schriftverkehr mit einer Versicherung oder Behörde aufnimmt. Erst nachdem dies alles erledigt ist, gestattet sie es sich, zur Ruhe zu kommen. Die Episode beginnt also damit, dass sie nach getaner Arbeit in die Küche geht, um Tee zuzubereiten. Weil Tee nach ihrer Auffassung nach eher für Gelassenheit steht als Kaffee, zieht sie das Tee- dem Kaffeetrinken vor.

Das angestrebte Zur-Ruhe-kommen wird beileibe nicht nur dem Tee anheim gestellt: Im Hintergrund spielt leise Musik, und vom Moment des Aufsetzens des Teegedecks auf den Tisch bis zum Schmecken des Tees läuft diese Episode mit einer Bedächtigkeit ab, die an die Wandlungszereemonie im katholischen Gottesdienst erinnert.¹⁹ Jeder Telefonanruf wäre jetzt alles (zer-)störend; nicht minder störend – und auch das weckt Assoziationen an Kirchenbesuche – wird empfunden, dass *ausgerechnet jetzt* Gedanken an derart Profanes wie die Arbeit aufkommen. Arbeit wieder in einem erweiterten Sinn gemeint: Unbewältigtes, Einkäufe und Erledigungen des Tages wirken nach bzw. werfen ihre Schatten voraus. Die Gunst der ruhigen Stunde nutzend, drängt manches aus dem Hinterkopf zur Unzeit nach vorne. So fällt es nicht immer leicht, Ruhe zu *bewahren* und die Beendigung dieser Episode allein dem Erkalten oder Austrinken des Tees zu überlassen.

¹⁹ Vgl. Elias Canetti: *Masse und Macht*, Frankfurt (M): Fischer 1980, S. 172-176.

Zeit am Wochenende

Samstags allerlei, sonntags Gemeinschaft

Wenn sich Werktag und Wochenenden unterscheiden, stellt sich die Frage nach dem *Wie* und die häufig vernachlässigte Frage nach *Übergängen*. Die Aussagen der Befragten dazu weisen klare Unterschiede auf (s. Kasten S. 218).

Bei den Flexiblen Menschen findet man wohl die Bemerkung, dass sie sich bereits von Freitagnachmittag an auf das Wochenende freuen und deshalb versuchen, ihren Arbeitsplatz früher als an den übrigen Werktagen zu verlassen; doch scheint ihnen dies letztlich nur in begrenztem Umfang zu gelingen. Nachdem sie ihre Arbeitsleistung nicht an die Uhrzeit knüpfen, sehen sie auch freitags immerzu weitere Arbeiten, die nach Erledigung verlangen.

Endlich zu Hause angekommen, bleibt ihnen auf den ersten Blick daher nichts wesentlich anderes zu tun als das, was sie sonst tun: Arbeitskleidung ablegen, essen, trinken, schlafen. Der zweite Blick offenbart jedoch etwas anderes: Denen, die in einer Fernbeziehung leben, bietet die Ankunft des Partners nach Tagen der Abwesenheit Anlass zur Freude; im anderen Fall hebt die Aussicht darauf, am anderen Morgen ausschlafen zu können, die Stimmung. Der Wechsel der Zeit wird im kleinen Rahmen gefeiert, und das auch mit einem außergewöhnlichen Essen und Trinken gefeiert. Essen und Trinken zu zweien bzw. besseres Essen und Trinken als üblich.

Derartiges sucht man bei den Zeitpionieren vergebens. Zwar finden sich Anklänge dort, wo am Freitagnachmittag noch gearbeitet wird: Neben Erschöpfung macht sich nach der Arbeit Freude darüber breit, von nun an mindestens an den beiden kommenden Tagen nicht zur Arbeit zu müssen. Wenn der Freitagnachmittag dagegen arbeitsfrei ist, zeichnet

sich ab, was generell für Zeitpioniere gilt: Da die Wochenarbeitszeit reduziert ist, eine vorgegebene Stundenzahl nicht überschritten wird und die Verteilung der Arbeitszeit mitunter den Befragten selbst überlassen bleibt, stellt sich der Wechsel von Arbeits- zu arbeitsfreien Tagen kaum als harscher Wechsel zwischen Zeiten der Verausgabung und Zeiten der Erholung und somit seltener als Anlass zu feiern dar.

Übergang zum Wochenende

Flexible Menschen

„Die offizielle Arbeitszeit bis 13:00 Uhr gilt für mich freitags nicht – da ist nichts zu machen. Aber etwa ab der Mittagszeit kommt die Vorfreude aufs Wochenende auf, obwohl ich ja oft auch am Wochenende arbeite.“

„Ich versuche, freitags früher aus dem Büro zu kommen, was meist nicht gelingt. Ich komme also gegen 19:15 Uhr nach Hause. Das Wichtigste ist dann: raus aus dem Anzug. Häufig ist meine Partnerin schon da und hat etwas zu essen vorbereitet. Dann essen meine Frau und ich etwas Kleines und gehen beide früh zu Bett, weil wir sehr schlapp sind. Dabei genießen wir die Vorstellung, am anderen Morgen später aufstehen zu können als sonst.“

„Das Wochenende beginnt für mich am Freitagabend, wenn ich gegen 21:00 Uhr im Zug sitze und nach Hause fahre. Zu Hause öffne ich eine etwas bessere Flasche Wein als üblich und trinke mehr Whisky.“

Zeitpioniere

„Von früher kenne ich es, dass man sich ab Montag früh nach dem Wochenende sehnt und von Sonntagmittag an wieder vor den Arbeitstagen fürchtet. Aber ich habe das glücklicherweise nicht mehr, da ich inzwischen an den Werktagen genügend Freizeit habe. Heute verbinde ich den Freitag eher als andere Werktage mit abendlichem Ausgehen, aber das ist schon alles.“

„Freitagmittag ist für mich Schluss. Gerne unternehme ich dann schon am Freitagabend etwas mit anderen, weil mir dann das Wochenende viel länger erscheint als wenn ich ferngesehen oder nichts getan hätte und erst am Samstagmorgen aktiv geworden wäre. Da ich keine Vollzeitstelle mehr habe, ist der Übergang zum Wochenende für mich nicht so auffällig.“

„Die Änderung im Zeitgefühl setzt am Nachmittag an. Es beginnt aber erst, wenn ich abends nach Hause komme. Dann mache ich nicht mehr viel: Ich setze mich vor den Fernseher und genieße es einfach, von nun an nichts mehr tun zu müssen.“

Während sich Flexible Menschen nach Kräften mühen, nicht etwa Arbeit mit nach Hause zu nehmen oder das Wochenende mit anderer Arbeit auszufüllen, gilt für Zeitpioniere etwas ganz anderes. Sie sehen die

Grenze Arbeitszeit/freie Zeit nicht von der Arbeitszeit her in Bedrängnis, sondern sie belagern sie selbst umgekehrt vom Terrain der freien Zeit aus.

Es überrascht deshalb nicht sehr, wenn Zeitpioniere kein großes Aufheben um die Unterschiede zu den Werktagen machen, und sich ihre Bemerkungen dazu in dem Hinweis erschöpfen, am Wochenende nicht auf den Wecker achten zu müssen und (noch) mehr als an anderen Tagen unternehmen zu können.

Unterschiede zu den Werktagen

Flexible Menschen

„An den Werktagen stehen wir auf, wenn der Wecker klingelt, während wir am Wochenende von selbst aufwachen. Man kann alles viel langsamer machen. Wir frühstücken auch gemeinsam, was wir sonst nicht tun. Selbstverständlich ist das Wochenende auch der Hauptschauplatz für Konflikte, für die wir an den Werktagen zu müde sind oder keine Gelegenheit haben.“

„Am Wochenende versuche ich mal, mich zu entspannen, lange im Bett zu liegen, zu schlafen, abzuhängen, zu lesen und in Ruhe zu essen. Das ist nicht Trödeln, sondern notwendige Erholung von der Arbeitswoche.“

„Am Wochenende gibt es mehr echte Freizeit. Allerdings kommt es immer öfter vor, dass ich auch am Samstag und manchmal sogar sonntags arbeiten muss. Das lässt die Unterschiede undeutlich werden.“

Zeitpioniere

„Ich habe das schöne Gefühl, noch mehr Zeit zu haben, weil keine Einteilung von außen bestimmt, wann sich was abspielt. Ich muss mich nicht nach der Uhr richten, sondern kann schlafen, so lange ich will: Ich stehe das eine Mal um 8:00 Uhr auf, das andere Mal erst um 10:00 Uhr.“

„Wir streiten uns häufig, weil mein Partner zu wenig im Haushalt macht. Außerdem würde ich gerne sonntags früher anfangen, um den ganzen Tag nutzen zu können.“

„Der Unterschied ist nicht sehr gravierend. Ich unternehme etwas mehr mit anderen und kann abends länger wach bleiben.“

Die Flexiblen Menschen registrieren dagegen klare Abweichungen und teilen sie mit: Neben der Ignoranz des Weckers halten sie fest, das Wochenende *langsam* und gegebenenfalls mit einem Frühstück zu zweit zu beginnen. Sie betonen, dass sie dann einerseits in Ruhe essen und immer wieder Entspannung suchen, aber andererseits auch die Gelegenheit finden, mit Ehegatten bzw. Partnern zu streiten, nachdem ihnen werktags dafür oft Zeit und/oder Energie fehlen. Sie folgen darin sehr deutlich dem weithin verbreiteten Muster, an Werktagen die Beschäftigung mit

nahe stehenden Menschen zugunsten sachbezogener Kontakte zurückzustellen und sie dafür am Wochenende sehr stark hervorzukehren.¹ Im Übrigen bestätigen sie, was sich bereits abgezeichnet hat: Ihre Freude an der freien Zeit wird von der Sorge getrübt, dass ihr Umfang in Zukunft schwinden könnte, nachdem die Arbeit bereits jetzt ab und zu auf dieses Reservat ausgreift. Der Druck, den die Arbeit auf diese Zeitgrenze ausübt, scheint enorm.

Dagegen weichen die Vorstellungen von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen darüber, wie ein Wochenende typischerweise abzulaufen hat, nur wenig voneinander ab. Kurz gesagt, vertreten alle Befragten die Auffassung, dass Samstag und Sonntage von Verpflichtungen frei und statt dessen von *aktueller* Lust und Laune bestimmt sein sollten – der Anspruch ließe sich als gezielte Ziellosigkeit fassen. Freilich werden in diesem Zusammenhang eher Hoffnungen formuliert als Abläufe geschildert, so dass es sich lohnt, die einzelnen Tage jeweils nach Gruppen getrennt zu betrachten.

Der Samstag wird von Flexiblen Menschen zunächst als ein Tag wahrgenommen, an dem sie sich, anders als an den vorangehenden Tagen, ausschlafen können.

Flexible Menschen: Samstag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Wir versuchen auszuschlafen, aber trotzdem nicht allzu lange zu schlafen. Wir stehen gegen 9:15 Uhr auf, frühstücken und gehen dann auf den Markt, um einzukaufen. Nach dem Einkauf arbeite ich Dinge wie die Steuererklärung ab, für die an Werktagen die Zeit fehlte. Am Nachmittag treffen wir uns ab und zu mit Freunden. Am Abend habe ich häufig wieder eine Veranstaltung.“	„Der Samstag ist buchstäblich Sinn geschäftig und keineswegs durchgehend frei von Stress. Dennoch ist der Zeitdruck nicht so groß. Ich lasse die Zeit eher einmal nur dahinlaufen und gehe z.B. in Ruhe ins Bad.“
„Der Samstag ist für mich trotz allem eher Arbeitstag. Oft muss ich nochmals in die Firma oder private Dinge erledigen. Erst am Nachmittag machen wir einen Ausflug oder wir entspannen uns. Abends haben wir nicht immer etwas Konkretes vor.“	„Mein Ziel ist es, am Wochenende nicht arbeiten zu müssen. Soweit mir das möglich ist, versuche ich abzuschalten und keine Aktivitäten einzuplanen. Am Samstag kann ich zum ersten Mal in der Woche ausschlafen.“

1 Vgl. J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“, S. 41/42, 56-59.

Darauf folgt, dass sie *in Ruhe* frühstücken und sich im Bad aufhalten. Der weitere Ablauf des Tages lässt die Befragten allerdings zweifeln, ob ihr Anspruch darauf, über das gesamte Wochenende frei zu verfügen, an diesem Tag je eingelöst wird. Sie verspüren zwar keineswegs dieselbe Zeitnot wie an Werktagen, aber doch erfahren sie die Zeit bereits wieder als etwas Knappes – schließlich stehen neben Besorgungen für das übrige Wochenende private Dinge zur Erledigung an, für die an anderen Tagen keine Zeit war, und selbst berufliche Erfordernisse verlangen auch samstags den erneuten Einsatz. Nach Beendigung des Frühstücks scheint deswegen der Verlauf des Tages von der Gewichtung solcher Ansprüche abhängig. Das von Flexiblen Menschen geschätzte Zusammensein als Paar konzentriert sich daher auf den Morgen, die gemeinsame, Einkäufe und je nachdem auf einige Nachmittagsstunden bzw. den Abend und die Nacht. Ob und wie viel Zeit letztlich mit Einkäufen, häuslichen Tätigkeiten oder Arbeiten zugebracht wird, steht offen. Genaue Uhrzeitangaben wie an Werktagen sind nicht zu finden – als Abschnitt des Wochenendes sollen Samstage betont nicht von vornherein und nicht nur mir Arbeiten verplant werden.

Für die befragten Zeitpioniere stellt ebenfalls der Samstag den Tag des Wochenendes dar, an dem sie Tätigkeiten ausführen, wozu werktags die Gelegenheit fehlt (s. Kasten S. 222).

Angesichts des Verlaufs der Werktage wird verständlich, um welche Art von Tätigkeiten es sich vorrangig handeln muss: Es sind zum einen Tätigkeiten die wie der Einkauf auf einem Markt ausschließlich an diesem Tag möglich sind; es sind zum anderen Besorgungen und häusliche Aktivitäten, die einige Zeit in Anspruch nehmen; und es sind schließlich Tätigkeiten, die man als Freizeitaktivitäten bezeichnen kann. Vor allem die zuletzt genannten nehmen großen Raum ein, wobei wiederum besonders Unternehmungen mit Freunden mit viel Zeit bedacht werden. Die Arbeit spielt hingegen nicht in den Samstag hinein, und von liegen gebliebenen privaten Arbeiten ist keine Rede, da diese auch an Werktagen bewältigt werden können.²

Da Zeitpioniere sich für ihren Lebensstil sehr stark verantwortlich fühlen, merken sie mit einem gewissen Stolz an, dass sie es nicht nur geschafft hätten, sich das Wochenende gänzlich frei zu halten, sondern auch, sich nicht (mehr) von den vorangehenden Werktagen erschöpft fühlen zu müssen.

Zu dieser Einschätzung passt es, dass sie keine Klage führen, zu wenig Zeit für Entspannung zu haben, weil sie schlicht mit etwas anderem beschäftigt sind: Für sie stellt das Wochenende nicht vorrangig Zeit zur

2 Vgl. K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 151/152.

Verringerung der Aktivitätsdichte dar, sondern im Gegenteil die Zeit zur Steigerung der Aktivitätsdichte. Wenn das Wochenende nicht zuvorderst Erholungszwecken dient, kann es z.B. zu Verabredungen mit Personen genutzt werden, die an Werktagen keine Zeit hätten. So kommt es, dass Zeitpioniere in exakter Umkehrung zu den Flexiblen Menschen recht genau vorhersagen können, womit, oder besser: mit wem sie am Wochenende Zeit verbringen werden.

Zeitpioniere: Samstag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Ich schlafe lange und komme ganz langsam in die Gänge. Das Frühstück ist erst gegen 9:00 Uhr. Für viele ist ja Samstag der Tag des Autowaschens und des Großeinkaufs. Das mag ich nicht leiden. Ich gehe lieber nach dem Frühstück auf den Markt und erledige andere Einkäufe.“	„Meine Aktivitätsdichte ist fast höher als unter der Woche, weil ich nur ungern alleine herumsitze. Dennoch versuche ich, nicht zu viel zu machen. Ich plane Unternehmungen einerseits und Zeiten der Entspannung andererseits ein.“
„Es ist immer offen, wie sich das Wochenende gestaltet. Aber ich mache meist am Samstag und den kompletten Sonntag über Ausflüge, gehe essen, ins Kino oder treffe mich mit Freunden.“	„Auch hier habe ich eigentlich nie Stress. Ich versuche ja gerade, meine Woche so einzuteilen, dass ich nicht am Wochenende völlig erschöpft dazusitzen muss, um mich von der Arbeit zu erholen.“
„Am Samstag stehe ich gegen 9:00 Uhr auf, frühstücke ausgiebig. Gegen 10:30 Uhr muss ich allerdings losgehen, weil um 12:00 Uhr die Geschäfte schließen. Ich gehe durch die Stadt und mache Besorgungen. Das sind Artikel, die der Bio-Laden nicht hat, Blumen, oder Dinge, auf deren Einkauf ich unter der Woche keine Lust hatte. Bis zum Nachmittag ist die Zeit für ungeliebte Hausarbeiten wie Waschen und Putzen. Spätestens am frühen Abend sind Unternehmungen angesagt. Ich gehe z.B. mit Freunden ins Kino, die ich werktags nicht sehen kann.“	„Das Wochenende ist ganz meiner eigenen Zeit gemäß. Es verläuft noch langsamer als die übrigen Tage. Auf dem Markt ist es ein Flanieren, bei dem ich meine Gedanken schweifen lassen kann. Ich sehe die Dinge, die mich erst auf die Idee bringen, am Wochenende dies oder jenes zu kochen.“

Insgesamt betrachtet, lässt sich bei beiden Gruppen das finden, was Jürgen Rinderspacher als „unverwechselbare Samstag-Kultur“ bezeichnet, die sich erst mit dem arbeitsfreien Samstag entwickelt hat: eine Mi-

schung aus Einkauf und Stadtbummel am Vormittag und die Verfolgung gänzlich privater Interessen wie Lesen, Alleinsein und Hobbyarbeit im Lauf des Nachmittags. In dieser Vielgestaltigkeit ist der Samstag sogar freier als der Sonntag, der in der Regel von vornherein für die Pflege von Kontakten reserviert gesehen wird.³

Nachdem es Flexiblen Menschen nicht ohne Weiteres gelingt, sich freie Zeit offen zu halten, legen sie umso größeren Wert darauf, den *ganzen Sonntag* zur freien Verfügung zu haben.

Flexible Menschen: Sonntag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Im Unterschied zum Samstag soll der Sonntag möglichst von allem frei gehalten werden. Wir frühstücken z.B. gemeinsam im Bett und lesen nebenbei. Auch zu Ausflügen drängt es mich nicht. Eher schaue ich mir am Nachmittag auch mal die Formel 1 im Fernsehen an.“	„Ich bin an den Werktagen ständig unterwegs. Da versuche ich wenigstens am Sonntag, in Ruhe nur das zu machen, was mir Spaß macht. Sonntag ist außerdem Beziehungs-Tag.“
„Am Sonntag ist Ausschlafen angesagt: selten stehe ich vor 10:30 Uhr auf. Aber allzu oft fällt meiner Frau oder mir etwas ein, das lange da liegt und dringend erledigt werden muss.“	„Ich muss den Schlaf, der mir während der Woche fehlt, nachholen. Bis wir überhaupt nur aus der Wohnung herauskomme ist der Tag manchmal leider fast schon um.“
„Sonntag ist der Tag, den ich mir unbedingt freihalten möchte, aber es gelingt mir immer seltener.“	„Wenn ich sonntags arbeite, geht eine Woche fast nahtlos in die nächste über. Dann bin ich montags, wenn es richtig losgeht, immer schon platt.“

Der Sonntag wird als unverzichtbares Minimum an freier Zeit hochgehalten. Er nimmt als Tag, der einerseits der Ruhe und Entspannung dient und andererseits der Ehe bzw. der Partnerschaft gewidmet ist, eine herausragende Stellung unter den sieben Tagen der Woche ein. Doch wie schon am Samstag bleibt es auch hier oft beim bloßen Anspruch: Einige Vertreter dieser Gruppe müssen eingestehen, dass der Sonntag ebenfalls zunehmend zu einem Tag wird, der mit geschäftlichen und mit privaten Büroarbeiten gefüllt ist. Sie sehen sich in einem Zwiespalt, indem sie die Erholung von der Arbeit als Voraussetzung der Arbeit anerkennen, aber gleichzeitig die Überzeugung pflegen, dass ihre Art zu arbeiten sich der *sturen* Einhaltung zeitlicher Grenzen widersetze.

3 J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktag“, S. 91-98.

Betrachtet man, was die Flexiblen Menschen tun, wenn sie am Sonntag frei haben, finden sich tatsächlich nur wenige Hinweise auf Unternehmungen. Charakteristisch ist, dass wie für den Samstag Angaben über Uhrzeiten ausbleiben. Viel Zeit verbringen die Befragten zu Hause, mit Schlafen, Fernsehen, Essen und Trinken, Abschalten und Sicherholen. Angesichts der anstrengenden Tage davor ist das auch nicht verwunderlich. Die geschätzte Trennung zwischen *Privatheit* und *Berufsleben* wird folglich so oder so von der Arbeit beherrscht: mittelbar, indem die Art der Werktagsarbeit dazu zwingt, das Wochenende vorzugsweise mit Ausruhen auszufüllen; unmittelbar, indem die Aufforderung, es auch am Sonntag den Werktagen gleich zu tun, die Verkürzung selbst dieses Rests an Ruhezeit verlangt. Den Sonntag verstehen auch *Zeitpioniere* als einen Tag, der Ruhe und Gemeinsamkeit gewidmet sein soll.

Zeitpioniere: Sonntag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Für den Sonntag ist angestrebt, keine Termine und keine Verpflichtungen zu haben. Wir planen also auch keine Ausflüge oder dergleichen im Voraus, sondern überlegen uns kurzfristig etwas.“	„Der Sonntag ist für uns der Ruhetag schlechthin. Wir wollen den Tag ohne Ziel verrinnen lassen, um die Gelegenheit zu schaffen, einmal spontanen Einfällen nachgehen zu können.“
„Der Sonntagvormittag ist fast heilig: ich schlafe aus, lese und frühstücke bis 12:00 Uhr im Bett. Dann mache ich meist einen Ausflug mit Freunden oder gehe zum Kaffeetrinken in die Stadt. Mit dem Fernseh-Krimi endet für mich der Sonntag ziemlich pünktlich um 20:15 Uhr.“	„Am Samstag gehe ich abends lange weg. Am Sonntag habe ich abends bereits wieder den nächsten Tag vor Augen.“
„Am Sonntag gehe ich joggen. Danach frühstücke ich ausgiebig, oder treffe mich mit Freunden zu einem Brunch. Am Nachmittag unternehme ich etwas.“	„Ich mache die Dinge sehr langsam und in Ruhe. Das ist eine Art von Tradition. Zu Hause war der Sonntag ebenfalls ein sehr ruhiger Tag.“

Einige von ihnen sehen sich ausdrücklich als Pfleger einer Tradition, mit Zeit umzugehen, die ihnen aus dem Elternhaus vertraut ist. Im Übrigen streben sie mehr noch als an den Werktagen am Sonntag danach, sich die Zeit selbst einzuteilen und dabei ausreichend Platz für *spontane Unternehmungen* einzuplanen. Im Gegensatz zu den Flexiblen Menschen

scheinen solche Ansprüche auch eingelöst zu werden: vom Joggen, vom Brunch und von gemeinsamen Ausflügen ist hier die Rede.

Da die Mehrzahl der befragten Zeitpioniere allein lebt, verbringen die Meisten den Sonntag abschnittsweise allein oder mit Freunden. Nachdem der Vormittag häufig dem Ausschlafen nach einer Aktivität am Samstagabend dient, fallen gemeinschaftliche Aktivitäten außer Haus vor allem auf den Mittag und Nachmittag. Der Abend steht wiederum eher im Zeichen der traditionellen Sonntagsruhe. Er stellt ein *Ausklingen* der Woche dar und soll die Gelegenheit zur Sammlung angesichts des nahen Anfangs einer neuen Woche bieten.

Abweichung und Abstimmung der Zeit

Inwiefern die Wochenenden der Befragten von Abwechslung und Routine geprägt sind, ist nicht ohne Weiteres festzustellen. Die Antworten auf diese Frage bleiben in beiden Gruppen spärlich. Zum einen erwies sich die Frage als schwer handhabbar, weil sie die Unterschiede zwischen Samstagen, Sonntagen sowie den einzelnen Wochenenden unzureichend berücksichtigt. Zum anderen hatten die Befragten Schwierigkeiten genereller Art mit der Beantwortung, weil das Wochenende für sie per se unbestimmt ist. Es gibt weithin beliebte Gewohnheiten wie das ausführliche Frühstück, die allerdings verzichtbar werden, etwa wenn eine Radtour mit frühem Beginn bevorzugt wird. Oder: Es gibt z.B. den lange geplanten Ausflug, der aber wie an den Wochenenden zuvor erneut aufgrund überraschend anfallender Arbeiten abgesagt werden muss, ohne dass die Beteiligten in diesem Vorgehen einen routinemäßigen Vorgang erkennen wollten.

Abwechslung und Routine

Flexible Menschen

„Ich liebe einige Routinen des Wochenendes als Gegensatz zu den Abläufen an den Werktagen: Sie bedeuten für mich Eingebundenheit in Rituale.“

„Auch die Wochenenden gleichen sich selten: mal kommen Besucher, mal kommen keine; mal muss ich nochmals ins Büro, und mal nicht.“

Zeitpioniere

„Das Frühstück ist eine Routine, der Samstag ist weitgehend Routine. Der Sonntag ist eher abwechslungsreich, aber wir machen insgesamt keine besonders aufregenden Sachen.“

Was sich im Vorangehenden bereits abgezeichnet hat, erfährt im unsicheren Antwortverhalten seine Bestätigung. Womit die Wochenenden gefüllt werden, ist *pauschal* nicht zu sagen. Wichtig scheint für die befragten Flexiblen Menschen der Hinweis, dass es ihnen bei der Planung eines Wochenendes vor allem darauf ankomme, genügend Zeit für die Erholung von den Werktagen zu lassen. So mischt sich Bedauern in die Feststellung, dass Wochenenden häufig im Voraus mit Besuchen oder der Teilnahme an Festivitäten belegt seien, obwohl sie es mit Blick auf die übervollen Seiten ihrer Terminkalender bevorzugen würden, diese Tage leer zu lassen. Recht nüchtern wird konstatiert, dass es *echte* Freiheitsgrade im Grunde nur dann geben könne, wenn die Partner oder Ehegatten jeweils etwas für sich alleine unternähmen.

Damit ist das Problem der Verantwortlichkeit für die Zeiteinteilung angesprochen, das bei den Flexiblen Menschen offenbar arbeitsteilig gelöst wird. Im Fall der Partnerschaft oder Ehe gilt es als Sache der Frauen, Terminvorschläge für gemeinsame Aktivitäten sowohl mit eigenen Plänen als auch mit denen ihrer Männer abzustimmen.

Verantwortlichkeit

Flexible Menschen

„Häufig sind die Wochenenden mit Partys, Geburtstagsfeiern oder Besuchen verplant. Weil ich bereits genug Termindruck unter der Woche habe, wäre es mir eigentlich lieber, wenn ich diesen Zwängen nicht auch noch unterliegen würde.“

„Ich habe zu wenig Zeit, um mir Gedanken zu machen. Die Kreativität liegt vor allem bei meiner Frau: Was wir tun werden, hat sie sich überlegt. Hat sie etwas ohne mich vor, habe ich größere Freiheit, das zu tun und zu lassen, was ich möchte.“

„Die Gestaltung des Wochenendes liegt überwiegend bei mir. Obwohl ich ebenfalls berufstätig bin, schaue ich z.B. häufiger als mein Mann in der Zeitung nach, was wir unternehmen könnten. Ich habe seine Aktivitäten im Gedächtnis und beziehe sie ein. Er ist meist bereit, das mitzumachen, was ich ausgesucht habe.“

Zeitpioniere

„Die Gestaltung des Wochenendes ist selten lange vorherbestimmt und richtet sich einzig nach mir.“

„Wenn ich wegfahren will, muss ich das natürlich vorher planen. Wenn ich hingegen zu Hause bleiben will, gibt es nicht viel zu planen: Dann entwickelt sich das Wochenende einfach so von selbst.“

„Am Wochenende muss ich mich fast häufiger mit anderen abstimmen als an den Werktagen. Sofern ich Lust auf eine Unternehmung habe, bin ich auch flexibel. Wenn andere etwas machen wollen, obwohl es mir eigentlich zu früh beginnt, stehe ich dennoch früher auf.“

Das spricht für eine traditionelle Rollenverteilung, wonach überwiegend Frauen die Organisation der Zeit für familiäre und private Ereignisse obliegt, da sich Männer auf berufliche Belange konzentrieren und nur vorbehalten, das, was ihre Frauen unterbreiten, abzulehnen oder gutzuheißen. Pflegen Männer die geschäftlichen Kontakte, kümmern sich Frauen um private Freundschaften. Nachdem die Frauen bei den Flexiblen Menschen bzw. die weiblichen Befragten selbst einer Arbeit nachgehen, sind sie nicht – wie die Tradition es vorsieht – für diese Aufgabe freigestellt. Man muss daher annehmen, dass sie die Organisation gemeinsamer Aktivitäten *zusätzlich* betreiben, während männliche Befragte versichern, dass *sie* neben ihrer Arbeit keine Zeit für Derartiges aufbringen könnten.

Sofern die befragten Zeitpioniere vorwiegend allein leben, stellt sich das Problem der Abstimmung für sie selten. Dasselbe gilt für das Problem, Zeit für sich alleine zu gewinnen. Sie blicken gelassen auf das Wochenende, denn sie müssen zwar planerisch tätig werden, sobald sie an gemeinsamen Unternehmungen beteiligt sein wollen; doch ob sie bei etwas tatsächlich teilnehmen, ergibt sich einzig daraus, ob eine Teilnahme zu *ihren* Terminvorstellungen passt. Nicht, dass sie sich nach niemandem zu richten hätten. Eher das Gegenteil ist der Fall: Wer seine Zeit nicht plant, läuft Gefahr, nicht bloß allein zu bleiben, sondern einsam zu sein.

Fragt man nach der Beurteilung der Zeiteinteilung an den Wochenenden, ergibt sich ein homogenes Bild: Die Befragten beider Gruppen zeigen sich insgesamt zufrieden. Wie zu erwarten, klagen einige Flexible Menschen über volle Terminkalender und wenig Zeit für Privates. Doch anders als bei der Einschätzung der Werktage sind keine existenziellen Fragen berührt. Die Redensart, dass mehr freie Zeit selbstredend besser wäre, klingt an, bleibt aber Redensart: alle setzen die Zeitverhältnisse in Relation zu *ihrer* Gesamtsituation und sind's zufrieden.

Beurteilung der Zeiteinteilung

Flexible Menschen

„Klar: die Zeit reicht nie, aber ich bin mit den Wochenenden zufrieden – außer, dass zu viel eingeplant ist.“

„Ich genieße es, lange aufzubleiben und fernsehen zu können, weil ich ja am anderen Morgen lange ausschlafen kann.“

„Ich hätte gerne noch viel mehr Zeit für Erholung und Lesen.“

Zeitpioniere

„Das Wochenende ist mir noch immer viel zu kurz für das alles, was ich gerne unternehmen würde.“

„Insgesamt reicht mir die Zeit. Worauf ich jedoch nur schwer verzichten könnte ist das Ausschlafen am Sonntag.“

Die Beurteilung der Zeit für Essen und Trinken ist eng damit verknüpft, dass Mahlzeiten anders als an den Werktagen ablaufen.

Beurteilung der Zeit für Essen und Trinken

<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
„Auch wenn wir keine Uhrzeiten einhalten und manchmal im Restaurant statt zu Hause essen ändert sich die Struktur der Mahlzeiten nicht“	„Wenn ich spät frühstücke, kann ich das Mittagessen ausfallen lassen und mich dafür auf ein Stück Kuchen am Nachmittag freuen.“
„Das ist das Schöne am Wochenende: auch bei Essen und Trinken zeitlichen Zwängen entbunden zu sein und z.B. spontan Kaffee zu kochen.“	„Ich esse dann, wenn ich Lust und Hunger habe und koche nicht zu Mittag, bloß weil die Uhr eine bestimmte Zeit anzeigt.“

Was die Vertreter beider Gruppen zufrieden stellt, ist zum Ersten die Chance z.B. mit dem Frühstück im Bett oder gemeinsamem Kaffeetrinken Mahlzeiten einzubringen, die für die Werktage nicht vorgesehen sind. Zum Zweiten loben sie die Chance, zwischen Mahlzeiten abwägen und etwa das Mittagessen zugunsten eines ausgedehnten Frühstücks ausfallen lassen zu können. Drittens schätzen sie es, nicht an Zeitvorgaben gebunden zu sein: Das Frühstück kann zum Brunch werden, das Kaffeetrinken ins Abendessen überleiten. Wann Episoden beginnen und enden, kann, muss nicht per Uhr vereinbart werden. Wenig spricht dagegen, doch vieles dafür, z.B. das Mittagessen auf ein bestimmtes Ereignis hin anzusetzen. Das ist ein gängiges Verhaltensmuster von Personen mit höherer Bildung. Sie legen Essenszeiten *aktivitätsabhängig* fest und versuchen erst gar nicht das aufzuholen, was werktags oft gezwungenermaßen ausfällt.⁴ Ersatzlos fallen z.B. bei den Flexiblen Menschen die werktags gezeigten Anstrengungen weg, sich durch strikte Einhaltung der Mittagsmahlzeit wenigstens eines Ankerpunktes am Tag zu versichern.

Abseits des Primats der Ereigniszeit bleiben die Befragten jedoch latent an der gängigen Sequenz täglicher Mahlzeiten orientiert: Wer sich entschließt, das Mittagessen auszulassen, versucht, die daraus entstehende Neugewichtung des Kaffeetrinkens und Abendessens zu kalkulieren. Bei aller Flexibilität und Spontaneität verfügt das Wochenende damit über einen Erwartungshorizont dessen, wann *eigentlich* zu essen und zu trinken wäre. Mir scheint, als würde zwischen herkömmlichen Mahlzeiten und neuartigen Formen rochiert.

4 Vgl. I.-M. Lange: „Das Ernährungsverhalten erwerbstätiger Frauen“, S. 293.

Mahlzeiten am Wochenende

Frühstück: Zeitkontrast zu den Werktagen

Bei der Betrachtung des Frühstücks fällt zunächst auf, dass alle befragten Flexiblen Menschen sehr großen Wert darauf legen, spät und ausgiebig zu frühstücken. Das Frühstück scheint außerdem eine Episode zu sein, an der sie ungeachtet aller zu erwartenden Arbeiten im weiteren Tagesverlauf festhalten wollen.

Flexible Menschen frühstücken

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Meist frühstücken wir am Samstag und am Sonntag erst zwischen 9:00 und 12:00 Uhr. Am Sonntag kann das Frühstück gut 1,5 Stunden dauern und sich zum Brunch ausweiten.“	„Das ist insgesamt das krasse Gegenteil zum Werktag. Die Zeit für das Frühstück ist nicht festgelegt – es geht rein nach Hungergefühl. Allerdings nicht so, dass sich jeder am Kühlschrank bedient, wann er Lust dazu hat: Wenn man zu zweit ist, gehört das gemeinsame Essen schon zur Kultiviertheit.“
„Am Wochenende wird sehr ausgiebig gefrühstückt. Mit richtig englischem Tee, italienischer Salami und frisch gepresstem Orangensaft.“	„Ich habe schließlich die Zeit dafür, um das ganz in Ruhe zu machen. Wir frühstücken eigentlich genau wie im Urlaub.“
„Am Wochenende frühstücken wir sehr spät, so dass man es im Grunde besser als Brunch bezeichnet. Im Unterschied zu den Werktagen nehmen wir es gemeinsam ein.“	„Das Frühstück ist die Mahlzeit, die es am häufigsten regelmäßig gibt.“

Dieses Frühstück scheint Sinnbild für alles sein, was das Wochenende ausmacht. Die Differenz zu den Werktagen, an denen die meisten von ihnen gegen 6:00 Uhr aufstehen und auf ein Frühstück verzichten, um Zeit zu sparen, könnte offensichtlicher kaum sein. Nach langem Ausschlafen beginnt das Frühstück am Wochenende mehrere Stunden später. Dabei scheinen sämtliche Verrichtungen nicht nur betont langsam, sondern auch ohne vorher festgelegte Abfolge vonstatten zu gehen. Art und Zubereitung der Speisen und Getränke werden nicht vor dem Beginn des Verzehrs abgehandelt; stattdessen kann das Frühstück durch Hinzufügung immer neuer Komponenten ausgedehnt werden, bis Grenzen zum Mittagessen verschwimmen.

Man bereitet etwas zu, setzt sich hin, isst auf, wartet, entschließt sich nach einer Weile, wieder aufzustehen, um noch etwas anderes zuzubereiten, setzt sich anschließend wieder hin, um zu essen und zu trinken usw. Auf diesen engen Rahmen bezogen, mag es nicht ganz unpassend sein, von einer Chaos-Mahlzeit zu sprechen. Man kann es aber auch anders sehen: Von den Befragten wird der laufende Wechsel zwischen Verzehr und Zubereitung keineswegs als Unordnungsstiftend empfunden. Sie schwärmen vielmehr von einer Atmosphäre, wie sie sie aus dem Urlaub kennen. Sie genießen es, von niemandem zu etwas gedrängt zu werden, sich alles nehmen zu können, was die Küche zu bieten hat und wonach ihnen ihr Appetit in *diesem Augenblick* gebietet, ohne sich gezwungen zu fühlen, nach Möglichkeiten zu suchen, mehrere Dinge zugleich zu tun.¹

Das hat meines Erachtens wenig mit Chaos, aber viel mit dem Umschalten in ein anderes Zeitverhältnis zu tun, das über Jahrhunderte hinweg dem Adel vorbehalten war. Mögen Mitglieder bürgerlicher Familien idealiter aufrecht am Tisch sitzend und in aller Frühe gefrühstückt haben, kam es denjenigen, die glaubten, nicht durch Arbeit sondern Geburt Anspruch auf Wohlstand zu haben, zu, halb liegend, schlaftrunken im Bett zu frühstücken, und vom Erwachen aus erst einmal in einen Zustand der gepflegten Untätigkeit überzugehen.²

Dabei darf eines nicht vergessen werden: Sich einmal nur dem Augenblick zu überlassen, ist hier meist Sache zweier. Man muss davon ausgehen, dass wesentlich die Geselligkeit als Paar dazu motiviert, das Frühstück zum Brunch, oder, für Ordnungsliebende: zum Chaos werden zu lassen. Wie von manchen werktags das Abendessen als Gelegenheit zur Synchronisierung wahrgenommen wird, gilt dies sicher mehr noch für das Frühstück am Wochenende, wo die, die in einer Fernbezie-

1 Vgl. J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“, S. 70-73.

2 Vgl. W. Schivelbusch: Das Paradies, S. 98/99.

hung leben, die erste Möglichkeit haben, ihre Wochenverläufe *ausführlich* aufzuarbeiten.

In diesem Abschnitt schildert einer der Flexiblen Menschen einen gemeinsamen Brunch als Episode. Das Zusammensein reicht vom langen Schlafen und langsamen Wachwerden über das gemächliche Decken des Tisches und aufwändige Anrichten von Rühreiern, Wurst- und Käseplatten, Quark und frischem Saft bis zum ausführlichen Restimee der Woche und der Lektüre einer Zeitung.

Episode: Frisch gepresste Zweisamkeit

„Das gemeinsame Frühstück an Samstagen und Sonntagen gleicht einem Ritual, das gegen 10:00 Uhr zu Hause stattfindet. Meine Partnerin und ich haben uns endlich richtig ausgeschlafen. Nach dem Aufwachen gönnen wir uns zunächst eine gewisse Anlaufzeit, um auf Touren zu kommen. Anders als unter der Woche machen wir keinen Schnellstart.

Irgendwann steht einer auf, um Brötchen zu holen, während der andere anfängt, den Tisch zu decken. Für Joghurt werden Schälchen und für Saft Gläser aufgestellt; Wurst und Käse werden aus den Verpackungen geholt und auf extra Teller gelegt. In aller Ruhe brühen wir uns Kaffee und Tee auf. Oft gibt es Selbstgemachtes wie Rührei, Früchtequark oder frisch gepressten Saft.

Diese Umstände sind für mich Inbegriff des Wochenendes. Selbst wenn ich später noch arbeiten muss, lasse ich mir zum Frühstück viel Zeit. Weil wir uns nur an den Wochenenden sehen, besprechen wir während des Essens vor allem Privates. Dennoch spielt immer wieder die Arbeit mit herein, da wir beide sehr viel arbeiten. Daneben lesen wir auch die Zeitung.

Nach dem Essen fühle ich mich sehr satt, weil einen das lange Sitzen und das große Angebot dazu verleiten, mehr zu essen als wenn man sich rasch etwas nehmen müsste, um loszukommen. Das gilt insbesondere sonntags, wenn der Kühlschrank voll ist: Indem wir uns z.B. ein paar Nudeln kochen oder etwas vom Vortag aufwärmen kann das Frühstück leicht zum Brunch werden.

Das Schöne an dieser Situation ist das Fehlen jeglichen Termindrucks. Es führt auch dazu, dass das Esstempo etwas langsamer ist als an den übrigen Tagen, wenngleich es sich nicht um ein betont langsames Essen handelt. Sofern wir nichts vorhaben, ist diese Situation erst zu Ende, wenn die Lust, etwas anderes zu tun, größer geworden ist als die, weiterzuessen.“

Wie weit diese Episode von der Atemlosigkeit der Werkstage entfernt liegt, wird daran sichtbar, dass der Befragte immer wieder anmerkt, in welch hohem Maß die Szenerie von ungewohnter Ruhe und Gelassenheit beherrscht werde. So empfindet er diese Art zu frühstücken als Inbegriff des Wochenendes, als Zeit fehlenden Termindrucks, und das Zu-

sammensein wird so lange als möglich gedehnt. Ähnlich zeitvergessen wie der Ablauf der Episode kommt denn auch ihr Ende: Sofern es keine Termine einzuhalten gilt, ergibt sich dieses aus dem Grad der körperlichen Sättigung oder aus der Sättigung an der Situation des abwechselnden Redens, Zubereitens, Essens und Trinkens.³

Bei den befragten Zeitpionieren erfreut sich ebenfalls das Frühstück unter allen Mahlzeiten des Wochenendes einer besonderen Beliebtheit. Es bezeichnet zugleich die Mahlzeit, die bei ihnen ebenfalls mit einer hohen Wahrscheinlichkeit an vielen Samstagen und Sonntagen, d.h. regelmäßig, auftritt. Wenngleich sie wie die Flexiblen Menschen verschiedene Speisen und Getränke zu sich nehmen und einigen Aufwand treiben um sich behaglich zu fühlen, fehlt ihren Darstellungen doch das Aufatmen, das man aus der anderen Gruppe vernehmen kann.

Zeitpioniere frühstücken

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Ich bin nicht der Typ dazu, um zu Hause ausgiebig zu frühstücken, ich gehe aber ganz gerne mit Freunden zum Brunch.“	k.A.
„Samstags frühstücke ich am Tisch, weil ich noch Einkäufe zu erledigen habe; sonntags frühstücke ich sehr ausgiebig mit der Zeitung im Bett.“	
„Das Frühstück ist an beiden Tagen sehr ausgedehnt, vor allem sonntags. Da gibt es ein gekochtes Ei oder einen Früchtequark und andere Leckereien. Häufig franst es zeitlich aus und dauert bis zur Mittagszeit, weil wir gemeinsam frühstücken.“	

Sofern einige Zeitpioniere angeben, an Werktagen in Ruhe zu Hause zu frühstücken, ist das wenig erstaunlich. Zusammen mit dem geringeren Zeitdruck an Arbeitstagen betrachtet, kann sich der Unterschied zwischen Werktagen und Wochenende nicht genauso markant am Frühstückstisch niederschlagen. Das mag im Übrigen meinen Eindruck erklären, dass bei ihnen die Art zu frühstücken zwischen Samstag und Sonntag variiert. Während die Flexiblen Menschen am liebsten keinen Unter-

3 Vgl. Ernährungstrends 2000+, S. 29.

schied machen mögen, ist bei Zeitpionieren eine Neigung abzusehen, das samstägliche Frühstück nicht wie ein werktägliches, aber auch nicht wie ein sonntägliches zu gestalten. Sogar bei denen, die werktags außer Haus frühstücken (müssen), fallen Aufwand und Genuss am Samstag sichtlich geringer als sonntags. Das Frühstück am Sonntag ist herausragend: Es kann im Bett eingenommen werden und wie bei den Flexiblen Menschen leicht bis in die Mittagszeit hineinreichen. Eines aber ist noch wichtiger: Es ist häufig ein *gemeinsames*, mit anderen zugebrachtes.

Hier schildert eine Angehörige der Zeitpioniere als Episode einen Brunch in geselliger Runde. Sie hat sich mit Freunden am Sonntag zum Brunch verabredet, weil sie am Sonntag besonderen Wert darauf legt, nicht allein zu essen; hinzu kommt, dass sie schlicht die Speisen und Getränke einmal nicht selbst zubereiten muss.

Episode: Von allem etwas mit Freunden

„Einige Tage zuvor habe ich mich mit Leuten aus dem Freundeskreis für Sonntag auf 10:00 Uhr in einer Kneipe oder einem Café verabredet. Es ist einfach netter, wenn man am Wochenende nicht alleine essen muss.

Wir setzen uns, begrüßen uns und warten bis alle da sind. Ich werfe bereits einen Blick auf das Buffet, das auf großen Tischen aufgebaut ist. Da gibt es vom Salzigen bis zum Süßen alles, was das Herz begehrt. Ich sehe darin einen Luxus, den ich mir gönne und genieße. Außerdem ist es bequem, das Essen nicht selber machen zu müssen.

Bevor wir uns zum Buffet aufmachen, warten wir auf die Bedienung, um einen Kaffee zu bestellen. Dann gehen meist mehrere gemeinsam los und unterhalten sich darüber, was es alles gibt. Später steht jeder auf und geht, wenn sein Teller leer ist. Während des Essens wird über alles mögliche gesprochen. Oft bekommt man nicht alles mit, weil man gerade am Buffet war. Erst am Schluss, wenn alle gegessen haben, redet man in der großen Runde. Eine Zeitung zu lesen wäre unhöflich.

Während ich vor dem Brunch hungrig bin, weil ich im Vergleich zu den Werktagen sehr lange auf das Essen warten muss, fühle ich mich danach meist vollgestopft, weil ich zu vielen Verlockungen erlegen bin.

Insgesamt hat diese Situation etwas Zeitloses und auch mein Esstempo ist noch langsamer als sonst. Häufig herrscht bei mir das Gefühl vor, dass ich unendlich lange dasitzen und reden könnte. Deswegen plane ich ungern etwas zu einer festen Uhrzeit für danach, weil es das Essen in einen festen Zeitrahmen einklemmen würde.

Das Ende ergibt sich gegen 13:00 Uhr wenn keiner mehr zum Buffet gehen möchte. Dann wird gefragt, wer im Anschluss welche Unternehmung vor hat. Meist kommt es dann zu einem gemeinsamen Spaziergang.“

Der Brunch beginnt als im Voraus vereinbarte Episode damit, dass die miteinander Verabredeten mit der Bestellung sowie dem Gang zum Buffet aufeinander warten – selbst wenn bereits bei Betreten der Lokalität einiger Appetit vorherrscht. Sind alle vereint und begrüßt, begeben sie sich meist gemeinsam zum Büfett, um die dargebotenen Speisen zu sichten, sich über sie zu unterhalten und sich davon zu bedienen. Die Rückkehr zum Tisch und sämtliche weiteren Vorgänge bis zur Aufhebung der Tafel werden freilich nicht länger synchron ausgeführt: Der Fluss der Unterhaltung, das Essen und Trinken und das neuerliche Befüllen der Teller wechseln sich ab. So kann kein verbindliches Tischgespräch entstehen: Es ist damit zu rechnen, während des Gangs zum Buffet immer wieder Passagen der Unterhaltung zu verpassen. Wie auf den Tellern individuell gemischt wird, findet man eine Mixtur individueller Zeiten.⁴

Deshalb werden während des Essens Zwiegespräche bevorzugt, die sich immer wieder unterbrechen lassen; Gespräche in der Runde werden eher zu dem Zeitpunkt geführt, an dem alle ihr Essen beendet haben. Nach Aussage der Befragten wird über das viele Hin und Her nicht nur opulent gegessen und getrunken, sondern auch die Zeit vergessen. Sowie die Speisen nach der Eröffnung der Tafel zunehmend in den Hintergrund treten, rückt der unbeschwerte Genuss des Augenblicks – und auf diesen kommt es ihr an – in den Vordergrund. So empfinden sie eine enge zeitliche Rahmensetzung als mangelhaft. Anders als beim häuslichen Frühstück eines Paares wäre die Zeitungslektüre in diesem Beispiel nicht akzeptabel. Die Verbindlichkeiten sind schlicht andere: dass an das Buffet eine gemeinsame Unternehmung anschließt, ist wie das Essen und Trinken *nicht verbindlich* geregelt, sondern Eventualität und muss deshalb häufig vor Ort erst noch spontan geklärt werden.

Mittagessen: Fällt aus...

Die Frage, wie die Vertreter der beiden Gruppen an Wochenenden zu Mittag essen, ist auf den ersten Blick schnell zu beantworten: Sie tun es gar nicht. So geben die Flexiblen Menschen an, dass sie durch das späte und häufig bis in die Mittagszeit ausgedehnte Frühstück bedingt weder an den Samstagen noch an den Sonntagen große Veranlassung sehen, sich zu Mittag eine weitere Mahlzeit zuzubereiten. Sie geben folgerichtig an, das Mittagessen einfach ausfallen zu lassen, und erst das Abendessen als warme Mahlzeit, wenn nicht gar: *Hauptmahlzeit* vorzusehen. Diese Angabe korrespondiert damit, dass der Samstag für Einkäufe und

4 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 118-120.

andere Erledigungen vorgesehen ist. Sollen z.B. auf dem Markt die Zutaten für das Abendessen eingekauft werden, muss dies bald nach dem Frühstück geschehen, zumal für den Nachmittag bereits andere Tätigkeiten der Erledigung harren. Am Sonntag gilt: Ist z.B. ein Ausflug vorgesehen, dann wird es lohnenswert erscheinen, wenn dieser bald nach dem späten Frühstück angegangen wird.

Flexible Menschen essen nicht zu Mittag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Das Mittagessen fällt meist sehr klein aus, weil wir gefrühstückt haben. Vielleicht essen wir einen Salat. Meist ist erst wieder das Abendessen das nächste Essen.“	„Es gibt einen gewissen Spielraum für essen und trinken, aber insgesamt keine festen Essenszeiten. Die Lage der Mahlzeiten hängt davon ab, was wir außerdem unternehmen wollen.“
„Das Mittagessen fällt meist aus und es gibt eher einen Imbiss am Nachmittag oder frühen Abend. Manchmal essen wir auch auswärts etwas.“	

Ein zweiter Blick zeigt, dass man sich mit der Aussage, das Mittagessen bleibe am Wochenende aus, nicht zufrieden geben kann: Die Befragten dieser Gruppe deuten vielmehr an, dass das Mittagessen im Sinne einer *häuslichen* Hauptmahlzeit fehlt; sie sagen nicht, dass sie zwischen verlängertem Frühstück und Abendessen nichts zu sich nehmen würden. Diesen Umstand gilt es bei der Frage nach Zwischenmahlzeiten zu beachten.

Noch stärker reduziert antworten die Zeitpioniere auf die Frage nach dem Mittagessen.

Zeitpioniere essen nicht zu Mittag

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Das Mittagessen fällt an beiden Tagen in der Regel wegen des ausgiebigen Frühstücks häufig aus.“	k.A.

Sie geben ebenfalls an, diese Mahlzeit ausfallen zu lassen. Im Rahmen ihrer bisherigen Aussagen leuchtet das ein: Indem sie weit stärker noch als die Flexiblen Menschen das Wochenende für Unternehmungen nut-

zen wollen, sehen sie wenig Sinn darin, die Zeit in der Mitte des Tages zur Zubereitung und Verzehr eines Gerichts – auch hier als *Hauptmahlzeit* zu Hause interpretiert – zu verwenden. Entscheidend kommt hinzu: Da die Mehrzahl der befragten Zeitpioniere allein lebt, können die meisten der Vorstellung, nach dem allein verbrachten Frühstück auch allein zu Hause zu Mittag zu essen, nicht viel abgewinnen. Erfahrungsgemäß muss sich einsam fühlen, wer nicht, und vor allem: am *Sonntag* nicht in Gesellschaft ist bzw. isst.⁵

Zwischenmahlzeiten: ...dafür lang und breit

In diesem Abschnitt bestätigen die Befragten, dass sie am Wochenende vor allem zugunsten von Zwischenmahlzeiten auf ein festgelegtes, aufwendiges Mittagessen verzichten – sie folgen darin einem verbreiteten Muster.⁶

So geben die Flexiblen Menschen an, vor allem Kaffee, Kuchen, Kekse und Schokolade zu verzehren, wenn sie sich zwischen Brunch und Abendessen in ihrer Wohnung aufhalten. Außer Haus spielen dagegen warme und salzige Speisen eine wichtige Rolle.

Flexible Menschen essen zwischen durch

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Am Wochenende gibt es zwischen durch Kaffee und Kuchen statt eines Snacks. Wenn wir unterwegs sind, suchen wir uns eine gute Gaststätte.“	k.A.
„Ich koche mir häufig Kaffee. Dazu lege ich ein oder mehrere Amarettini. Damit setze ich mich auf die Terrasse und genieße einfach die Ruhe. Ab und zu backt meine Frau einen Kuchen, den wir über das Wochenende verteilt essen.“	
„Wenn wir einen Ausflug machen, essen wir unterwegs etwas Kleines. Das kann etwas Warmes sein, Kaffee und Kuchen oder ein Eis.“	

5 Vgl. H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 69/79, 177.

6 Vgl. S. Meyer/S. Weggemann: „Mahlzeitenmusteranalyse, S. 193/1934.

In beiden Fällen zeichnet sich ab, dass Zwischenmahlzeiten am Wochenende etwas anderes sind als an den Werktagen: es handelt sich nicht um bloß begleitende oder zwischen Arbeitsvorgänge geschobene Mahlzeiten, die sich dem Ziel unterordnen, keine Arbeitszeit zu verlieren. Statt dessen handelt es sich tatsächlich um Mahlzeiten zwischen zwei Hauptmahlzeiten. Dass die Zeitverhältnisse anders geartete sind, zeigt sich daran, wie am Samstagnachmittag Kaffee genüsslich selbst zubereitet wird, oder im Rahmen eines sonntäglichen Ausflugs zu einem Landgasthof ein Tellergericht in aller Ruhe verzehrt wird.

Hierzu eine Episode im Leben eines Flexiblen Menschen, in der er sich und seiner Frau einige Zeit nach dem Frühstück einen Kaffee zubereitet (s. Kasten S. 238).

Diese Schilderung enthält zahlreiche Verweise auf den zeitlichen Modus dieser Episode: Zunächst gibt der Befragte mit Seitenblick auf den Verlauf der Woche an, Kaffee in dieser Weise ausschließlich am Wochenende genießen zu können. Zwar bemüht er sich darum, auch an den Werktagen noch vor Verlassen des Hauses einen Kaffee zu trinken; da aber die Zeit stets drängt, bereitet ihm das keinen rechten Genuss.

Dasselbe trifft auf den Aufenthalt im Büro zu: aufgrund der Dichte der Arbeitsabläufe und seiner Position im Unternehmen sieht er sich dort nicht bemüßigt, selbst einen Kaffee zuzubereiten oder diesen in Ruhe zu trinken. Dass am Wochenende beides möglich ist, macht die geschilderte Art, Kaffee zu trinken, seiner Aussage nach zu einem seltenen und exklusiven Erlebnis – exklusiv hier wörtlich: selbstbezüglich, unter Ausschluss jeder Störung. Als zusätzlich anwesende Person ist ihm allein seine Gattin willkommen; an Gedanken möchte er einzig die zulassen, die mit der Arbeit in keinem Zusammenhang stehen.

Dann stellen das Kaffeekochen und das Entzünden einer Zigarette in entspannter Atmosphäre für ihn den Eingang zu einer Gegenwelt dar, in die er durch wechselndes Nippen, Rauchen und das Kauen von süßen Plätzchen abtaucht. Die Zugabe von Alkohol mag dieses Abtauchen beschleunigen – weit ist es gekommen, seitdem der Kaffee im 17. Jh. als *das* Getränk zur Ernüchterung des bierselig dahindämmernden Europas gelobt wurde, bis er vom Kaffeehaus ins Bürgerhaus abgewandert ist und damit nach Wolfgang Schivelbusch nicht mehr länger das Geschäftliche, sondern auch das Idyll verkörpert.⁷

Etwas weniger prosaisch ausgedrückt, nimmt sich der Befragte Zeit für etwas, wofür Zeitpioniere häufig und viel Zeit in Anspruch nehmen: für sich selbst.

7 W. Schivelbusch: Das Paradies, S. 73-78.

Episode: Kaffee-Maschinen-Meditation

„Während ich im Büro den Kaffee natürlich nicht selbst kochen kann, tue ich das zu Hause am Wochenende gerne und häufig mehrmals. Das habe ich schon gemacht als ich noch bei meinen Eltern gewohnt habe.

Als Kaffee-Liebhaber habe ich mir eine Kaffeemaschine angeschafft, die auch in der Profi-Gastronomie eingesetzt wird. Es handelt sich um einen Vollautomaten, mit dem ich auch eine größere Gesellschaft versorgen kann, ohne dass es zu Wartezeiten kommt.

Meist koche ich für mich und meine Frau den ersten Kaffee nach dem Frühstück, wenn das Frühstück bereits einige Zeit hinter uns liegt, ohne dass aber ein Termin vor uns liegt. Oft sind wir noch nicht im Bad gewesen: wir lesen Zeitung oder sitzen auf der Terrasse und rauchen und werden den Tag zu Hause verbringen.

Bis die Maschine vorgeheizt ist und der Kaffee durchgelaufen ist, lege ich jedem von uns ein bis zwei Amarettini auf die Untertasse. Wenn ich Lust habe, gieße ich etwas Amaretto in den Kaffee bevor ich ihn auf die Terrasse trage. Sobald ich dann vor dem Kaffee sitze und genippt habe, zünde ich mir eine Zigarette an. Weil ich mich noch vom Frühstück voll fühle, schätze ich Kaffee und Zigaretten auch der verdauungsfördernden Wirkung wegen.

Unsere Stimmung ist lethargisch; man könnte sie aber auch als entspannt bezeichnen. Ich empfinde diese Situation als sehr angenehm und erwarte als einziges, dass mich niemand stört. Das Ganze hat etwas Meditatives, denn es ist einer der selten gewordenen Momente, in denen ich mit mir alleine sein kann und Gedanken freien Lauf lassen kann. Manchmal überdenke ich die kommenden Tage, nie die vorangegangenen.

Manchmal vermisse ich die Zeit mit der alten Maschine, bei der alles von Hand ging und viel Lärm entstand. Das Mahlen der Bohnen und der sich ausbreitende Geruch haben mir das Gefühl vermittelt, voll in der Situation anwesend zu sein. Das gefiel mir, aber irgendwann habe ich geprüft, ob sich nicht die Zubereitungszeit in freie Zeit eintauschen ließe, wenn ich Geld für eine Maschine ausgabe, die Kaffee auf Knopfdruck herstellt. Ich musste Prioritäten setzen, und das eigentlich Wichtige am Kaffee ist eben das Trinken, nicht das Kochen.

Bis die Espresso-Maschine erhitzt und der Kaffee genießbar ist, sind 20 Min. vorüber. Das weiß ich so genau, weil das die Zeit ist, die ich auf der Zeitschaltuhr der Maschine eingestellt habe, um unter der Woche schnell einen Kaffee trinken zu können, bevor ich aus dem Haus muss. Früher habe ich zwei Tassen getrunken, doch dafür ist die Zeit inzwischen zu knapp geworden. Heute reicht es höchstens für eine.

Das Trinken und Meditieren dauert nochmals 20 Min. Dann muss ich mich wieder etwas anderem zuwenden. Das ist bewusster Genuss und vermutlich das Exklusivste, was ich die ganze Woche über tue.“

Anders als die Zeitpioniere merkt er jedoch an, dass seine Gedanken vor allem um künftige Ereignisse kreisen, sobald er ihnen freien Lauf lässt: ihn beschäftigt weniger, was in der unmittelbaren Gegenwart geschieht, sondern das, was sein könnte. Diese Feststellung ist deshalb von Interesse, weil darin das charakteristische Zeitverständnis der Flexiblen Menschen zum Ausdruck kommt: das Bemühen, die Zukunft in jeder Hinsicht zu bestimmen.

Selbst Aussagen zum Gebrauch eines Kaffee-Vollautomaten ist dies zu entnehmen. So erklärt der Befragte zwar mit Bedauern, dass das geschätzte Abtauchen vor dem Besitze eines Vollautomaten schon mit der Zubereitung begonnen hatte, wenn z.B. der Duft frisch gemahlener Bohnen dazu half, unerwünschte Gedanken zu exkludieren; zugleich gibt er aber deutlich zu verstehen, dass ihm das Festhalten an der alten Kaffeemaschine mit Blick auf die Verrechnung seines Einkommens, des Kaufpreises, der Zubereitungszeit und möglichen Zeitersparnis auf Dauer untragbar erschien. Ironischerweise wird man nicht ausschließen können, dass diese Berechnung selbst das Ergebnis eines Kaffee-gestützten Abtauchens war. Wie dem auch sei, ist es bezeichnend für den Umgang Flexibler Menschen mit Zeit, dass die vom Automaten freigesetzte Zeit zumindest werktagsmorgens nicht als freie Zeit gewertet wird. Der Hinweis des Befragten, dass er trotz Anschaffung des Automaten nur noch eine statt zwei Tassen Kaffee trinkt, bevor er das Haus verlässt, spricht Bände: man darf vermuten, dass die eingesparte Zeit als Arbeitszeit verwendet wird.

Weniger nachdenklich fällt der Bericht einer Vertreterin derselben Gruppe aus. Die Episode handelt von einem Ausflug mit dem Ehemann aufs Land (s. Kasten S. 240).

Die Befragte erzählt, dass *sie* den Vorschlag für eine Unternehmung aufbringt, um sich der Versuchung zu entziehen, die doch so kostbare Zeit lediglich mit Schreiarbeiten auszufüllen. Der Besuch des Gasthofs soll darüber hinaus Abwechslung zum Büroalltag bieten. Sie vertraut mit ihrem Vorschlag auf altbewährte Qualitäten: Küche, Einrichtung und Publikum entsprechen ihrer beider Geschmack. Der ausgewählte Gasthof kombiniert ihrer Ansicht nach vortrefflich Zeitgeist mit Bodenhaftung. Die weithin mit dem Landleben verbundene Vorstellung eines sehr bedächtigen Lebens soll auf sie und ihren Mann überspringen. Auch ihr Esstempo soll sich gegenüber dem Tempo der hektischen Werkstage in der Großstadt betont verlangsamen.⁸

Was sie dabei zu sich nimmt, hat freilich weder etwas von der Schwere der Zeit der körperlich anstrengenden Landarbeit zu tun, noch

8 Vgl. M. Montanari: Der Hunger und der Überfluß, S. 191.

mit der Zeit, in der das Klischee vom Sonntagsbraten entstand, gemein. Sie bestellt bewusst etwas Leichtes, falls sie und ihr Mann sich später noch dazu entscheiden sollten, zu Hause eine weitere Mahlzeit einzunehmen. Offenkundig muss die Sehnsucht nach einer Welt, in der die Zeit langsam verging, wenn sie nicht gänzlich stehen geblieben schien, ebenfalls nach *ihrem* Geschmack, d.h. zeitgemäß befriedigt werden. Der anschließende Spaziergang vermittelt mit einiger Sicherheit nicht nur die herbeigesehnte romantisch Langsamkeit; er dürfte sich bei einem Paar, das werktags nur sehr wenig Zeit füreinander hat, als kleinster gemeinsamer Nenner einer Unternehmung über Essen und Trinken hinaus empfehlen.⁹

Episode: Mousse im Landhausstil

„Meist kommt beim Frühstück von mir der Vorschlag, dass jeder noch ein paar Dinge in der Wohnung erledigt, die unter der Woche liegen geblieben sind, um dann gegen 13:00 Uhr gemeinsam mit dem Auto hinaus zu fahren. Den Gasthof kennen wir lange und ich schlage ihn vor, weil für mich das Essen dort ein Ziel darstellt, auf das ich mich schon während der Fahrt freuen kann.

Der Gasthof hat eine Gartenwirtschaft, in der es Gerichte gibt, die dem Zeitgeist folgen. Aber: nichts Übertriebenes aus der asiatischen Küche, sondern das, was man hier in guter Qualität hinkommt, z.B. Frischkäse-Mousse. Die Einrichtung ist im Landhausstil gehalten und angenehm luftig dekoriert. Man sitzt mit Publikum aus den umliegenden Ortschaften zusammen, nicht mit dem üblichen städtischen Publikum. Darin sehe ich einen eigenen Reiz.

Wir lesen beide in der Karte und unterhalten uns darüber, welche Gerichte wir nehmen könnten. Wir besprechen selten, welche Gerichte vernünftiger sind, falls wir am Abend selbst kochen oder noch ausgehen wollen – das muss jeder selbst entscheiden. Ich neige eher zu etwas Leichtem.

Die Stimmung bei Tisch ist entspannt. Mein Esstempo ist wie immer zügig, aber ich nicht so hastig wie es an Werktagen häufig der Fall ist. Sicherlich essen wir beide aber deutlich schneller als die Leute um uns herum, die für meine Begriffe sehr langsam essen.

Der Aufenthalt im Gasthof dauert etwa eine bis eineinhalb Stunden. Je nach dem, ob es der weitere Verlauf des Tages gestattet, gehen wir noch ein wenig spazieren, bevor wir in die Stadt zurückfahren. Ich fühle mich richtig sonn-täglich, von aller Hektik entbunden. Das geht soweit, dass ich danach nichts mehr arbeiten möchte.“

9 Vgl. J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“, S. 61-63.

Wie zu erwarten, sind die befragten Zeitpioniere keineswegs gegen Vorstellungen von einer Welt gefeit, der ein *langsamer Gang* nachgesagt wird. Ihre Vorstellungen davon, wie die Zeit am Wochenende vergehen soll, sind denen Flexibler Menschen insgesamt sehr ähnlich, obwohl sie selbstredend kaum Gedanken darauf verschwenden, wie sie dem Zwang zur Erledigung privater oder geschäftlicher Arbeiten entkommen können. Ihren Antworten auf die Frage nach Zwischenmahlzeiten am Wochenende kann man zum Ersten entnehmen, dass es sich häufig um den traditionellen Verbund von Kaffee und Kuchen handelt, der, zum Zweiten gerne in geselliger Runde gereicht wird. Dabei sind Drittens die verzehrten Getränke und Speisen, oftmals selbst zubereitet.

Zeitpioniere essen zwischendurch

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Immer wieder im Lauf des Tages bekomme ich Lust auf etwas Salziges oder auf etwas Süßes. Dann mache ich mir z.B. einen Kräuterquark, in den ich salziges Gebäck tunke. Oder ich backe Waffeln oder sogar Kuchen, den wir dann zum Kaffeetrinken essen.“	k.A.
„Die Kaffeezeit fällt sonntags etwas umfangreicher aus als sonst, weil ich gerne zusammen mit Freunden Kaffee trinken kann.“	
„Wenn ich einen Ausflug mache und jemanden besuchen fahre, kaufe ich mir gerne etwas Leckeres für unterwegs.“	

Dies interpretiere ich wie folgt: Die Kenntnis und die Selbstverständlichkeit mit der Speisen selbst hergestellt werden, dürften dem hohen Anteil an Frauen in dieser Gruppe geschuldet sein. Beides korrespondiert darüber hinaus trefflich mit dem Vorsatz der Zeitpioniere, etwas nicht nur *für* sich selbst machen zu wollen, sondern es auch: *selbst machen* zu wollen, d.h. im schöpferischen Sinne tätig sein zu wollen. Das Selbermachen lässt sich wiederum mit der Haltung der Befragten zu Zeit und Geld kombinieren: wer Kuchen selber backt, benötigt zwar Zeit, kann aber neben der möglichen Anerkennung auch jene Zeit gewinnen,

die, um ein fertiges Produkt zu *kaufen*, im Voraus als *Arbeitszeit* der Regie anderer zu unterstellen gewesen wäre.

Im Folgenden schildert eine der Zeitpioniere eine Episode, in der sie sich an einem Sonntag Freunde zum nachmittäglichen Kaffeetrinken nach Hause einlädt – eine Art von Episode, die unverkennbare Wurzeln im Biedermeier hat (s. Kasten S. 243).¹⁰

In diesem Beispiel ist der Kuchen nicht selbstgebacken, umso besser lässt sich verdeutlichen, welcher organisatorische Aufwand der Einladung vorausgeht: So muss einer der Gäste beauftragt werden, von unterwegs eine ausreichende Zahl Kuchenstücke für die ganze Kaffeetafel mitzubringen. Dies bedeutet, im Voraus hinreichend genau zu wissen, mit wessen Erscheinen zu rechnen ist. Das bringt es wiederum mit sich, sich einige Zeit vor dem Kaffeetrinken ein Bild von den Zu- und Absagen zu machen, und das wiederum setzt voraus, den Eingeladenen genügend Zeit zu geben, um den Termin in ihren Zeitplanungen aufzunehmen. Diejenigen, die nicht beauftragt sind, den Kuchen für alle mitzubringen, haben dann die Pflicht, sich um ein Geschenk für die Gastgeberin zu bemühen. Diese ist am Vortag mit Einkäufen befasst und unmittelbar bis zum Eintreffen der Gäste beschäftigt, das Wohnzimmer zu dekorieren, den Tisch zu decken usw. Es ist deshalb wenig verwunderlich, wenn sie für ein gut vorbereitetes Kaffeetrinken, dem die Mehrzahl der Gästen zusagt, wenigstens eine Woche Vorlaufzeit berechnet. Interessant ist allerdings der beigefügte Hinweis, dass sich eine Kaffeegesellschaft durchaus ohne lange Planungen zusammenfinden kann. Man sollte es sich erneut ins Gedächtnis rufen: Stolz der Zeitpioniere ist es, *spontan* (re-)agieren zu können.

Dies spiegelt sich sogar in der Beziehung zu den Gästen wider: Die Erzählerin gibt an, dass es sich um ihre *Freunde* handelt, was neben deren Einbeziehung in die Vorbereitungen im Gegenzug zu heißen scheint, dass diese der Rollengrenze zwischen Gast und Gastgeberin von ihrer Seite aus wenig Respekt zollen. So beklagt sie sich, dass sich neuangekommene Gäste mit ihr unterhalten, nicht sehend, dass sie noch inmitten der Vorbereitungen steckt. Es bleibt aber stets eine Wechselbeziehung. Die Störung der Vorbereitungen, begründet umgekehrt die Erwartung der Gastgeberin, dass die Gäste es ihr nachsehen werden, falls es misslingen sollte, Kaffee und Kuchen pünktlich zur vorher vereinbarten Zeit zu servieren. In der gleichen Manier verläuft die Episode bis zu ihrem Ende: solange sich die Anwesenden gut unterhalten, kann sich das Kaffeetrinken bis in den Abend ausdehnen.

10 Vgl. W. Schivelbusch: Das Paradies, S. 73.

Episode: Kaffeestunden, mit Pizza verlängert

„An Herbstwochenenden laden mein Partner und ich gerne unsere Freunde gegen 15:30 Uhr zum Kaffee-Trinken ein. Dieser Termin wird etwa eine Woche im Voraus vereinbart, sofern er sich nicht kurzfristig ergibt.

Meist kaufen wir dafür am Vortag ein. Unmittelbar bevor die Gäste kommen, müssen wir die Stühle aus der Wohnung zusammenholen, den Tisch decken, dekorieren und heißes Wasser für Tee und Kaffee vorbereiten. Obwohl es schöner wäre, einen ganzen, selbstgebackenen Kuchen auf dem Tisch stehen zu haben, ist in der Regel ein Gast damit beauftragt, Kuchen für alle aus einer Konditorei mitzubringen – den Ehrgeiz meiner Mutter, alles selbst zu machen, habe ich glücklicherweise nicht. Andere Gäste bringen Weine oder Liköre mit, die später zum Einsatz kommen oder als Gastgeschenke aufbewahrt werden.

Der Tisch sollte eigentlich gedeckt sein, wenn die Gäste kommen, doch häufig gelingt es nicht, alle Vorbereitungen zu treffen bis die ersten Gäste klingeln. Die einen kommen etwas zu früh, die anderen etwas zu spät, bis sich am Ende etwa sechs Personen zusammenfinden. Das erzeugt einige Hektik, zumal die Gäste selten bereit sind, im Wohnzimmer zu warten. Anders als es bei meinen Eltern denkbar gewesen wäre, kommen sie in die Küche gelaufen, um sich mit mir zu unterhalten. Es stört mich zwar, dass sie keine Rücksicht darauf nehmen, dass ich z.B. gerade Sahne schlage, doch, weil es sich um alte Freunde handelt, sehe ich das gelassen. Außerdem meinen es manche gut und wollen mir Arbeit abnehmen.

Einige Zeit, nachdem der Kuchen aufgegessen ist und jeder genug Kaffee getrunken hat, kommt oft die Frage auf, ob es nicht schön wäre, gemeinsam ein Glas Wein zu trinken. Wenn alle noch Zeit haben, geht das Kaffeetrinken damit in ein Abendessen über. Da wir aber nichts Entsprechendes eingekauft haben, wird meist entschieden, Pizza bei einem Bringdienst zu bestellen.

Ich glaube, dass der Kuchen für die meisten nur der Aufhänger ist, um sich zu treffen. Während des Kaffees werden Späße gemacht und man unterhält sich über dies und jenes – selten über Berufliches, weil das für die Mehrzahl kein großes Thema ist. Spätestens wenn der Wein geöffnet ist, geht die gemütliche in eine ausgelassene Stimmung über, in der die Zeit schließlich völlig in Vergessenheit gerät. Wenn das Telefon klingelt gehe ich in ein anderes Zimmer, um dort ungestört sprechen zu können.

Dauert das Kaffeetrinken etwa drei Stunden, kann die Erweiterung leicht weitere drei Stunden in Anspruch nehmen. Wenn alle gegangen sind fühle ich mich entspannt und ziemlich geschafft, aber auch ein wenig stolz darauf, dass es den Gästen offensichtlich bei uns gefallen hat.“

An der Frage, ob jemand Lust verspürt, Wein zu trinken, lässt sich able-
sen, ob die Kaffeetafel in das Abendessen einmünden kann. Der Grad

der Erschöpfung der Gastgeberin mag zwar bei positiver Antwort ansteigen, doch interpretiert sie die Verlängerung in den Abend zugleich als ein Anzeichen, dass es ihren Freunden bei ihr gefällt. Über den Eindruck, dass sich die Gäste derart geborgen fühlen, so dass sie darüber sogar die (Uhr-)Zeit vergessen haben, fühlt sie sich für ihre Aufwendungen entlohnt.

Diese Episode hat kaum etwas mit dem exklusiven Kaffeegenuss gemein, der oben von einem der Flexiblen Menschen geschildert wurde. Dieses Zusammenfinden zur einer Sonntagsgesellschaft bei Kaffee und Kuchen gibt ein Zeitgefühl wieder, das in die Vergangenheit deutet. Es sind die 1960er und 1970er Jahre, die die Erzählerin und ihre Gäste als hohe Zeit der sonntagnachmittäglichen Verwandtschaftsbesuche und Kaffeekränzchen erlebt haben dürften. Was im Biedermeier aufgekommen war, sich in den Kindertagen der Erzählerin allerdings auch zu *überleben* begann, führt sie in neuer Form fort: unter dem Grundtenor, Höflichkeiten weg zu lassen, ohne auf die Geborgenheit im Kreis vertrauter Personen verzichten zu wollen, hat sie sich von einigen Traditionen emanzipiert.¹¹

Es beginnt damit, dass sie die Gäste nicht aus Verpflichtung, sondern aus Sympathie auswählt – der Kreis ist kein familiärer mehr. Die Aufteilung der Rollen ist aufgeweicht und die Dauer der Episode nicht davon bestimmt, das man sich verhält, wie *es* sich gehört. Die Missachtung hergebrachter Zeitgrenzen der Kaffeestunde wird von der Erzählerin sogar als Kompliment interpretiert, statt sie zu empören. Genauso schätzt sie es als Zwanglosigkeit, wenn Gäste nicht im Wohnzimmer zu warten wissen, sondern Abläufe in der Küche begutachten und unterbrechen. Das erinnert an ein ländliches Bild aus vergangenen Tagen: die bürgerliche Kaffeetafel scheint mit dem „Ganzen Haus“ zu verschmelzen, das Funktionsgrenzen nicht scharf zieht und in seinem Zentrum die Küche hat.¹² Dass sich die Kaffeetafel gerade zum Pizzateissen ausdehnt, ist bedeutungsschwer. So, wie der wenig geregelte Belag und die einfache Verzehrweise erklären, weshalb Pizza keinen Eingang in die gehobene Gastronomie gefunden hat, erklären sie umgekehrt ihre Beliebtheit außerhalb: Die Pizza ist Sinnbild eine zeitgenössischer Gemeinschaft – unreglementiert, leicht zu knüpfen und leicht wieder zu lösen.¹³

11 Vgl. Margot Tränkle: „Fliegender Wechsel zwischen Fast Food und Feinkost. Zur Entritualisierung des Essens“, in: Michael Andritzky (Hg.), *Oikos – von der Feuerstelle zur Mikrowelle*, Gießen: Anabas 1992, S. 393-404, hier S. 396/397.

12 Ingeborg Weber-Kellermann: „Der Oikos, das ganze Haus“, in: Michael Andritzky (Hg.), *Oikos – von der Feuerstelle zur Mikrowelle*, Gießen: Anabas 1992, S. 29-32.

13 Vgl. H. Karmasin: *Die geheime Botschaft*, S. 105/106.

Während die Kaffeegesellschaft an die „Gute Stube“ gebunden ist, beschreibt eine Angehörige derselben Gruppe eine andere Episode. Die Erzählerin will mit dem Zug zu Freunden reisen und dabei unterwegs etwas zu sich nehmen.

Episode: Schokoladenriegel auf Reisen

„An Wochenenden bin ich oft mit dem Zug unterwegs, um Freunde in einer anderen Stadt zu besuchen. Fast immer überfällt mich kurz vor der Abfahrt die Lust, auf etwas Süßes. Ich gehe im Bahnhof zur Bäckerei oder zum Kiosk und kaufe mir spontan z.B. eine Schneckennudel oder einen Schoko-Riegel. Im Grunde ist es fast zum Ritual geworden, dass ich mir das gönne. Irgendwie gehört es für mich zum Reisen am Wochenende dazu. An Werktagen, wenn ich zur Arbeit fahre, würde ich das aber nicht tun; dafür fehlt mir das Geld und die Zeit.

Ich warte mit dem Essen, bis der Zug eine Weile gefahren ist. Ich versuche, den Hunger zurückzuhalten und mir das Essen einzuteilen. Ich nehme mir z.B. vor, bis zur Mitte der Strecke oder solange zu warten, von wo ab die Fahrt eintönig wird. Das tue ich, weil ich weiß, dass es mir dann, wenn ich mit dem Essen erst einmal angefangen habe, schwer fällt mich zurückzuhalten. Gerade bei Schoko-Riegeln verliere ich die Zurückhaltung: die sind so klein, dass man sie fast nicht unterbrechen kann – man muss sie an einem Stück essen.

Wenn ich dagegen eine Schneckennudel vor mir habe, esse ich sie nicht auf ein Mal auf, sondern beiße abwechselnd ab, lege sie auf die Serviette zurück, schaue aus dem Fenster, denke über etwas nach, lese etwas usw. Weil die Züge um diese Zeit am Wochenende noch nicht so voll sind, kommt mir auch die Zeit langsamer vor. Ich genieße die Situation insgesamt und kann sie dadurch nochmals länger genießen, dass ich immer wieder einmal abbeiße. Ich kaue deswegen auch relativ langsam.

Je nachdem, wie lange die Fahrt dauert, was es zu sehen gibt und was ich zu lesen habe, kann sich das gut eine halbe Stunde oder länger hinziehen.“

Gleich zu Eingang ihrer Erzählung fällt ihr auf, dass sie paradoxerweise *fast immer* kurz vor der Abfahrt des Zuges *spontan* den Entschluss fasst, sich für die Fahrt etwas Süßes zu kaufen. Weil sie den Kauf als etwas empfindet, das sie sich werktags nicht leisten würde, ist anzunehmen, dass sie der näher rückende Moments der Abfahrt und die Vorstellung des Ziels der Reise in Gestalt des Bahnhofs und die Vorfreude auf den Verzehr des gekauften Gebäcks dazu motiviert.

Die Vorfreude auf den Verzehr bleibt auch nach dem Kauf erhalten und erweist sich im Gegenteil als steigerungsfähig: die Erzählerin wen-

det sich nicht, sobald sie sich gesetzt hat, dem Verzehr des Gebäcks zu. Aus dem Wissen heraus, dass ihre Vorfreude länger anhält, je länger sie den Beginn des Verzehr hinauszögert, wartet sie ab, bis der Zug eine Weile gefahren ist. Hat sie sich zum Beginn des Verzehrs entschlossen, setzt sie dasselbe Spiel fort, indem sie nicht alles auf ein Mal aufisst. Die Choreografie dieser Episode ist die einer Steigerung des Genusses im Verlauf der Reise. Wenn sie nicht gleich zu Beginn der Reise mit dem Verzehr beginnt und gleich alles aufisst, hat das durchaus einen Sinn.¹⁴ Die Befragte überrascht sich selbst, indem sie das Reisen am Wochenende zum Anlass nimmt, sich einen zusätzlich Genuss zu gönnen. Sie bremst dann den Verzehr, gestattet sich einen Bissen, um sich dann aber sogleich wieder zu bremsen usw. Würde sie ihre Beherrschung verlieren, wäre auch alle Freude dahin.

Bedenkt man, dass der Verzicht auf unmittelbares Genießen häufig mit einer sehr unerfreulichen Verlangsamung der Zeit verbunden ist, verhält es sich hier anders. Der Verzicht wird mit Sicherheit belohnt und erfüllt als Bestandteil des beschriebenen Wechselspiels nicht zuletzt den Zweck, die Zeit in Form von *langer Weile* zu vertrieben. Weniger dramatisch gesagt, versüßt sich die Befragte diesen Abschnitt des Wochenendes ein wenig – insbesondere bei einem eintönigen Streckenverlauf. Wer fragt, wie die Zeit vergeht, findet die Aussage, dass sie angesichts der langen Fahrt und der *Leere* des Zugs nur langsam vergehe. Dass sie dem beifügt, die Situation insgesamt zu genießen, dürfte einen weiteren Grund haben: wie Alain de Botton bemerkt hat, ist das Reisen mit der Bahn wie keine andere Art der Fortbewegung dazu geeignet auf sich selbst zurück zu kommen. Beim Blick aus dem Fenster beschleicht den Reisenden nicht die Monotonie einer See- oder Flugreise; statt dessen fährt man langsam genug, um Einzelheiten identifizieren zu können, aber zu schnell, um sich in sie zu vertiefen. Statt sich zu langweilen kann man sich inspirieren lassen und mit dem „Train-dreaming“ an dem rühren, was einem selbst wichtig ist.¹⁵

Abendessen: Großer Höhepunkt, kleines Finale

Im Gegensatz zum Mittagessen, spielt das Abendessen für alle Befragten samstags wie sonntags regelmäßig eine bedeutende Rolle. So schätzen die Flexiblen Menschen das Abendessen an beiden Tagen als Hauptmahlzeit (s. Kasten S. 247).

14 Vgl. K. Köstlin: „Die Industrialisierung der Tradition“, S. 123.

15 A. De Botton: On Seeing and Noticing, S. 6.

Ähnlich wie im Fall des Frühstücks sagen sie aus, dieser Episode viel ihrer Zeit zu widmen. Als Highlight oder großes Finale verstanden, beginnen manche von ihnen bereits am Nachmittag damit, Vorbereitungen für diese Mahlzeit zu treffen.

Flexible Menschen essen zu Abend

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Wenn es zeitlich geht, kochen wir am Sonntagabend. Da koche ich uns etwas Besonderes: das ist dann die Hauptmahlzeit.“	„Das ist ein gezieltes Highlight, um im Ausklang nochmals das Wochenende als solches zu betonen.“
„Am Abend gibt es das große Essen, zu dem wir uns samstags gerne auch Gäste einladen. Oder wir gehen auswärts essen.“	„Wir kochen meist zusammen. Auch wenn das nicht ohne Reibungen abgeht, verbringen wir hier die Zeit damit, etwas gemeinsam zu tun.“
„Am Sonntagabend kochen wir uns gemütlich etwas, wozu wir oftmals schon am späten Nachmittag anfangen müssen.“	„Die Speisen sind dann im Unterschied zu den Werktagen vollständig aus frischen Zutaten gekocht.“

Das ist zum einen darin begründet, dass frische und erlesene Zutaten zu aufwändigen Gerichten verarbeitet werden sollen. Zum anderen wird die Herstellung der Speisen oftmals gemeinsam betrieben. Da die Mehrheit der Flexiblen Menschen in Paarbeziehungen lebt, stellt die gemeinsame Zubereitung eine Gelegenheit dar, Schönes und Nützliches zu verbinden. Wofür an den Werktagen keine Zeit ist, wird ohne Umstand möglich: sich *gemeinsam* auf etwas freuen, in der Küche austauschen, das *gleiche* probieren, servieren und verzehren. Das ist insbesondere, etwas *gleichzeitig* tun. Als Alternative zur Zweisamkeit geben sie an, sich am Wochenenden gerne Gäste einzuladen, den Einladungen anderer zu folgen oder aber in Restaurants auszugehen.

Unten gibt einer der Flexiblen Menschen eine Episode wieder, in der seine Frau und er sich am Wochenende Gäste zum Abendessen eingeladen haben (s. Kasten S. 248).

Da die Gäste zu einer bestimmten Uhrzeit erwartet werden, ist es dem Befragten wichtig, entsprechend *frühzeitig* mit den Vorbereitungen zu beginnen. Er selbst will vorrangig die in der Küche anfallenden Arbeiten übernehmen, während seine Frau den Esstisch – die Rede ist von einer Tafel – zu decken und das Esszimmer zu dekorieren beginnt. Es ist leicht zu durchschauen, dass alle Tätigkeiten nach Geschlecht aufgeteilt sind. Dass es sich nicht um vertrauliches, sondern um ein repräsentatives

Kochen handelt, zeigt sich, wenn die Gelassenheit, mit der sich beide auf den Weg in die Küche machen, mit Betreten der Küche verfliegt: das Kochen ist kein wohlfeiler Anlass zunehmender Intimität; es zwingt statt dessen zu scharfer Konzentration.

Episode: Indisches Chutney à la minute

„Der Beginn der Vorbereitungen für diese Art von Essen richtet sich vor allem danach, wann die Gäste abends eingeladen sind. Dafür gibt es keine feste Uhrzeit; mir persönlich ist nur wichtig, dass man nicht zu spät isst.

Ich komme meist aus einer Ruhephase heraus – vielleicht habe ich gerade einen Kaffee getrunken und ein wenig gelesen. Während meine Frau den Tisch zu decken beginnt und etwas aufräumt, gehe ich in die Küche und beginne mit dem Kochen.

Die Zutaten habe ich am Vortag auf dem Markt einkauft. Auch sonst mache ich alles selbst: vom Gemüseschneiden bis zum Auftragen. Üblicherweise koche ich mehrgängige Menüs. Das kann z.B. ein Rehrücken oder Thunfisch-Steak mit je diversen Vor- und Nachspeisen sein oder etwas Indisches, wobei ich z.B. Fonds und Chutneys ebenfalls selbst herstelle.

Die Zeit vergesse ich beim Kochen nicht – eher im Gegenteil: weil alles perfekt aufeinander abgestimmt sein muss, ist ein strenges Zeitregiment unumgänglich. Sollte ich die Zeit einmal vergessen, dann aus Gründen der Konzentration. Ich darf weder trödeln, noch kann ich mich unterhalten, weil mich das eine müde macht und das andere ablenken würde. Manche Gäste wundern sich, wenn ich zum Empfang nicht an der Türe erscheinen kann, weil sie nicht daran denken, dass auch die Zubereitung eines Gerichts ein Vorgang sein kann, bei dem es auf die Minute ankommt.

Das Essen selbst findet an der aufwendig eingedeckten Tafel im sorgfältig hergerichteten Esszimmer, statt. Meine Frau reicht den Gästen ein Amuse-gueule und sorgt anschließend in Absprache mit mir dafür, dass alle Platz nehmen. Hier kommt es wieder auf die Zeit an: serviert wird à la minute.

Die Unterhaltung geht querbeet über Privates wie Berufliches, aber immer in Form leichter Kost. Es handelt sich also um ein gepflegtes Tischgespräch: was jemandem auf den Magen schlagen könnte, lässt man weg. Stören lassen wir uns nicht – auch nicht vom Telefon, weil es den vorgesehenen Ablauf durcheinander werfen würde.

Allein das Essen kann gut zwei bis drei Stunden dauern – die Vorbereitung genauso lange. Je nach dem, wer zu Gast ist, kommt es vor, dass sich alle nach dem letzten Gang nochmals in ein anderes Zimmer begeben, um sich dort bequem auf Sofa und Sessel zu setzen. Ich tue das sonst auf jeden Fall mit meiner Frau, um den Tag gemeinsam mit ihr in Ruhe ausklingen zu lassen. Dann wird ehrlich über das Essen gesprochen, und sehr häufig kommen wir an diesem Punkt bereits darauf, Pläne für weitere Essen zu schmieden.“

Ausdrücklich verwahrt sich der Erzähler dagegen, in der Zubereitung einen gemächlich verrichteten Vorgang zu sehen, bei dem die Beachtung der Uhrzeit keine wichtige Rolle spiele. Nach seiner Auffassung ist das Gegenteil der Fall: die Zubereitung eines mehrgängigen Menüs verlangt einen Grad der Präzision, der einzig mit Hilfe eines strengen Zeitregiments erreicht werden kann. Soll Fleisch nicht zäh, und eine Soße zum Zeitpunkt des Verzehrs nicht angetrocknet sein, setzt dies reiche Erfahrung oder zumindest ein Vermögen voraus, verschiedene Garprozesse mit Hilfe einer Uhr zu synchronisieren.

Treten allen Vorkehrungen zum Trotz zeitliche Lücken auf, sind sie geschickt zu überbrücken: so ist es einem Aperitif überlassen, die Zeit zwischen der Ankunft der Gäste und der Vollendung der Kochvorgänge zu füllen. Verliert der Befragte die Zeit dennoch aus den Augen, so soll dies nichts damit zu tun haben, dass er *gedankenverloren* gekocht hätte, sondern allein damit, dass zu viele Abläufe zugleich zu beobachten seien. Nimmt man an, dass er ein Menü im Stil der französischen Hochküche anfertigt, kann seine Haltung kaum überraschen. Erst eine Küche, die allgemeine Hochschätzung erfährt, macht es lohnenswert, eine Tätigkeit wie die Zubereitung von Speisen zum „Feld der (männlichen) Ehre“ zu erklären.¹⁶

Nimmt man dagegen zur Kenntnis, dass er Gerichte der indischen Küche zubereitet, überrascht sie doch. Trotz des Booms neuer Technologien baut das *hierzulande* verbreitete Interesse an Indien meist auf der Vorstellung auf, dass das Leben *dort* nicht mit der maschinenhaften Präzision eines Uhrwerks geführt werde. Wie dem auch sei, steht das zur Schau gestellte Streben nach zeitlicher Perfektion in Widerspruch dazu, wie oben eine der befragten Zeitpioniere die Einladung zum Kaffeetrinken bei sich zu Hause beschrieben hat. Hatte sie davon berichtet, dass sie ihre Gäste kaum vom Betreten der Küche abhalten könne, wird derlei im vorliegenden Beispiel kategorisch abgelehnt. Der Befragte überlässt den Empfang der Gäste seiner Frau, die sie ins Wohnzimmer zu führen und einen Aperitif zu reichen hat. Was im einen Fall als Zwanglosigkeit akzeptiert werden kann, würde im anderen Fall als Distanzlosigkeit dekontextualisiert werden.

Die Wahrung von Distanz wird während des Essens durchgehalten: man ist z.B. um eine *gepflegte* Konversation bemüht, also um eine Unterhaltung, deren Themen gezielt ausgewählt und gewichtet werden. Man kann dann durchaus über Berufliches sprechen, aber nicht zu lange – nicht weil es an Bedarf mangeln würde, sondern, weil es dem Tischgespräch unnötige Schwere verleihen könnte. Von Ausgelassenheit wird

¹⁶ F. Frerichs/M. Steinrück: „Kochen – ein männliches Spiel“, S. 246/247.

man deswegen nicht gut sprechen können, doch findet man auch hier Gesten, die eine mehr oder minder große Vertrautheit signalisieren: der Vorschlag, sich gemeinsam in den bequemer möblierten Nebenraum zurückzuziehen, wird offenbar nicht allen Gästen unterbreitet. Die Gastgeber behalten dies sonst einzig sich selbst vor. Sie sehen darin die Gelegenheit, den Abend *in Ruhe* ausklingen zu lassen. Dort wird der Zeit gestattet, zu verfließen, und sich selbst gestattet, sie zu vergessen.

Nachdem das mehrgängige Menü einer Tischgesellschaft zu Hause beschrieben ist, schließt eine Episode in einem Restaurant der gehobenen Gastronomie an (s. Kasten S. 251). Die Erzählerin leitet damit ein, dass sie den Beginn der Episode mit den Vorbereitungen zu Hause identifiziert. Zu diesen gehört es zum einen, in Erwartung des mehrgängigen Menüs auf das Mittagessen zu verzichten, und zum anderen, sich dem Anlass gemäß zu kleiden. Sie vergleicht das Abendessen mit einem Theaterbesuch und sieht ihren Aufenthalt im Restaurant einer Choreografie unterworfen. Deren Funktion besteht ergänzend zur Funktion der hochwertigen Ausstattung des Restaurants darin, aus der bloßen Einnahme von Speisen einen Akt der Kultur zu machen, der umgekehrt den Genuss der servierten Speisen ermöglicht.

Ein reibungsloser Ablauf der Choreografie setzt sowohl bei den Gästen wie dem Personal des Hauses Kenntnisse über angemessene Verhaltensweisen voraus. Folglich wird diese gestört, sobald Gäste auftreten, die das Essen *bezahlen* können, aber nicht *genießen*, weil ihnen die geltenden Kodizes nicht vertraut sind – ein Topos, von dem das repräsentative Speisen in den gehobenen bürgerlichen Restaurants seit ihrer Entstehung im 19. Jh. durchzogen wird.¹⁷

Die Befragte bleibt also zunächst mit ihrem Mann am Eingang stehen, bis ein Kellner sie empfängt und zum vorgesehenen Platz führt. Später möchte sie sich bei der Wahl des Weines gut beraten wissen; und schließlich erwartet sie, dass das Auf- und Abtragen der unterschiedlichen Gänge an *ihrem* Esstempo ausgerichtet ist. Gerade den letztem Punkt erhebt sie zum Merkmal eines Restaurants dieser Kategorie: der Zeitpunkt, zu dem ein Gericht serviert wird, darf nicht wie andernorts von Belangen der Küche diktiert werden, sondern muss von *ih*r abhängen. Diese Herrschaft über die Zeit möchte sie einzig mit ihrem Mann teilen. Um beiden die Peinlichkeit zu ersparen, dem Partner beim unverhüllten Essakt zusehen zu müssen, hat das Personal die Aufgabe, darauf zu achten, dass sie stets *beide zugleich* auf- und abgetragen bekommen. Als Ablauf betrachtet bilden die Gänge eine Sequenz, die sich bis zum Hauptgericht steigert und mit dem Dessert einen Abschluss hat.

17 Vgl. C. Drummer: „Das sich ausbreitende Restaurant“, S. 314, 319.

Episode: Gesamtkunstwerk, gedämpft

„Aufgrund des Vorbereitungsaufwands für den Besuch solcher Lokale geht das nicht spontan. Also reserviert einer von uns telefonisch einen Tisch.“

Eigentlich fängt das Essen schon zu Hause, mit dem Ankleiden an, weil das Essen in den Restaurants dieser Kategorie einem Theaterbesuch gleicht. Es handelt sich um ein Ereignis, das man dadurch würdigt, dass man sich festlich kleidet. Man signalisiert, dass man das Essen als Kulturleistung schätzt.

Außerdem verzichte ich gezielt auf das Mittagessen, damit ich hungrig bin, wenn wir das Restaurant betreten. Während der Anfahrt mit dem Auto reden wir darüber, welche Gerichte wir nehmen könnten. Dadurch steigert sich die Vorfreude bis zu dem Punkt, an dem der Kellner einen in Empfang nimmt und an den Tisch führt.

Im Restaurant muss alles stimmen: Das Essen muss hervorragend sein. Die Einrichtung kann traditionell-pompös oder modern, d.h. sachlich und kühl sein, aber eine Tafel mit Stoffservietten und -tischdecken, neutralem weißem Geschirr, passenden Weingläsern usw. ist unverzichtbar. Außerdem will ich mich bei der Auswahl des Weines fachkundig beraten fühlen.

Wichtig ist, dass uns andere Gäste nicht stören. Es wäre mir unangenehm, wenn mich jemand zum Gespräch auffordern würde. Es stört auch, wenn das Essen als Statussymbol missbraucht wird: wenn Leute z.B. im Sommer in kurzen Hosen dasitzen, während die Kellner im Frack dastehen, oder wenn jemand ohne Genuss isst, nur um zu zeigen, dass man es sich leisten kann.

Das Tischgespräch ist vom Essen beherrscht – es handelt sich ja nicht um ein Geschäftsessen. Auch das Handy bleibt ausgeschaltet. Haben wir uns gesetzt, besprechen wir in gedämpftem Ton, was jeder nehmen wird. Es gibt etwa fünf bis sechs Gänge, die allein dazu da sind, sich gegenseitig zu überbieten und das Essen zu einem Kunstwerk werden zu lassen.

Ich schätze die Ruhe beim Auswählen. Selbst die Pausen zwischen den Gängen gehören zum Essen dazu. Es ist wichtig, dass immer für beide zugleich auf- und abgetragen wird. Andernfalls macht sich Hektik breit, wenn einem – wie sonst oft üblich – noch beim Kauen der Teller weggezogen wird. Das zwingt einen, aufzuessen, wenn man nicht den anderen dazu nötigen will, einem beim Essen zuzuschauen. Ich lege Wert darauf, dass Rücksicht genommen wird und nicht darauf, was vielleicht spül- oder kochtechnisch passt.

Im Lauf des Abends vergisst man schließlich die Zeit. Am ehesten kommt es vor, dass man zwischen Hauptgang und Nachttisch auf die Uhr schaut – aber nur, um festzustellen, wie unglaublich spät es geworden ist. Deswegen geht das nur am Samstag, weil man sich sonntags ausschlafen kann.

Der Aufenthalt im Restaurant kann gut vier Stunden dauern, und bestimmt sich rein von der Menüfolge her. In weniger Zeit würde man die Menge an Essen nicht vertragen.“

Die *Ausführlichkeit*, die dieser Art Mahl zu halten innewohnt, reicht bis hin zum Abräumen des Tisches: das Personal scheint ihr nicht wie in anderen Restaurants dazu angehalten, nur rasch die Ordnung wieder herzustellen, um endlich den nächsten Gang oder nachfolgenden Gästen servieren zu können. So, wie sie erwartet, dass man ihr Zeit lässt, fordert sie von sich selbst, nicht in Erwartung des Essens unruhig auf dem Stuhl zu zappeln. Ebenso nimmt sie die Speisen nicht in Empfang, um sich voll Gier über sie herzumachen, sondern um sich betont *neugierig* dem Schmecken und Genießen zu widmen. Die Speisen dürften in der Tradition einer Steigerungsfolge von Gegensätzen wie leicht-schwer-leicht, flüssig-fest-flüssig präsentiert werden.¹⁸ Wie im Lebensbild oben befürwortet, handelt es sich geschmacklich um ein Abenteuer – aber mit glänzenden Gewinnaussichten. Selbstbeherrschung ist zu wahren, doch überwiegt im Unterschied zum Geschäftsessen der Spaß an der Form.

Der Blick auf die Abendmahlzeiten der Zeitpioniere zeigt, dass die Angehörigen dieser Gruppe am Wochenende ebenso nicht das Mittag-, sondern das Abendessen in den Rang der Hauptmahlzeit erheben.

Zeitpioniere essen zu Abend

<i>Vorgänge</i>	<i>Kommentare</i>
„Das Abendessen ist die Hauptmahlzeit. Ich koche mir etwas, das ich zum Krimi um 20:15 Uhr verspeise: ein Krimi ohne Essen taugt nichts.“	„Das ist für uns beide ein Fix-Punkt, der mich sogar davon abhalten kann, ans Telefon zu gehen.“
„Sonntags gibt es meist das bessere Essen. Selbst wenn wir auswärts essen, ist am Wochenende das Abendessen die Hauptmahlzeit.“	„Das ist für uns der Abschluss des Wochenendes.“
„Am Samstagabend gibt es häufig ein besonders gutes Essen mit mehreren Gängen. Vorspeise, Hauptspeise, Nachtisch müssen es sein und dazu eine gute Flasche Wein.“	„Dafür stellen wir uns dann lange vorher in die Küche und treiben großen Aufwand bei der Zubereitung. Das ist das Highlight des Wochenendes.“

Ebenso sagen sie aus, zu diesem Anlass gerne in der eigenen Küche Hand anzulegen, um außeralltägliche Speisen zuzubereiten oder alternativ außer Haus, bei Freunden oder in einem Restaurant essen zu gehen. Das scheint besonders am Samstagabend zu gelten. Was den Sonntagabend betrifft, ist festzuhalten, dass das Ziel des Abendessens, das Wo-

¹⁸ Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 110-118.

chenende abzuschließen, nicht durchgehend allein im Verzehr eines Gerichts erreicht wird. Um den Genuss zu vervollständigen, bedarf es häufig der zusätzlichen Betrachtung einer bestimmten Sendung im Fernsehen, genauer gesagt: der Krimiserie, die seit vielen Jahren regelmäßig um 20:15 Uhr ausgestrahlt wird. Für die überwiegend allein lebenden Befragten, die den Abend am Sonntag im Gegensatz zum Rest des Tages sowie zum Samstagabend oftmals alleine verbringen, kann eine gelungene Vergleichzeitigung von Fernsehen und Abendessen offenbar zur Voraussetzung werden, die zurückliegende Woche abzurunden. Das Motto könnte lauten: kein guter Krimi ohne Essen und kein gutes Essen ohne Krimi.

Zunächst schildert jedoch einer der Zeitpioniere eine Episode, in der er mit seiner Frau und Freunden an einem Samstagabend in einem Restaurant – ganz nach seinem Geschmack – zu Abend isst (s. Kasten S. 254).

Seine Darstellung leitet er mit der Feststellung ein, dass er sich bereits einige Tage zuvor um die Reservierung eines Tisches bemühen muss. Wie die Befragte aus der Gruppe Flexibler Menschen ausgeführt hat, sieht er die Vorfreude der vorangehenden Tagen sowie die Vorbereitungen noch vor Verlassen des Hauses als Einleitung des Abendessens. In gleicher Weise hält er es für angemessen, sich für diesen Anlass besonders zurecht zu machen. Anders als die Befragte oben, sieht er seine Vorfreude allerdings zuerst auf die Probe gestellt: fährt *sie* mit ihrem Mann im eigenen Wagen zum Restaurant, steht *ihm* eine Fahrt mit dem öffentlichen Nahverkehr bevor, die er sowohl als harten Kontrast zu seiner Garderobe als auch zermürend empfindet.

Den Empfang im Restaurant schildert er wiederum ähnlich: der Kellner zeigt sich behilflich, weist ihm und seiner Begleitung den für sie reservierten Tisch zu und berät sie später bei der Wahl des Weines. Der weitere Verlauf des Abends unterscheidet sich jedoch stark. Das liegt an der Art des Restaurants wie die Ausstattung andeutet: der Befragte beschreibt beispielsweise die Wände in warmen Erdtönen, in Wischtechnik gefärbt, während die Vertreterin der Flexiblen Menschen von einigem Pomp, aber zugleich von kühler Sachlichkeit spricht. Die Differenzen setzen sich fort, wenn der Befragte die Umgänglichkeit und Unkompliziertheit des Personals lobt und als Beispiel die Bereitschaft nennt, es zuzulassen, dass die Gäste Tische umgruppieren – ein Vorgehen, das den Gästen in der parallel geführten Episode wohl sauer aufstoßen dürfte. Ohnehin scheinen die Atmosphären grundverschieden: im Restaurant des Zeitpioniers ist sie lebhaft, und es ist nichts Unübliches, dass einander fremde Gäste miteinander ins Gespräch kommen.

Episode: Mediterranes, heiter angerichtet

„Meist sagen wir uns einige Zeit vorher, dass wir uns das wieder einmal gönnen könnten. Damit beginnt bereits die Vorfreude, die mich über manches bittere Ereignis unter der Woche hinwegtrösten kann. Manchmal fragen wir Freunde, ob sie mitkommen möchten.

Zu Hause bereiten wir uns in Ruhe vor; ich finde, man sollte sich dem besonderen Anlass entsprechend zurechtmachen. Dann schließt eine zermürende Fahrt im öffentlichen Nahverkehr an, die meine gute Stimmung trübt.

Angekommen am Restaurant, werden wir vom Kellner empfangen, der uns die Möglichkeit eines geordneten Übergangs gibt: er reicht mir z.B. ein Tuch, um meine Brille abzuwischen, wenn sie im Winter beschlagen sein sollte.

Das Restaurant ist kleingliedrig, mit Ecken und Nischen, in denen man ein wenig abtauchen kann. Es ist im mediterranen Stil gehalten: die Wände sind mit sanften, warmen, leichten Erdtönen in Schwämmchen-Technik gefärbt. Das Geschirr ist modern designt, schlicht, weiß. Es gibt keine übergroßen Pasta-Teller oder ähnlich überflüssigen Kram.

Ich freue mich besonders über den freundlichen Service – wenn z.B. Tische ohne Diskussion zusammengedrückt werden können. Beim Publikum handelt es sich um eine Mischung aus Existenzialisten, Künstlern und Leuten wie uns. Die Stimmung ist nicht ausgelassen, aber lebendig. Wir gehen ja nicht dahin, um alleine, in voller Kontemplation dazusitzen, sondern auch, um einmal mit anderen Gästen ins Gespräch zu kommen.

Die Küche hat einen französisch-italienischen Einschlag. Schön daran ist, dass es Menüvorschläge mit drei bis vier Gängen gibt, die auch für mich bezahlbar sind. Außerdem schätze ich es, dass es eine Weinkarte gibt, die über den Wein jenseits der Unterscheidung rot oder weiß informiert. Es gibt einen Weinkellner, mit dem man über eine Empfehlung sprechen kann.

Wir setzen uns, bestellen einen Aperitif und lesen die Speisekarte. Das allein sorgt bereits für einigen Gesprächsstoff. Fast wie in einem Wettbewerb versuchen wir nämlich herauszufinden, wer die beste Wahl getroffen hat. Ich finde, man geht nicht ins Restaurant, um das Essen an die letzte Stelle zu setzen. Während des Essens erzählen wir uns heitere Geschichten und Zoten.

Das Essen endet keinesfalls abrupt. Das Ende bestimmt sich immer aus der Situation selbst heraus: wir sind immer bereit, im Anschluss an das Menü erneut etwas zu bestellen. Das führt zum langsamen Ausklingen des Abends. Selbst nach dem Verlassen des Restaurants gehen wir noch ein wenig zusammen spazieren. Keiner möchte sich gleich wieder in die U-Bahn setzen.

Ich bin sehr zufrieden, weil ich in Ruhe, bewusst und langsam mein Essen genießen konnte und mich dabei gut unterhalten habe. Das Gefühl für Zeit geht in der Regel völlig verloren. Selten halten wir uns kürzer als vier Stunden im Restaurant auf. Wären es unter drei Stunden, wäre ich enttäuscht.“

Gerade das soll im anderen Fall tunlichst vermieden werden: von Zoten und von Anekdoten kann nicht entfernt die Rede sein. Diese Mischung aus Förmlichkeit und Geselligkeit kennzeichnet traditionell das Restaurant der bürgerlichen Mitte: im Stil geordnet, aber gefühlvoll, dekorativ, aber nicht elitär. Es gibt eine Zeit des Menüs *und* eine Zeit individueller Bedürfnisse.¹⁹

Was die Dauer des Abendessens betrifft, geben zwar beide Befragte mit vier Stunden eine ähnliche Spanne an, doch wird man annehmen müssen, dass diese Spanne verschieden ausgefüllt wird. Mal in Tischübergreifender, eher lautstarker Unterhaltung, mal mit leisen, bedachten Worten. Obwohl die Mahlzeit des Zeitpioniers mit der individuellen Wahl à la carte das selbstverständliche Zeichen jedes modernen Restaurants trägt, erinnert die von ihm geschätzte Stimmung eher an die Geselligkeit eines „Table d’hôte“, der *vor* der Entstehung von Restaurants in Gasthöfen üblich war: die einander fremden Gäste kamen wenn das Essen fertig war an der Tafel des Wirtes zusammen und über den gemeinsamen Verzehr ins Gespräch.²⁰

Sofern das Menü des Zeitpioniers drei bis vier Gänge umfasst, während im Restaurants der gehobenen Kategorie fünf bis sechs Gänge folgen, liegt ein weiterer Unterschied in der Art der verbrachten Zeit nahe: Im gehobenen Restaurant löst ein Gang den nächsten ab, bis mit dem letzten Gang der Abend zu Ende geht. Der befragte Zeitpionier schließt das Menü dagegen ab und bestellt dann, wonach ihm zumute ist. So endet das Abendessen für ihn nicht mit dem letzten Gang, sondern damit, dass weder ihm noch den Begleitern der Sinn nach weiteren Bestellungen steht. Nach dem Bezahlen folgt *seinem* Restaurantbesuch noch ein gemeinsamer Spaziergang, der die unvermeidliche Rückfahrt mit der U-Bahn ein wenig hinausschieben soll.

Als abschließende Episode folgt die Erzählung einer der Zeitpioniere davon, wie sie das Wochenende mit einer bewährten und klassisch gewordenen Kombination aus Abendessen und Fernseh-Krimi ausklingen lässt (s. Kasten S. 256).²¹

Gleich zu Eingang sagt sie, von welcher Bedeutung die Beachtung der Uhrzeit für das Gelingen dieser Episode ist: So muss die Zubereitung des Essens abgeschlossen sein, *bevor* um 20:15 Uhr der Krimi beginnt, wenn sie nicht den Hergang der Tat, deren Aufklärung den Großteil der Sendezeit ausfüllt, verpassen will. Im Unterschied zu jenem Abendessen, bei der ein Vertreter der Flexiblen Menschen für seine Gäste mehrere Gänge und Speisen mit unterschiedlichen Garzeiten à la mi-

19 Vgl. H. Karmasin: Die geheime Botschaft, S. 215-217.

20 Vgl. C. Drummer: „Das sich ausbreitende Restaurant“, S. 304.

21 Vgl. M. Tränkle: „Fliegender Wechsel“, S.400/401.

nute kocht, verlangt der Kochvorgang keine Uhr jenseits der Ausrichtung auf diesen einen Punkt. Das gekochte Gericht unterscheidet sich nur unwesentlich davon, was sie werktags kocht: es darf nur keine großen Umstände machen. Der Verzehr während des Fernsehens bzw. das Fernsehen während des Verzehrs ist ebenfalls von der Vermeidung alles Aufwands, der über das notwendige hinausreicht, geprägt.

Episode: Krimi-Topf zum Ausklingen lassen

„Das ist über die Jahre zu einem Ritual geworden, mit dem für mich das Wochenende ausklingt: Sonntags, etwa um 19:00 Uhr fange ich mit dem Kochen an. Die Zeit, zu der ich damit fertig sein muss, ist mit 20:15 Uhr durch den Beginn des Fernseh-Krimis bedingt.

Mit einem Ohr höre ich aus der Küche die vorausgehenden Nachrichten; aber weil ich auf keinen Fall den Anfang der Krimi-Handlung verpassen will, bemühe ich mich, à la minute zu kochen. Ich koche, was ich werktags koche: Nudeln, Reis oder Kartoffeln mit Gemüse – nichts aufwendiges.

Ich bin zum einen darauf gespannt, was mir präsentiert wird und genieße es zum anderen, all das zu tun, was ich als Kind nicht durfte: vor dem Fernseher auf dem Sofa essen und dazu den Teller auf den Knien balancieren. Es ist eine archaische Form der Nahrungsaufnahme: oft esse ich direkt aus dem Topf.

Weil ich der Handlung folgen will, esse ich insgesamt relativ langsam. Mit dem Essen bin ich meist nach rund 20 Min. fertig. Je langweiliger ich den Krimi finde, umso mehr beschäftige ich mich mit dem, was ich esse.“

Sie will essen, wie sie es als Kind nicht gedurft hatte: auf dem Sofa, den Teller auf den Knien, direkt aus dem Topf, vor dem Fernsehapparat. Sie genießt es, zu kombinieren und zu tun, was für ihre Eltern nicht kombinierbar war. Wie in vielen Familien schien gegolten zu haben, dass *entweder* zu Tisch gegessen *oder* ferngesehen wurde, wobei das Abendprogramm den Erwachsenen vorbehalten war. Vermutlich trägt neben des Triumphs über die Ordnung vergangener Tage etwas Zweites zum Erfolg der Kombination bei. Wie Margot Tränkle bemerkt hat, will das Kind, das (jetzt) alles darf, zur Abwechslung nicht alles dürfen müssen.²² Auf das selbst entwickelte Ritual kommt es an: die Erzählerin begegnet sich als Kind als Erwachsene wieder. Die Szene ist wie der Krimi: sie ist geordnete Unordnung – der Fall wird immer gelöst.

22 M. Tränkle: „Fliegender Wechsel“, S. 401.

Die Mahlzeiten der Lebensstilzeiten

Ziel dieser Studie war es, die *Zeitdimension* von Essen und Trinken in der Perspektive von Lebensstilen zu untersuchen. Den Ausgangspunkt dafür bildeten folgende Beobachtungen: Zum einen besteht die weit verbreitete Tradition, Mahlzeiten aus ihrem Kontext zu isolieren und z.B. „das“ bürgerliche mit „dem“ bäuerlichen Mahl zu vergleichen. Damit geht zum anderen die Forschungspraxis einher, Gerichte und sozial-gruppentypische Lebensstile auf sachliche Weise zu verbinden: Man ist das, was man isst. So will heute kaum ein Beitrag zur sozialen Lage oder zur Ernährung auf das Bild unkultiviert essender, übergewichtiger Unterschicht-Angehöriger verzichten.¹

Der Versuch, Zeiten von Mahlzeiten zu erfassen, verlangt die systematische Aufarbeitung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Zeit“. In historischer Betrachtung erweist sich diese Auseinandersetzung über Jahrhunderte von der Frage nach dem Wesen, der Wahrnehmung und der Messung von Zeit geprägt. Zeiten wurden jeweils entweder als objektiv abgrenzbare Ereignisse oder als Folge des Vermögens eines Subjekts gesehen, in einem Kontinuum Grenzen einzuziehen. Diese Diskussion erfuhr mit der Entwicklung der Relativitätstheorie und dem Aufkommen sozialwissenschaftlichen Denkens eine Wendung. Demnach ereignet sich jede Beobachtung von Zeit selbst in der Zeit; Zeit kann nur in Relation zur Position eines Beobachters beobachtet werden; diese Position lässt sich auch als soziale Position interpretieren. Und: die Beobachtung von Zeit ist keine einfache Wahrnehmung dessen, was ohnehin abläuft, sondern Mittel zu einem Zweck – dem der Koordination sozialer Handlungen. Das Wort „Mahlzeit“ be-

1 Vgl. Fichtner, Ulrich: Der Klassenmampf, in: Der Spiegel, Nr. 44 (2006), S. 86-101; Wüllenweber, Walter: Unterschicht – das wahre Elend, in: www.stern.de/politik/deutschland/533666.html?nv=cb vom 30.11.2005.

zeichnet demnach etwas, das für mehrere Personen zugleich relevant ist. Wer es benutzt, will etwas erreichen, was sonst möglicherweise nie geschehen würde. Dies ist der Kerngedanke, den der Buchtitel zum Ausdruck bringt: Zeiten bzw. Mahlzeiten werden „gemacht“. Das weiß jeder, der schon einmal vom Kellner im Restaurant vergessen wurde.

Dieses „Gemacht-werden“ soll freilich nicht als Ergebnis einer ursprünglichen Intention von Individuen verstanden werden. Deshalb habe ich Lebensstile als Instanzen ins Spiel gebracht. Sie gelten als Mittler der Anforderungen sozialer und psychischer Systeme zueinander. Weil Lebensstile bisher aber vorrangig als Mittlerinstanzen von Sach- und Sozialdimension behandelt wurden, ist eine zeitspezifische Neuorientierung vonnöten. Wer sich nicht darauf beschränken möchte, Zeiteinheiten zu zählen und Aktivitäten zu aggregieren, sollte „Stil“ anders verstehen: als Hinweis auf mögliche und wahrscheinliche Anschlüsse. Wenn Lebensstile keine bloßen Zeit-Füllmuster oder Ereigniskonglomerate sein sollen, sondern buchstäblich zum Leben erweckt werden sollen, bedarf es eines Komplementärbegriffs, der das Leben im Vollzug erfasst. Besser als von „Ereignissen“ scheint mir, von „Episoden“ zu sprechen. Statt auf einschneidender Veränderung liegt der Akzent auf Flüchtigkeit und Zugehörigkeit.

Mit den Begriffen „Leben“ und „Episode“ habe ich mich abseits der ausgetretenen Pfade der Zeitsoziologie bewegt. Der Gewinn liegt darin, sich einer Wirklichkeit zu nähern, die sich nicht restlos entlang von Einfach-Unterscheidungen wie Zeit haben/nicht haben, Uhrzeit/Ereigniszeit oder zyklische Zeit/lineare Zeit sortieren lässt. Entsprechend habe ich mich mit den Lebensstilen von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen beschäftigt. Beide Lebensstil-Typen zeichnen sich durch einen reflektierten Umgang mit Zeit im Rahmen eines Prozesses aus, der in historischer Betrachtung als Prozess der Flexibilisierung bezeichnet werden kann. Als Flexiblen Menschen hat Richard Sennett insbesondere einen jungen Mann beschrieben, der zwar aus beruflichen Gründen nicht zögert, bestehende Brücken abzureißen, aber im Privaten damit hadert, dass nichts auf Dauer gestellt ist. Als Zeitpioniere haben Karl Hörning/Annette Gerhard/Mathias Michailow Menschen bezeichnet, die sich solchen Zumutungen entziehen und ihre Arbeitszeit zu Gunsten von mehr Zeit für sich selbst reduzieren.

Die unterschiedlichen Problembezüge dieser Lebensstile sind Belege dafür, dass der Sturm der Flexibilisierung nicht über alle gleich hinwegfegt. Die zeitlichen Profile beider Stile, die aus der qualitativen Analyse hervorgehen, sind nachfolgend zusammengefasst (s. Tabelle S. 259).

Zeiten der Lebensstile

<i>Umgang mit Zeit</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Aus Zeit mach' Geld	Lieber viel freie Zeit als Geld
Materielle Absicherung	Freiwillige Beschränkung
Zeit ist Arbeitszeit oder Freizeit	Zeit ist immer Lebenszeit
Wichtig ist, Zeit für mehr Arbeit einzusparen	Wichtig ist, Zeit für sich selbst zu gewinnen
Zeitplanung mit Flexibilität	Zeitplanung und Spontaneität
Täglich Zeitnot, Stress ohne Ausgleich	Bewusstes Trödeln und langsames Leben
<i>Leben und Arbeiten</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Vollumfängliche Verantwortung für eigenes Schicksal	Eigene Möglichkeiten sind durch Schicksal begrenzt
Leben als Hürdenlauf und als Abenteuer mit begrenztem Risiko	Leben als Bergwanderung mit Gipfel und als Puzzlespiel
Führungsverantwortung und lineare Karriere	Wechselnde Interessenlagen, keine stringente Vita
Hauptziel ist berufliches Vorwärtkommen	Hauptziele sind Selbsterfahrung und Selbstfindung
<i>Freie Zeit</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Freizeit fehlt, deshalb vorrangig freischwebende Interessen	Interessen, die in entsprechende Aktivitäten münden
Klassik und junger Mainstream, überwiegend von Tonträgern	Konzertbesuche, breites Musikspektrum inklusive Nischen
Fernsehen zur Entspannung	Reflektierter Medienkonsum
Zu Hause zum Abschalten	Wohnen, um bei sich selbst zu sein

Die Unterschiede sind vielgestaltig. Sie betreffen die Zielsetzung und Zeitordnung des Lebens, das Verhältnis von Arbeitszeit zu Freizeit sowie die Grundauffassung davon, welche Gestaltungsmöglichkeiten je bestehen. Dem selbstbewusst-ausgreifenden Auftritt der Flexiblen Men-

schen steht der zurückhaltende, auf Spontaneität gerichtete Auftritt der Zeitpioniere gegenüber.

Die Differenzen setzen sich in den Antworten auf allgemein ernährungsbezogene Fragen fort. Es zeichnet sich ab, dass Zeitpioniere regelmäßig selbst Gerichte zubereiten, während Flexible Menschen häufig außerhaus speisen und zu Hause vorzugsweise dann kochen, wenn es einen repräsentativen Zweck erfüllt. Fast wichtiger ist aber die Feststellung, dass Zeiten des Essens und Trinkens unzulänglich beschrieben sind, solange man sie als verfügbare *Zeit für* Essen und Trinken interpretiert. Gerade in den Lieblings Speisen und Produktvorlieben klingen die typischen Stile der Befragten an: Die Zeitpioniere schätzen das Vertraute und preisen den Respekt vor der Natur; die Flexiblen Menschen legen dagegen großen Wert darauf, über derlei hinwegsehen zu können – sie präferieren, was dem gehobenen Geschmack der Zeit entspricht. Berechtigt lässt sich daher sagen, dass Mahlzeiten nicht nur die Zeiten des Verzehr von Speisen sind, sondern Speisen umgekehrt *verzehrte Zeit*.²

Verzehrte Zeiten

<i>Gelegenheit für Essen und Trinken</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Zu wenig Zeit und Gelegenheit für Essen und Trinken	Eher zuviel des Guten, machen sich Gedanken zur Ernährungsweise
Wunsch nach wenigstens einer regelmäßigen Mahlzeit pro Tag	Mahlzeiten meistens nach Belieben möglich
Häufig außerhaus	Häufig zuhause
Kochen als repräsentatives Event	Kochen als alltäglicher Vorgang
<i>Lebensmittel und Gerichte</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Luxus-Produkte, Wunsch nach steter Verfügbarkeit	Regionale und Bio-Produkte, Rücksicht auf Zyklen der Natur
Alles zu jeder Zeit	Alles zu seiner Zeit
Faible für modische Kompositionen	Leibgericht ruft Vergangenes wach
Orientierung an Französischer Hochküche (Maximum)	Keine Vorbedingung für vollständiges Gericht (Minimum)

2 Vgl. A. Burstedt: „What ‚Time‘ do we eat?“.

Entscheidend ist nun die Vermittlung der spezifischen Zeitstile in den Episoden des Alltags. Der Blick auf Zeitläufe und Mahlzeiten an Werktagen und Wochenenden (s. Tabelle S. 263) bestätigt meine Vermutung: die Lebens- bzw. Zeitstile der Befragten kehren unverkennbar in den jeweiligen Formen des Essens und Trinkens wieder.

Sofern die Werktage Flexibler Menschen dem Lauf in einer Tretmühle gleichen, schlägt sich dies in ihrer Art zu essen und zu trinken nieder.

Zeiten und Mahl-Zeiten an Werktagen

<i>Zeit an Werktagen</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Alles dreht sich um die Arbeit	Arbeit bestimmt nur den halben Tag
Rasch wechselnde Anforderungen	Hoher Anteil an Routinearbeit
Auf die Minute kommt es an	Volle Arbeitszeit, leere Freizeit
Freizeit nur als Regenerationszeit	Freizeit bietet Raum für Spontaneität
<i>Episoden</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Frühstück im Büro: zwischendurch und nebenbei, der Arbeit nachgeordnet	Frühstück im Büro oder zu Hause: im eigenen Tempo, Passage vom Schlaf zum Wachsein
Mittagstisch mit Kollegen: kurzer Einschub, Fixpunkt im Arbeitstag	Mittagessen alleine: nach der Arbeit, ohne festes Ende, zeitvergessen
Essen mit Geschäftspartnern: gezielte Anbahnung von Erfolg, riskant aber machbar	Mittagessen mit Freunden: betonte Ausgrenzung der Arbeit, klingt ohne Eile aus
Abendessen mit Partnerin: Überwindung des Tages und Synchronisation im Dialog	Abendessen alleine: umstandsloses Hier-und-Jetzt, Genuss des Erreichten
Abendessen mit dem Kollegen: Anhängsel der Arbeit, bloßes Auslaufenlassen	Abendessen mit Bekannten: Gemütliche Zusammenkunft, Möglichkeit weiterer Aktivitäten
Zwischenmahlzeit mit Kollegen: unvermittelt aber routiniert, Unterbrechung der Arbeit	Zwischenmahlzeit alleine: umstandsreiche Teezeremonie, in Ruhe bei sich selbst sein

Das Frühstück wird nebenbei und zwischendurch erledigt, um Zeit für die Arbeit zu gewinnen. Auch der Mittagstisch mit Kollegen wird von der Arbeit geprägt, wie die mühsame Umleitung des Tischgesprächs zeigt. Zudem besteht eine hohe Bereitschaft, vor Ablauf der offiziellen Pausenzeit an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Beim Geschäftsessen scheint das Lebensmotto der Befragten durch: diese Episode ist riskant, aber der Erfolg ist durch sie machbar. Erst das Abendessen kann Raum zur Entspannung bieten, wenn die Partner einer Partnerschaft ihre Zeiten im Rahmen des gemeinsamen Mahls synchronisieren. In der Fernbeziehung fehlt dieser Schwenk – der trostlose Imbiss mit dem Kollegen rundet den Arbeitstag ab, überwindet ihn aber nicht.

Die Werktage der Zeitpioniere ähneln denen Flexibler Menschen am ehesten bei der Arbeit. Darüber hinaus sind kaum Gemeinsamkeiten zu beobachten: die Gegenüberstellung von Zeitwohlstand und Zeitnot trifft in vollem Umfang zu. Die stete Fortbewegung auf einer Wanderung als Lebensbild der Zeitpioniere kehrt in der steten Wiederholung einfacher Nudel-mit-Soße-Gerichten motivisch wieder. Die betonte Langsamkeit und das Offenhalten der Zeit kommen im gemeinsamen Mittagessen mit Freunden wie in der allein vollzogenen Teezeremonie zu Hause zum Ausdruck. Kein Termin darf zur Eile antreiben, damit sich im Essen und Trinken die angestrebte Geruhsamkeit verwirklicht. Darin liegt aber das spezifische Risiko: das selbstvergessene im Hier-und-Jetzt hält von sich aus keine Anknüpfungspunkte für künftige Aktivitäten bereit.

Deutlicher als bei den Zeitpionieren treten bei den Flexiblen Menschen am Wochenende Zeitmuster auf, die an den Arbeitstagen kaum anzutreffen sind. Da ist zum einen die gezielte Ziellosigkeit, die im späten und bis zum Mittag gedehnten Frühstück zelebriert wird. Dazu gehört auch der Ausflug aufs Land, um der verklärten guten alten Zeit nachzuspüren. Zum anderen ist es der Triumph über die Zeit, der im Menü in einem Restaurant der gehobenen Kategorie geboten wird und der zur Schau gestellt wird, wenn ein Befragter für ausgewählte Personen kocht, um sich für die zur Schau gestellte Präzision loben zu lassen.

Unter den Zeitpionieren korrespondiert die Annahme, nur begrenzt Einfluss auf die Zeit zu haben damit, keinen solchen Spagat aus Beherrschung und Befreiung zu leben. Beim Brunch berühren sich die Zeiten der Anwesenden nur, wenn jeder nach seinem Belieben aufsteht und sich den Teller füllt; beim Besuch im Restaurant wird erst ein Menü und dann à la carte bestellt. Das Kaffeetrinken zu Hause wiederum gilt als besonders gelungen, wenn es sich mit dem Abendessen vermischt, und der einsame Verzehr eines Gerichts beim Fernsehen vollzieht sich in ordentlicher Unordnung, weil sich das Vorhaben, zu tun, was man nicht tut, mit der pünktlichen Beachtung der Sendezeit paart.

Zeiten und Mahl-Zeiten an Wochenenden

<i>Zeit an Wochenenden</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Abrupter Übergang zur Wochenend-Zeit	Nur geringe Unterschiede zu den Werktagen
Außerordentliche Wertschätzung	Keinerlei Arbeit
Faktisch aber von Arbeit durchsetzt	Gänzlich für Unternehmungen frei
<i>Episoden</i>	
<i>Flexible Menschen</i>	<i>Zeitpioniere</i>
Frühstück mit Partnerin: Fehlen von Termindruck, Feier der gemeinsamen Zeit	Brunch mit Freunden: Kommen und Gehen, gemeinsame Anwesenheit, wenig Verbindlichkeit
Mittagessen: – (fällt aus oder wird verlegt)	Mittagessen: – (fällt aus oder wird verlegt)
Zwischenmahlzeit zu Hause: Selbst zubereiteter Kaffee auf dem Balkon, Gedanken schweifen lassen	Zwischenmahlzeit zu Hause: Kaffeegesellschaft und zwangloses Beisammensein mit offenem Ende
Zwischenmahlzeit unterwegs: Erholung auf dem Land, Symbol für Langsamkeit	Zwischenmahlzeit unterwegs: Genüssliche Transformation langer in kurze Weile auf der Zugfahrt
Abendessen im Restaurant: Könige über die Zeit, Zeremoniell der Haute Cuisine	Abendessen im Restaurant: Mischung aus Menü-Folge und Table d'hôte
Abendessen für Gäste: Lange Vorbereitungszeit, Zubereitung à la minute	Abendessen beim Fernsehen: Ritualisierte Vermischung traditionell getrennter Zeiten

Angesichts der Geschlossenheit der zeitlichen Gestaltungsprinzipien halte ich es für angemessen, von einer „zeitlichen Ästhetik“ der Mahl- und Lebensstilzeiten zu sprechen. Sind Mahlzeiten die zugehörigen Materialisierungen, in denen sich die Zeitmuster der Lebensstile reproduzieren, ist hier der richtige Ort, um den von Gerhard Schulze geprägten Begriff der „alltagsästhetischen Episoden“ aufzunehmen.³

3 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 98-104; vgl. G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 102-104.

Die dargestellten Spielarten der Zeit-Ästhetik winden sich beide um das Problem der Auflösung der Einteilung Arbeitszeit/freie Zeit. Sie sind als Versuche lesbar, sich ein Stück der alten Normalitätsvorstellung zu bewahren und zugleich neue Normalitäten zu erproben.

Die Frage ist, welche Rolle Zeitverhältnisse in Bezug auf gängige Lebensstil- oder Milieusegmentierungen spielen, die ja selten auf Zeitproblemen gründen. Vieles spricht dafür, dass Zeit-Unterschiede mit Unterschieden in Einkommen, Schulbildung oder Geschlecht korrelieren. Im vorliegenden Beispiel war „Zeitpionier“ meist eine Frau, Single, mit geisteswissenschaftlichem Studium und geringem Einkommen. Dagegen war „Flexibler Mensch“ mehrheitlich ein Mann, mit Partnerin lebend, in gehobener beruflicher Position mit sehr guten Einkünften.

Sicherlich wäre es demnach einen Versuch wert, den Spieß umzukehren und populäre Typisierungen auf ihre zeitästhetischen Orientierungen hin zu untersuchen. Doch wäre damit zugleich die Gefahr verbunden, bei der verfeinerten Beschreibung von Bekanntem stehen zu bleiben und der Behauptung Vorschub zu leisten, dass sich selbst bei Berücksichtigung der Facette „Zeit“ in den vergangenen Jahren kaum etwas verändert habe – oben bleibe immer oben und unten unten. Verspielt wäre die Chance, einen alternativen Weg zu gehen und im doppelten Wortsinn nach zeitgemäßen Formen der Lebensorganisation zu fahnden. Am Ende könnte es ein günstiger Umstand sein, dass kein simpler Modus vorgibt, wie „die“ Gesellschaft, wie Lebensstile und wie soziale Gruppen zu definieren sind. So können Zeitprobleme leichter als Probleme unserer Zeit hervortreten.⁴

Das lässt an eine Art Zeit-Landkarte denken wie Robert Levine sie in groben Zügen vorgestellt hat.⁵ Der Aufbau einer solchen Darstellung könnte nicht nur aus Gründen der Anschaulichkeit von der Auseinandersetzung mit Mahl-Zeiten profitieren. Wenn sie nicht wie in Kochbüchern auf Gerichte reduziert, sondern (re-)kontextualisiert werden, sind Blicke über die Tellerränder von Ereigniszeit/Uhrzeit und Slow Food/Fast Food möglich. Wer in einer deutschen Kleinstadt Sushi und Grüntee als Besonderheit genießt, wird damit ein anderes Zeitmuster konstruieren als jemand, der dasselbe tagein, tagaus in einem japanischen Schnellrestaurant hinunterschlingt. Ebenso kann eine Person, die in einem Trendlokal Suppe isst, einen Zeitstil pflegen, der mit dem einer Person identisch ist,

4 Vgl. John Goldthorpe: „Globalisierung und soziale Klasse“, in: Walter Müller/Stefanie Scherer (Hg.), *Mehr Risiken, mehr Ungleichheit? Abbau von Wohlfahrtsstaat, Flexibilisierung von Arbeit und die Folgen*, Frankfurt (M): Campus 2003, S. 31-62, hier S. 42-46; H. Lütke: „Temporale Muster“, S. 325-327.

5 Vgl. R. Levine: *Eine Landkarte der Zeit*.

die weit entfernt dasselbe tut. Dagegen dürfte ihr Stil wenig mit dem Stil einer Person zu tun haben, die sich nur ein paar Schritte weiter gemütlich zu „Knusperhaxe mit Salatgarnitur“ niederlässt. Das offenbart eine Grundschwierigkeit jeder Lokalisierung von Zeit. Angesichts weltumspannender Migration und Kommunikation kann man sich kaum noch auf die örtliche Exklusivität zeitlicher Ästhetik verlassen – weit interessanter scheint deshalb, der Frage der Elastizität nachzugehen.

Die französische Haute Cuisine und die amerikanische Fast-Food-Industrie sind wohl die bekanntesten Beispiele für die Globalisierung von Lebensweisen und Mahlzeiten. Lange galt das mehrgängige Menü als adäquate Form des Essens und Trinkens für alle Menschen, die mehr beherrschen als den Umgang mit Messer und Gabel. In gewisser Weise stellte Fast Food eine populäre Gegenbewegung dar, bis es spätestens nach 1945 zur Bildung eines neuartigen elitären Verhaltensmusters beitrug. Wer etwas erreichen wollte, musste kombinieren können und je nach Anlass leger auftreten oder Manieren zeigen.⁶ Sollte die westeuropäisch-nordamerikanisch geprägte Zeit- und Esskultur im 21. Jh. ihre dominante Stellung verlieren, läge in dieser Veränderung ein außerordentlich wichtiger Bezugspunkt der weiteren Forschung.

Die Entwicklungsgeschichte ästhetischer Muster lenkt den Blick auf die entsprechenden Triebkräfte. Wie ich oben dargestellt habe, werden die soziale und die funktionale Differenzierung der Gesellschaft häufig parallel thematisiert: Folgt man Armin Nassehi, ist die Ausbildung verschiedener sozialer Positionen nicht sachlichen Erwägungen unterworfen, sondern dem Bedarf, widersprüchliche Erwartungen durch einfache Aggregation zu ordnen.⁷

So wird der distinktive Gehalt von Lebensstilen, Ess- und Trinkgewohnheiten als Eigentümlichkeit vorausgesetzt. Und mit der Untersuchung gruppenspezifischer Denk- und Verhaltensweisen aus der Binnenperspektive gerät der Prozess der Distinktion leicht aus dem Blick. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man deshalb meinen, dass Distinktion inzwischen – anders als dies für Pierre Bourdieu natürlich war – ohne den überwölbenden Kampf der Klassen stattfindet.⁸ Auch hier öffnet sich ein Forschungsfeld: Wenn man weiß, dass nicht „die Zeit“ problematisch ist, kann man davon ausgehen, dass sich beim gemeinsamen Essen und Trinken nicht nur die Tischgemeinschaften Gleichgesinnter konstituieren. Beispielsweise sind WG-Partys, Familienfeste oder Betriebsfeiern in dem engen Sinn soziale Zeiten wie sie unterschiedliche

6 Vgl. H. Pongratz/G. G. Voß: *Arbeitskraftunternehmer*, S. 106-118; H. Spode: „Von der Hand zur Gabel“, S. 37/38.

7 Vgl. A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 113/114.

8 Vgl. P. Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*.

und in anderer Hinsicht oftmals unvereinbare Lebensentwürfe aufeinanderprallen lassen.

Wer meint, dass gesellschaftliche Konflikte längst nicht mehr face-to-face ausgetragen werden, könnte sich verstärkt mit dem befassen, was bei der Beleuchtung der Verbindung von Mahlzeiten und Lebensstilen im Schatten geblieben war: die technischen Leistungen, die zum Zustandekommen von Mahlzeiten beitragen. Gemeint ist die bloße Tatsache, dass sich z.B. das Einkaufen, Zubereiten und Verzehren von Speisen zu Hause ebenso wie der Genuss eines Menüs im Restaurant unmöglich ohne den Einsatz und das Timing zahlreicher anderer Menschen ereignen könnte. Die Aussage, dass heute alles zu jeder Zeit erhältlich sei, ist zu pauschal. Damit will ich keinesfalls den alten Gegensatz von „Technik“ versus „Leben“ reaktivieren, sondern darauf verweisen, dass „Ästhetik“ nur eine Seite der Medaille bezeichnet, deren andere Seite „Logistik“ heißen könnte.

Die Beispiele für Zeiten des Essens und Trinkens, die ganz zu Anfang einleitend erwähnt wurden, belegen, dass nichts selbstverständlich ist: Die Bahn hat ihre Bord-Restaurants schon nach kurzer Zeit wieder eingeführt; die Siesta des öffentlichen Dienstes in Spanien wird abgeschafft bleiben. Ohne das Bedauern des Gastro-Kritikers und Soziologen Wolfgang Abel zu teilen, stimme ich seiner Beurteilung der Gegenwart zu. Demnach ist nur eines sicher: „alles in Bewegung, nichts in Butter.“⁹

9 W. Abel: „Konsumenten ohne Klasse“.

Anhang

Interviewleitfaden

Soziale Position

Lage

- Alter
- Familienstand
- Schulabschluss
- Studium
- Berufliche Ausbildung

Berufstätigkeit

- Formale Berufsbezeichnung
- Sind Sie angestellt/selbständig/beamtet?
- Wie würden Sie Ihre Stellung in Ihrer Organisation beschreiben?
- Sind Sie eher in einer leitenden oder ausführenden Position tätig?
- Welche Tätigkeiten führen Sie aus?
- Arbeiten Sie eher projektbezogen oder zeitbezogen?

Karriereweg

- Wie sind Sie dahin gekommen, wo Sie jetzt sind?
- Sind Sie das, was Sie sind eher gezielt/unerwartet geworden?

Freizeitaktivitäten

- Was unternehmen Sie in der Freizeit?
- Wohin gehen Sie gerne aus?

Mit wem verbringen Sie ihre Freizeit?

Welche Rolle spielen Arbeitskollegen/Freunde/Vereinsfreunde?

Wie viel Zeit verbringen Sie mit Partnerschaft/Familie?

Welche Rolle spielen die folgenden Tätigkeiten...?

In Pop/Rock/Techno-Konzerte oder Clubs gehen

Sich mit Freunden in der Stadt treffen

Ins Kino gehen

Theater/Ausstellungen besuchen

Klassische Konzerte besuchen

An Selbsterfahrungskursen o.ä. teilnehmen

Sport treiben

Weiterbildungskurse belegen

Sich politisch/sozial engagieren

Mitgliedschaft in Organisationen/Vereine

Es sich zu Hause gemütlich machen

Etwas basteln, gestalten, sich einrichten

Im Internet surfen

Fernsehen, Musik hören

Welche Filme/Sendungen sehen Sie sich an?

Welche Musikrichtung hören Sie?

Wertepräferenzen

Welche Rolle spielen folgende Werte in Ihrem Leben...?

Es im Leben zu etwas bringen

Beruflich vorwärtskommen

Seine Ziele durchsetzen

Die eigene Existenz absichern

Pflichten nachkommen

Bescheiden sein

Auf Stimmungen/Gefühle hören

Sich mit Kunst beschäftigen

Abwechslung haben

Das Leben genießen

Partnerschaft/Familie haben

Auf die Umwelt achten

Sich sozial engagieren

Ernährungsweise

Allgemein

Unter welchen Gesichtspunkten essen und trinken Sie?

Welche Rolle spielen...?

Gesundheit

Figur

Genuss

Kräftigung

Eine bestimmte Diät/Ernährungsform

Einkauf

Inwiefern achten Sie bei Lebensmitteln auf folgende Eigenschaften...?

Lagerfähigkeit, z.B. Tiefkühl-Pizza/Dosen

Einfache Zubereitung, z.B. Fertigsaucen

Frische, z.B. Obst/Gemüse

Lightversion, z.B. Halbfettmargarine

Spaß-Image, z.B. Chips/Kaugummi/Energy-Drinks

Umweltschonende Erzeugung, z.B. Öko/Bio-Milch

Traditionelle Luxus-Produkte, z.B. Kaviar, Champagner

Klassische Genussmittel, z.B. Pralinen/Spirituosen

Exotik, z.B. Lichees, Avocados

Saison/Herkunft, z.B. Gemüse aus der Umgebung

Nahrungsergänzung/Probiotik, z.B. Vitamine, Bakterien

In welchem Umfang kaufen Sie selbst Lebensmittel ein?

Wann kaufen Sie üblicherweise ein?

Inwiefern handelt es sich dabei um geplante/spontane Einkäufe?

Wie legen Sie den Zeitpunkt Ihrer Einkäufe fest?

Wie schätzen Sie Ihre Ausgaben für Lebensmittel ein, im Bezug zu...?

Ihrem verfügbaren Einkommen
den Ausgaben anderer Menschen in Ihrer Umgebung

Zubereitung

In welchem Umfang bereiten Sie Speisen selbst zu?

Welche Speisen bereiten Sie selbst zu?

Wie stehen Sie zum Kochen?

Bei welchen Gelegenheiten kochen Sie?

Woher beziehen Sie Ihre Kochkenntnisse?

Welche Rolle spielen...?

Kochbücher
Internet
Fernsehsendungen
Rezepte von Freunden/Bekannten/Verwandten

Was glauben Sie, woher es kommt, dass Sie gerne/ungerne kochen?

Wie sind Sie mit dem zufrieden, was Sie kochen?

Essen und Trinken

Empfinden Sie Essen und Trinken eher als...?

lästige Unterbrechung
etwas, auf das man sich freut
körperliche Notwendigkeit

Was essen und trinken Sie gerne?

Welche Gerichte sind typisch für Sie?

Haben Sie eine Vorliebe für eine bestimmte Küche?

Welche Rolle spielen in Ihrer Ernährung...?

Traditionelle Gerichte (Bewährtes)
Exotische Gerichte (Unerwartetes)

Was gehört für Sie zu einem vollständigen Gericht?
 Aus welchen Bestandteilen setzt es sich zusammen?
 Was würden Sie als Ihr Lieblingsgericht bezeichnen?
 Was verbinden Sie mit diesem Gericht?

Würden Sie insgesamt sagen, Sie essen in der Tendenz eher...?

zu viel (Schlemmerei)
 zu wenig (Entsagung)
 genau richtig (Disziplin)

Wie schätzen Sie Ihr Esstempo ein?
 Wie schätzen Sie es im Verhältnis zu anderen Menschen ein?

Umgang mit Zeit

Zeitnormen

Gibt es ein Sprichwort zum Umgang mit Zeit, das Ihr Motto ist?

Wie bewerten Sie folgende Sprichworte...?

„Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.“
 „Zeit ist Geld.“
 „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“
 „Gut Ding will Weile haben.“
 „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Wie stehen Sie zum Trödeln/Zeit sparen?

Zeitmanagement

Welche der folgenden Aussagen treffen auf Sie zu/nicht zu...?

„Ich teile mir große Aufgaben in kleine Portionen ein.“
 „Es fällt mir schwer, meine Vorhaben umzustellen.“
 „Ich unternehme öfter etwas spontan.“
 „Ich bringe meine Planungen oft durcheinander.“
 „Ich kann Ablenkungen schlecht widerstehen.“

„Ich bin eher ein Morgenmensch.“

„Ungefähr einmal pro Stunde sehe ich auf die Uhr.“

„Bei der Arbeit vergesse ich häufig körperliche Bedürfnisse.“

„Ich berücksichtige die Signale meines Körpers.“

Pünktlichkeit

Wie pünktlich schätzen Sie sich im Verhältnis zu anderen ein?

Wenn Sie um 15 Uhr mit einem Freund/Freundin verabredet sind...

Wie akzeptieren Sie sein/ihr Erscheinen als pünktlich?

Wie lange würden Sie auf ihn/sie warten?

Lebenstempo

Wie schätzen Sie Ihr Lebenstempo bezogen auf andere Menschen ein?

Wie gehen Sie mit Situationen um, in denen Sie gestresst sind?

Versuchen Sie gezielt abzuschalten/umzuschalten?

Was bedeuten in Ihrem Leben Pausen/Auszeiten/Sabbaticals?

Denken Sie an eine Verlangsamung/Beschleunigung Ihres Lebens?

Lebensbild

In welchem Bild würden Sie Ihr derzeitiges Leben beschreiben...?

Tretmühle

Fahrt ins Ungewisse

Hindernisrennen

Bau eines Hauses

Jahrmarkt

Besteigung eines Berges

Puzzle

Zeitorientierung

Welchen der folgenden Aussagen könnten Sie für sich zustimmen...?

„Wenn ich mich anstrengte, werde ich auch zukünftige Probleme lösen können.“

„Über zukünftige Probleme mache ich mir Gedanken, wenn die Zeit dazu gekommen ist.“

„Ich versuche nicht dauernd etwas zu ändern, weil meine zukünftigen Probleme nicht wesentlich von meinen heutigen verschieden sein werden.“

„Ich glaube, dass die Lösung meiner zukünftigen Probleme dem Schicksal überlassen bleibt.“

Wie weit reicht Ihre derzeitige Zukunftsplanung?

Was sehen Sie in Ihrer Zukunft eher optimistisch/pessimistisch?

Mahl-Zeiten an Werktagen

Zeitordnung

Schildern Sie welche Aktivitäten in Ihrem Werktag regelmäßig aufeinander folgen und beschreiben Sie Ihr jeweiliges Zeitgefühl...

In welchem Umfang erfahren Sie jeweils...?

Leerlauf/Langeweile/Entspannung

Anspannung/Eile/Stress

Wodurch werden Dauer/Geschwindigkeit dieser Aktivitäten bestimmt?

Sehen Sie sich werktags eher einer Gliederung gegenüber...?

die Ihre Aktivitäten bestimmt

die sie durch Ihre Aktivitäten gestalten

Mit wem müssen Sie die Gestaltung Ihres Tagesablaufs abstimmen?

Wo treten dabei Schwierigkeiten auf?

Wann steht der Ablauf des Tages fest?

Inwiefern variieren die verschiedenen Werktage in ihrem Ablauf?

Wie sind sie mit dem beschriebenen Ablauf zufrieden?

Wie empfinden Sie das Verhältnis von Abwechslung und Routine?

Wie sähe der ideale Werktag für Sie aus?

Wofür fehlt Ihnen werktags die Zeit?

Wofür nehmen Sie sich viel Zeit?

Haben Sie ausreichend Zeit für Essen und Trinken?

Mahlzeitenfolge

Welche Situationen, bei denen Sie essen/trinken, gibt es werktags?

Wie ist es mit...?

Frühstück

Mittagessen

Abendessen

Zwischenmahlzeiten/Snacks

andere...

Welche dieser Mahlzeiten stehen fest/weniger fest?

Wie sind Sie mit dieser Ordnung zufrieden?

Machen Sie sich Gedanken darüber, zu welcher Zeit Sie essen/trinken?

Denken Sie grundsätzlich darüber nach, wie oft Sie dies tun?

Wie viele Mahlzeiten sollte man nach Ihrer Ansicht zu sich nehmen?

Wann sollte man diese Mahlzeiten zu sich nehmen?

Mahl-Zeiten am Wochenende

Zeitordnung

Wie sieht der Übergang zum Wochenende aus?

Wie erleben Sie den Übergang vom Zeitgefühl her?

Worin unterscheidet sich das Wochenende von den Werktagen?

Schildern Sie welche Aktivitäten an Ihrem Wochenende regelmäßig aufeinander folgen und beschreiben Sie Ihr jeweiliges Zeitgefühl...

In welchem Umfang erfahren Sie jeweils...?

Leerlauf/Langeweile/Entspannung

Anspannung/Eile/Stress

Wodurch werden Dauer/Geschwindigkeit dieser Aktivitäten bestimmt?

Sehen Sie sich am Wochenende eher einer Gliederung gegenüber...?

die Ihre Aktivitäten bestimmt
die sie durch Ihre Aktivitäten gestalten

Mit wem müssen Sie die Gestaltung Ihres Wochenendes abstimmen?

Wo treten dabei Schwierigkeiten auf?

Wann steht der Ablauf des Wochenendes fest?

Wie sind sie mit dem beschriebenen Ablauf zufrieden?

Wie empfinden Sie das Verhältnis von Abwechslung und Routine?

Inwiefern unterscheiden sich Samstag und Sonntag voneinander?

Wofür fehlt Ihnen am Wochenende die Zeit?

Wofür nehmen Sie sich viel Zeit?

Haben Sie ausreichend Zeit für Essen und Trinken?

Mahlzeitenfolge

Welche Situationen, in denen Sie essen/trinken, hat das Wochenende?

Wie ist es mit...?

Frühstück
Mittagessen
Abendessen
Zwischenmahlzeiten/Snacks
andere...

Welche dieser Mahlzeiten stehen fest/weniger fest?

Wie sind Sie mit dieser Ordnung zufrieden?

Mahlzeiten als Episoden

Episoden

Welche anderen Episoden des Essens und Trinkens kommen bei Ihnen vor?

Können Sie sich an folgende Situationen erinnern...?

Einladungen bei sich oder anderen zu Hause

Partys
Mahlzeit im Restaurant
Geschäftssessen
Buffets (Kongresse/Eröffnungen)
Café-/Kneipen-/Bar-Besuche
Fast Food/Imbiss
Snacks/Finger Food

Handelt es sich um Episoden, die...?

selten vorkommen
sich unregelmäßig wiederholen
regelmäßig wiederkehren

Schleife: Anfang

Termin

Wann findet diese Episode statt – ggf. Uhrzeit/Wochentag?
Wie kommt dieser Termin zustande?

Beruht der Termin auf...?

Spontaneität
Planung
Gewohnheit

Gibt es Konflikte mit anderen Tätigkeiten/Terminen?

Situation

Wie lässt sich die Situation beschreiben...?

Ort
Ambiente/Einrichtung
anwesende Personen
Stimmung
Gedeck
Gericht

Welche Erwartungen haben Sie an diese Episode?

Ablauf

Stellen Sie sich den Ablauf der Episode in Phasen gegliedert vor...

Anfangsphase

Welche Tätigkeiten gehen unmittelbar voraus?

Was markiert den Beginn dieser Episode?

Wie sieht der Übergang aus?

Welches Körpergefühl herrscht zu Anfang?

Hauptphase

Was tun Sie jeweils?

Woran denken Sie?

Was geschieht parallel?

Was tun andere?

Worüber wird gesprochen?

Welche Rolle spielt das Essen und Trinken?

Gibt es Unterbrechungen?

Endphase

Welche Tätigkeiten folgen?

Was markiert das Ende dieser Episode?

Wie sieht der Übergang aus?

Welches Körpergefühl herrscht am Ende?

Dauer

Wie lange dauert diese Episode – ggf. Stunden, Minuten?

Wovon hängt die Dauer ab?

Welche Rolle spielt die Uhrzeit?

Inwiefern würden Sie sagen, dass Dauer und Verlauf eher...?

von anderen Aktivitäten bestimmt werden

Dauer und Verlauf anderer Aktivitäten prägen

Zeitgefühl

Wie würden Sie das typische Zeitgefühl beschreiben...?

Leerlauf/Langeweile/Entspannung

Anspannung/Eile/Stress

Ändert sich das Zeitgefühl im Verlauf der drei beschriebenen Phasen?

Esstempo

Wie ist das Esstempo...?

hastiges Schlingen

nebenbei essen

bewusstes Genießen

Zufriedenheit

Wo liegen die Vorteile/Nachteile dieser Episode?

Schleife: Ende

Zukunft der Ernährung

Wie betrachten Sie Ihre Ernährungsweise in der Zukunft?

Wie werden Nahrungsmittel und Gerichte aussehen?

Was erwarten Sie in zeitlicher Hinsicht?

Was wünschen Sie sich?

Literaturverzeichnis

Abel, Wolfgang: „Konsumenten ohne Klasse“, in: Badische Zeitung vom 11.02.2006, S. 6.

Am Orde, Sabine: „Mediziner in der Sinnkrise“, in: Die Tageszeitung vom 29.11.2005, S. 1.

Anders, Hans-Jürgen: „Verzehr 1985-2000. Status quo und Perspektiven. Demographische und soziologische Aspekte zukünftigen Ernäh-

- rungsverhaltens“, in: Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart: Steiner 1987, S. 151-184.
- Aristoteles: Physikvorlesung, übersetzt von Hans Wagner, 5. durchgesehene Auflage, Berlin (DDR): Akademie-Verlag 1989.
- Augustinus, Aurelius: Bekenntnisse, eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme, Zürich: Artemis 1950.
- Außer-Haus-Verzehr 2000, in: GV-Kompakt. Fachmagazin für Großverbrauch, Gemeinschaftsverpflegung, Gastronomie und Catering, Nr. 5, 2001, S. 65.
- Barlösius, Eva: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Weinheim/München: Juventa 1999.
- Baumann, Wolfgang/Kimpel, Harald/Kniess, Friedrich: Schnellimbiss. Eine Reise durch die kulinarische Provinz, Marburg: Jonas 1980.
- Bayer, Otto/Kutsch, Thomas/Ohly, Hans Peter: Ernährung und Gesellschaft. Forschungsgegenstand und Problembereiche, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999.
- Beardsworth, Alan/Keil, Teresa: Sociology on the Menu: An Invitation to the Study of Food and Society, New York: Routledge 1997.
- Benthaus-Apel, Friederike: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie. Eine empirische Analyse der Zeitverwendung und Zeitstruktur der Werktags- und Wochenendfreizeit, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1995.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt (M): Suhrkamp 1986.
- Beck, Ulrich: „Jenseits von Stand und Klasse?“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 43-60.
- Beck, Ulrich/Vossenkuhl, Wilhelm/Ziegler, Ulf Erdmann: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekanntere Gesellschaft in der wir leben, München: C.H. Beck 1995.
- Beck, Ulrich: „Die uneindeutige Sozialstruktur. Was heißt Armut, was Reichtum in der Selbst-Kultur“, in: Ulrich Beck/Peter Sopp (Hg.), Individualisierung und Integration: Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus, Opladen: Leske+Budrich 1997, S. 183-197.
- Belasco, Warren: „Food Matters. Perspectives on an emerging field“, in: Warren Belasco/Philipp Scranton (Hg.), Food nations. Selling taste in consumer societies, New York: Routledge 2002, S. 2-23.
- Bergson, Henri: Zeit und Freiheit, Frankfurt (M): Athenäum 1989.

- Binder, Ina: Ernährungsverhalten außer Haus in der Bundesrepublik Deutschland, München: Utz 2001.
- Bischoff, Joachim/Herkommer, Sebastian/Hüning, Hasko: Unsere Klasesengesellschaft. Verdeckte und offene Strukturen sozialer Ungleichheit, Hamburg: VSA 2002.
- Blasius, Jörg: „Empirische Lebensstilforschung“, in: Jens Dangschat/Jörg Blasius (Hg.), Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, Opladen: Leske+Budrich 1994, S. 287-254.
- Böhle, Fritz: „Entwicklungen industrieller Arbeit und Arbeitszeit. Umbrüche in der zeitlichen Organisation von Arbeit und neue Anforderungen im Umgang mit Zeit“, in: Christiane Lindecke (Hg.), Flexible Arbeitszeitorganisation in der Praxis. Eine Untersuchung in sechs Unternehmen, München: Rainer Hampp 2000, S. 13-26.
- Bolte, Karl Martin: „Typen alltäglicher Lebensführung“, in: Werner Kuder/Gerd Günter Voß (Hg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 133-146.
- Bonß, Wolfgang: „Vergesellschaftung über Arbeit. Oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 331-356.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 5. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1992.
- Börner, Katrin: „Essen im Tätigkeitsfluss. Eine Pilotstudie“, www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/1916, vom 03.05.2005.
- Bourdieu, Pierre: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft, Konstanz: UVK 2000.
- Brock, Ditmar/Junge, Matthias: „Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung und das Problem gesellschaftlicher Integration“, in: Zeitschrift für Soziologie, 24. Jg, Nr. 3 (2002), S. 165-182.
- Brose, Hanns-Georg/Wohlrab-Sahr, Monika/Corsten, Michael: Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.
- Bundesministerium für Forschung und Bildung, www.bmbf.de/publikationen/4481.php vom 03.10.2005.
- Burda Advertising Center: Food-Trends 2005, www.burda.de/hps/upload/hxmedia/hbmi/HBRXmp0r.pdf vom 30.12.2005.
- Burstedt, Anna: „What ‚Time‘ do we eat? Some Examples of the Relationship between Time and Food“, in: Patricia Lysaght (Hg.) Changing Tastes. Food culture and the processes of industrialization, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2004, S. 153-165.

- Canetti, Elias: Masse und Macht, Frankfurt (M): Fischer 1980.
- Clark, Blaise: Die Zähmung der Zeit. Sir Stanford Fleming und die Erfindung der Weltzeit, Frankfurt (M): S. Fischer 2001.
- Clauphein, Erika/Oltersdorf, Ulrich/Walker, Georg: „Zeit fürs Essen – Deskriptive Auswertung der Zeitbudgeterhebung“, in: Manfred Ehling/Joachim Merz (Hg.), Zeitbudget in Deutschland. Erfahrungsberichte der Wissenschaft, Stuttgart: Metzler-Poeschel 2001, S. 202-213.
- De Botton, Alain: On Seeing and Noticing, London: Penguin Books 2005.
- DESTATIS, www.destatis.de/basis/d/erwerb/erwerbtab8.php vom 20.10.2005.
- DESTATIS, www.destatis.de/presse/deutsch/pm2005/p1370024.htm vom 20.10.2005.
- Deutsches Technikmuseum Berlin: Speisen auf Reisen, www.dtm.de/medieninfo/MI_041029_Speisen_auf_Reisen.pdf vom 20.10.2005.
- Diaz-Bone, Rainer: „Milieumodelle und Milieuinstrumente in der Marktforschung“, in: Sozialwissenschaft und Berufspraxis, Jg. 26, Nr. 4 (2003), S. 365-380.
- Douglas, Mary: „Deciphering a Meal“, in: Carole Counihan/Penny van Esterik (Hg.), Food and culture. A reader, New York: Routledge 1997, S. 36-54.
- Drieseberg, Thomas: Lebensstilforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen, Heidelberg: Physica 1995.
- Drouard, Alain: „Escoffier, Bocuse et (surtout) les autres“, in: Marc Jacobs (Hg.), Eating out in Europe. Picnics, gourmet dining and snacks since the late eighteenth century, Oxford: Berg 2003, S. 215-228.
- Drummer, Christian: „Das sich ausbreitende Restaurant in deutschen Großstädten als Ausdruck bürgerlichen Repräsentationsstrebens 1870-1930“, in: Marc Jacobs (Hg.), Eating out in Europe. Picnics, gourmet dining and snacks since the late eighteenth century, Oxford: Berg 2003, S. 303-321.
- Dux, Günter: Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1989.
- Ehlert, Trude: „Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland“, in: Alois Wierlacher/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin: Akademie 1993, S. 319-341.
- Einstein, Albert: Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie, 23. Auflage, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg 1988.
- Elias, Norbert: Über die Zeit, 4. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1992.

- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bände, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997.
- Endruweit, Günter: Milieu und Lebensstilgruppe – Nachfolger des Schichtenkonzepts?, München: Rainer Hampp 2000.
- Ernährungstrends 2000+. Eine qualitative Wirkungsanalyse zu Esskultur und Ernährung, Hamburg: Essen & Trinken 1998.
- Eßbach, Wolfgang: „Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne“, in: Frithjof Hager/Hermann Schwengel (Hg.), Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung, Frankfurt (M): Fischer Taschenbuch 1996, S. 269-281.
- Feddersen, Jan: „Krieg dem Pöbel!“, in: Die Tageszeitung vom 18.03. 2005, S. 17.
- Fichtner, Ulrich: Der Klassenmampf, in: Der Spiegel, Nr. 44 (2006), S. 86-101.
- Florida, Richard: The rise of the creative class and how it's transforming work, leisure, community and everyday life, New York: Basic Books 2004.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta: „Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997, S. 231-258.
- Fulda, Daniel: „Auf der Suche nach der verlorenen Geschichte. Zeitbewusstsein in Autobiographien des ausgehenden 20. Jahrhunderts“, in: Annette Simonis/Linda Simonis (Hg.), Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein in der Moderne, Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 197-226.
- Fünf am Tag, www.dge.de/modules.php?name=St&file=vw_et vom 10.01. 2006.
- Gajek, Esther/Götz, Irene: „Studentenfutter“. Was StudentInnen einkaufen und wie sie (miteinander) kochen und essen, München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1993.
- Garhammer, Manfred: Wie Europäer die Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung, Berlin: Edition Sigma 1999.
- Geißler, Rainer: „Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 48, Nr. 2 (1996), S. 319-338.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild: „Lebensplanung als Konstruktion. Biographische Dilemmata und Lebenslaufentwürfe junger Frauen“,

- in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 139-167.
- Georg, Werner: *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*, Opladen: Leske+Budrich 1998.
- Gerhards, Jürgen/Rössel, Jörg: „Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen“, in: *Soziale Welt*, Jg. 53, Nr. 3 (2002), S. 261-284.
- Goldthorpe, John: „Globalisierung und soziale Klasse“, in: Walter Müller/Stefanie Scherer (Hg.), *Mehr Risiken, mehr Ungleichheit? Abbau von Wohlfahrtsstaat, Flexibilisierung von Arbeit und die Folgen*, Frankfurt (M): Campus 2003, S. 31-62.
- Government of New Zealand, www.dol.govt.nz/worklife/index.asp vom 10.06.2005
- Gronemeyer, Reiner: *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 1991.
- Groß, Martin: „Auswirkungen des Wandels der Erwerbsgesellschaft auf soziale Ungleichheit. Effekte befristeter Beschäftigung auf Einkommensungleichheit“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), *Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten*, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 119-158.
- Gross, Peter: *Die Multioptiongesellschaft*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994.
- Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als „Ideologie“*, 8. Auflage Frankfurt (M): Suhrkamp 1976.
- Hartmann, Peter H.: *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*, Opladen: Leske+Budrich 1999.
- Heim, Nikolaus: „Hunger und sattes Leben. Zur sozialen Modellierung von Ernährungsbedürfnissen“, in: Alexander Schuller/Jutta A. Kleber (Hg.), *Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994, S. 89-102.
- Heintel, Peter: *Innehalten. Gegen die Beschleunigung – für eine andere Zeitkultur*, Freiburg/Basel/Wien: Herder 1999.
- Hermann, Dieter: „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 56, Nr. 1 (2004), S. 153-179.
- Hess-Natur, www.hess-natur.de vom 10.09.2005.
- Hildebrandt, Eckart/Reinecke, Karsten/Rinderspacher, Jürgen/Voß, Gerd Günter: „Zeitwandel und reflexive Lebensführung“, in: Eckart Hildebrandt (Hg.), *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin: Edition Sigma 2000, S. 9-46.

- Hillenbrand, Thomas: „Die Go-go-Gourmets“, www.spiegel.de vom 12.09.2002.
- Hinz, Arnold: *Psychologie der Zeit: Umgang mit Zeit, Zeiterleben und Wohlbefinden*, Münster/New York: Waxmann 2000.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: „Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 307-316.
- Hitzler, Ronald: „Welt erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft“, in: *Soziale Welt*, Jg. 50, Nr. 4 (1999), S. 473-483.
- Hochschild, Arlie Russel: *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen: Leske+Budrich 2002.
- Honer, Anne: „Aspekte des Selbermachens. Aus der kleinen Lebenswelt des Heimwerkers“, in: Rudolf Richter (Hg.), *Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994, S. 138-149.
- Hörning, Karl H./Gerhard, Anette/Michailow, Matthias: *Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1990.
- Hörning, Karl H./Ahrens, Daniela/Gerhard, Anette: *Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1997.
- Hradil, Stefan: *Strukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*, Opladen: Leske+Budrich 1987.
- Hradil, Stefan: „Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz ‚Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung‘“, in: *Soziale Welt*, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 273-282.
- Illinger, Patrick: „Das Schweigen der Physiker. Die Debatte um den freien Willen“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 20.01.2005, S. 9.
- Janert, Josefine: „Auf der Suche nach dem Esser von morgen“, in: *Hochschulanzeiger der Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Nr. 64 (2002), S. 10/11.
- Jakubowicz, Dan: *Genuss und Nachhaltigkeit. Handbuch zur Veränderung des persönlichen Lebensstils*, 3., erweiterte Auflage, Wien: Promedia 2002.
- Kabisch, Jörg: „Der Zeitpunkt – Umstellung auf die Winterzeit“, in: *Die Tageszeitung* vom 25./26.10.2003, S. 3.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998.
- Karmasin, Helene: *Die geheime Botschaft unserer Speisen. Was Essen über uns aussagt*, München: Lübbe 2001.

- Karmasin, Helene: „Sehnsucht nach dem Zaubertrank“, in: *Der Spiegel*, Nr. 40 (1999), S. 170-175.
- Kapplinger, Claus: „Ein Schwanengesang auf die Imbissbude“, in: Jon von Wetzlar/Christoph Buckstegen (Hg.), *Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude*, Marburg: Jonas 2003, S. 37-40.
- Katholische Nachrichtenagentur, www.kna.de/doku_aktuell/dbk_wahl2005_aufruf.html vom 03.10.2005.
- Keppler, Angela: *Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994.
- Klein, Markus/Pötschke, Manuela: „Gibt es einen Wertewandel zum ‚reinen‘ Postmaterialismus? Eine Zeitreihenanalyse der Wertorientierungen der westdeutschen Bevölkerung zwischen 1970 und 1997“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 29, Nr. 3 (2000), S. 202-216.
- Klein, Markus: „Gibt es eine Generation Golf? Eine empirische Inspektion“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 55, Nr. 1 (2003), S. 99-115.
- Kleinspehn, Thomas: *Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens*, Frankfurt (M): Suhrkamp 1987.
- König, Wolfgang: „Fast Food. Zur Ubiquität und Omnitemporalität des modernen Essens“, in: Barbara Adam/Karlheinz Geißer/Martin Held (Hg.), *Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis. Vom Zeitmißbrauch zur Zeitkultur*, Stuttgart/Leipzig: Hirzel 1998, S. 45-62.
- Köstlin, Konrad: „Die Industrialisierung der Tradition“, in: Patricia Ly-saght (Hg.), *Changing Tastes. Food culture and the processes of industrialization*, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2004, S. 122-134.
- Kraus, Wolfgang: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, Pfaffenweiler: Centaurus 1996.
- Kundera, Milan: *Die Unsterblichkeit*, München/Wien: Hanser 1990.
- Kutsch, Thomas: „Konturen einer Ernährungssoziologie“, in: Doris Rosenkranz/Norbert Schneider (Hg.), *Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 148-168.
- Lang, Alfred: „Fluß und Zustand – psychische, biotische, physische und soziale Uhren und ihre psychologischen, biologischen, physikalischen und soziologischen Modelle“, in: Peter Rusterholz/Rupert Moser (Hg.), *Zeitverständnis in Wissenschaft und Lebenswelt*, Bern/Berlin/Frankfurt (M): Lang 1997, S. 205-254.
- Lange, Ilse-Marie: „Das Ernährungsverhalten erwerbstätiger Frauen“, in: Thomas Kutsch/Sigrid Weggemann (Hg.), *Ernährung in Deutsch-*

- land nach der Wende. Veränderungen in Haushalt, Beruf und Gemeinschaftsverpflegung, Witterschlick/Bonn: Wehle 1996, S. 283-296.
- Levine, Robert: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit der Zeit umgehen München: Piper 1999.
- Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung – Band 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag 1990.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, 4. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 1993.
- Luhmann, Niklas: „Es gibt keine Biografie. Im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen“, in: Wolfgang Hagen (Hg.), Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann, Berlin: Kadmos 2004, S. 13-47.
- Lübbe, Hermann: „Gegenwartsschrumpfung“, in: Klaus Backhaus/Holger Bonus (Hg.), Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte, 3., erweiterte Auflage, Stuttgart: Schäffer-Poeschel 1998, S. 263-294.
- Lütke, Hartmut: „Methodenprobleme der Lebensstilforschung. Probleme des Vergleichs empirischer Lebensstiltypologien und der Identifikation von Stilpionieren“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 139-163.
- Lütke, Hartmut: Zeitverwendung und Lebensstile. Empirische Analysen zu Freizeitverhalten, expressiver Ungleichheit und Lebensqualität in Westdeutschland, 2. Auflage, Münster: LIT 2000.
- Lütke, Hartmut: „Temporale Muster – zur Theorie Relevanz“, in: Rainer Dollase/Kurt Hammerich/Walter Tokarski (Hg.), Temporale Muster. Die ideale Reihenfolge der Tätigkeiten, hrsg. v., Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 319-328.
- Maurer, Andrea: Alles eine Frage der Zeit? Die Zweckrationalisierung von Arbeitszeit und Lebenszeit, Berlin: Edition Sigma 1992.
- Mead, George H.: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie, Frankfurt (M): Suhrkamp 1969.
- Mayer-Kuckuk, Finn: „Mythos Chancengleichheit. Soziale Herkunft schlägt Leistung“, www.spiegel.de, vom 30.06.2004.
- Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, 12. Auflage, Frankfurt (M): Suhrkamp 2000.
- Meier, Uta: „Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile“, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), Ernährungsbericht 2004, Bonn 2004, S. 72-94.
- Mellinger, Nan: Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust. Eine kulturanthropologische Studie, Frankfurt (M)/New York: Campus 2000.

- Meschnig, Alexander: „Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter“, in: Alexander Meschnig/Mathias Stuhr (Hg.), *Arbeit als Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 2003, S. 26-43.
- Methfessel, Barbara: „Esskultur, Essen und Zeit“, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, *Mitteilungen*, Nr. 12 (2004), S. 10-17.
- Meyer, Simone/Weggemann, Sigrid: „Mahlzeitenmusteranalyse anhand der Daten der Zeitbudgeterhebung 1991/1992“, in: Manfred Ehling/Joachim Merz (Hg.), *Zeitbudget in Deutschland. Erfahrungsberichte der Wissenschaft*, Stuttgart: Metzler-Poeschel 2001, S. 188-201.
- Meyer, Simone: *Mahlzeitenmuster in Deutschland*, München: Utz 2002.
- Meyer, Thomas: „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz“, in: *Soziale Welt*, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 255-271.
- Michailow, Matthias: „Individualisierung und Lebensstilbildung“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 71-98.
- Mintz, Sidney W.: *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*, Frankfurt (M)/New York: Campus (1987).
- Möckl, Karl: „Formen des Eßverhaltens seit den siebziger Jahren“, in: Wolfgang Protzner (Hg.), *Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart: Steiner 1987, S. 49-64.
- Moderner Geschmack, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 31.10.1998.
- Montanari, Massimo: *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, München: Beck 1993.
- Müller, Walter: „Zum Verhältnis von Bildung und Beruf in Deutschland“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), *Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten*, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 29-64.
- Müller-Schneider, Thomas: „Wandel der Milieulandschaft in Deutschland. Von hierarchisierenden zu subjektorientierten Wahrnehmungsmustern“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 25, Nr. 3 (1996), S. 190-206.
- Müller-Schneider, Thomas: „Stabilität subjektorientierter Strukturen. Das Lebensstilmodell im Zeitvergleich“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 29, Nr. 4 (2000), S. 361-374.
- N24, www.n24.de/innovation/technews/index.php vom 10.09.2005.
- Nassehi, Armin: *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.

- Nassehi, Armin: „Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33., Nr. 2 (2004), S. 98-118.
- Nassehi, Armin: „Eliten als Differenzierungsparasiten. Skizze eines Forschungsprogramms“, in: Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Claudia Mohr (Hg.), Elitenmacht, Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 25-42.
- Nationale Verzehrsstudie II, www.was-esse-ich.de/index.php?id=35 vom 30.11.2005.
- Neuloh, Otto/Teuteberg, Hans Jürgen: Psychosoziale Ursachen des Fehlverhaltens in der Ernährung, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), Ernährungsberich, Frankfurt (M) 1976, S. 395-445.
- Neumann, Enno: „Das Zeitmuster der protestantischen Ethik“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 160-171.
- Newton, Isaac: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie, übersetzt, eingeleitet u. hrsg. v. Ed Dellian, Hamburg: Meiner 1988.
- Opaschowski, Horst: Wir werden es erleben. Zehn Zukunftstrends für unser Leben von morgen, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002.
- Otte, Gunnar: „Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 57, Nr. 1 (2005), S. 1-31.
- Plasser, Gunda: „Essen und Lebensstil“, in: Rudolf Richter (Hg.), Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994, S. 88-98.
- Polizei Brandenburg, www.polizei.brandenburg.de/wad/polizei.htm vom 10.09.2005.
- Pöppel, Ernst: „Wie kam die Zeit ins Hirn? Neurophysiologische und psychophysische Untersuchungen und einige Spekulationen zum Zeiterleben“, in: Kurt Weis (Hg.), Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1995, S. 127-152.
- Pongratz, Hans/Voß, Gerd Günter: Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen, Berlin: Edition Sigma 2003.
- Prahl, Hans-Werner/Setzwein, Monika: Soziologie der Ernährung, Opladen: Leske+Budrich 1999.
- Rammstedt, Otthein: „Alltagsbewusstsein von Zeit“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 27, Nr. 1 (1975), S. 47-63.

- Rath, Claus-Dieter: Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer Eßkultur, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 1984.
- Reeb, Marianne: Lebensstilanalysen in der strategischen Marktforschung, Wiesbaden: Gabler 1998.
- Rehm, Sigrun: „Kochen als Last und Kult“, in: Der Sonntag in Freiburg vom 18.04.2004, S. 8.
- Rerrich, Maria S./Voß, Gerd Günter: „Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse“, in: Werner Kudera/Gerd Günter Voß (Hg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 147-164.
- Rifkin, Jeremy: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Neue Konzepte für das 21. Jahrhundert, aktualisierte Neuauflage, Frankfurt (M): Campus 2004.
- Rinderspacher, Jürgen: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkstage. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes, Bonn: Dietz 2000.
- Roßteutscher, Sigrid: „Kein Ende in Sicht – Sozialstruktur als Instrument im Kampf gegen Deutung“, in: Frank Brettschneider/Jan van Deth/Edeltraud Roller (Hg.), Das Ende der politisierten Sozialstruktur?, Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 349-390.
- Rudzio, Kolja: „Kehren für die Statistik“, in: Die Zeit vom 25.11.2004, S. 21-23.
- Ruoss, Christiane: „Lieber Sushi und Pizza als Schnitzel mit Salat“, in: Badische Zeitung vom 17.01.2003, S. 12.
- Schivelbusch, Wolfgang: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München: Hanser 1980.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung, Frankfurt (M)/New York: Campus 2003.
- Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth: Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung – Entwicklung – Konsequenzen, Opladen: Leske+Budrich 1998.
- Schnierer, Thomas: „Von der kompetitiven Gesellschaft zur Erlebnisgesellschaft. Der ‚Fahrstuhl-Effekt‘, die subjektive Relevanz der sozialen Ungleichheit und die Ventilfunktion des Wertewandels“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Nr. 1 (1996), S. 71-82.
- Schölling, Markus: „Studium und Lebensstil“, in: Die Zeit vom 25.09.2003, S. 83.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft – Kulturosoziologie der Gegenwart, 6. Auflage, Frankfurt (M)/New York: Campus 1996.
- Schulze, Gerhard: „Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 283-296.

- Schupp, Jürgen/Birkners, Elisabeth: „Kleine Beschäftigungsverhältnisse“, in: Wochenbericht des DIW Berlin 34/04, www.diw.de/deutsch/produkte/publikationen/wochenberichte/docs/04-34-1.htm vom 17.07.2004.
- Schupp, Sabine: „Fast Food auf dem Vormarsch? Wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Dimensionen des schnellen Essens“, in: Sabine Schupp/Anja Weber/Jakob Lemke (Hg.), *Fast Food*, Stuttgart: Schmetterling 1998, S. 8-11
- Schwarzwälder Bote: Kommentar vom 17.01.2001, S. 1.
- Schwendter, Rolf: *Arme essen – Reiche speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie*, Wien: Promedia 1995.
- Schwengel, Hermann: „Lebensstandard, Lebensqualität und Lebensstil“, in: Volker Hauff (Hg.), *Stadt und Lebensstil*. Thema Stadtkultur, Weinheim/Basel: Beltz 1988, S. 57-73.
- Schwengel, Hermann: „Aufrichtigkeit, Authentizität und Stil. Die Grenzen der feinen Unterschiede, in: *Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung ‚objektiver‘ Lebensbedingungen und ‚subjektiver‘ Lebensweisen*, hrsg. v. Stefan Hradil, Opladen: Leske+Budrich 1992, S. 81-102.
- Schwengel, Hermann: „Was kommt nach dem Leben? Way of life, Globalisierung und Weltpragmatismus“, in: Ulrich Bröckling/Axel T. Paul/Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*. Festschrift für Wolfgang Eßbach, München: Wilhelm Fink 2004, S. 358-369.
- Schwinn, Thomas: *Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 27., Nr. 1 (1998), S. 3-17.
- Scott, Janny/Leonhardt, David: „Class in America“, in: *The New York Times – Articles selected*, Süddeutsche Zeitung vom 23.05.2005, S. 1-8.
- Seidel-Pielen, Eberhard: *Aufgespießt. Wie der Döner über die Deutschen kam*, Hamburg: Rotbuch 1996.
- Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, 5. Auflage, Berlin: Berlin-Verlag 2000.
- Sennett, Richard: *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin-Verlag 2005.
- Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: Wagenbach-Verlag (Hg.), *Georg Simmel. Das Individuum und die Freiheit. Essays*, Berlin: Wagenbach 1984, S. 192-204.
- Simmel, Georg: *Soziologie der Mahlzeit*, in: Wagenbach-Verlag (Hg.), *Georg Simmel. Das Individuum und die Freiheit. Essays*, Berlin: Wagenbach 1984, S. 205-211.

- Simonis, Annette: „Zeitbilder und Zeitmetaphern der Moderne. Zum Wandel temporaler Vorstellungsbilder in der modernen Literatur und im (natur)wissenschaftlichen Diskurs“, in: Annette Simonis/Linda Simonis (Hg.), *Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein in der Moderne*, Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 89-122.
- Simsa, Ruth: *Wem gehört die Zeit? Hierarchie und Zeit in Gesellschaft und Organisationen*, Frankfurt (M)/New York: Campus 1996.
- Sinus-Milieus, www.sinus-sociovision.de/2/2-3-1-1.htm vom 11.10.2005.
- Sorokin, Pitirim/Merton, Robert: Social time. A methodological and functional analysis, in: *The American Journal of Sociology*, Nr. 5 (1937), S. 615-629.
- Spellerberg, Annette: „Über Werner Georg: ‚Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie‘“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 56, Nr. 2 (2000), S. 376-377.
- Spiekermann, Uwe: „Eßkultur heute. Was, wie und wo essen wir?“, in: Dr. Rainer Wild-Stiftung (Hg.), *Ernährung zwischen Natur- und Kulturwissenschaft*, Münster: Rhema 1999, S. 41-56.
- Spittler, Gerd: „Lob des einfachen Mahls“, in: Alois Wierlacher/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin: Akademie 1993, S. 193-210.
- Spode, Hasso: „Von der Hand zur Gabel. Zur Geschichte der Esswerkzeuge“, in: Alexander Schuller/Jutta Anna Kleber (Hg.), *Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994, S. 20-46.
- Spork, Peter: *Das Uhrwerk der Natur. Chronobiologie – Leben mit der Zeit*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt 2004.
- Statistisches Bundesamt: *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Beruf, Ausbildung und Arbeitsbedingungen der Erwerbstätigen. Fachserie 1, Reihe 4.1.2*, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005.
- Statistisches Bundesamt: *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005.
- Statistisches Bundesamt: *Zahlenkompass für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden, Jahrgänge 2002, 2005.
- Stengel, Martin: „Freizeit als Restkategorie. Das Dilemma einer eigenständigen Freizeitforschung“, in: Hans A. Hartmann/Rolf Haubl (Hg.), *Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 19-44.
- Stolz, Matthias: „Generation Praktikum“, www.zeit.de/2005/14/Titel_2f Praktikant_14, vom 21.11 2005.

- Stuhr, Mathias: „Popökonomie. Eine Reformation zwischen Lifestyle und Gegenkultur“, in: Alexander Meschnig/Mathias Stuhr (Hg.), Arbeit als Lebensstil, Frankfurt (M): Suhrkamp 2003, S. 162-184.
- T-Mobile, www.t-mobile.de/jobs/1,1860,11233-__00.html vom 11.11.2005.
- Tagesthemen, ARD vom 19.01.2006.
- Tanner, Jakob: „Der Mensch ist, was er isst. Ernährungsmythen und Wandel der Esskultur“, in: Historische Anthropologie, Kultur und Gesellschaft im Alltag, Jg. 4, Nr. 3 (1996), S. 399-419.
- Teuteberg, Hans Jürgen: „Der essende Mensch zwischen Natur und Kultur“, in: Der Bürger im Staat, Jg. 52, Nr. 4 (2002), S. 179-187.
- Teuteberg, Hans Jürgen: „Zum Problemumfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert“, in: Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters, Copenrath 1987, S. 1-36.
- Thompson, Edward Palmer: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, in: Past and Present, Nr. 38 (1967), S. 56-97.
- Tränkle, Margot: „Fliegender Wechsel zwischen Fast Food und Feinkost. Zur Entritualisierung des Essens“, in: Michael Andritzky (Hg.), Oikos – von der Feuerstelle zur Mikrowelle, Gießen: Anabas 1992, S. 393-404.
- Twigg, Julia: „Vegetarism and the Meanings of Meat“, in: Anne Murcott (Hg.), The Sociology of Food and Eating, Aldershot: Gower 1986, S. 18-30.
- Unison, www.unison.org.uk/worklifebalance/index.asp vom 10.06.2005.
- Vester, Michael: „Krise der politischen Repräsentation? Spannungsfelder und Brüche zwischen politischer Elite, oberen Milieus und Volksmilieus“, in: Stefan Hradil/Peter Imbusch (Hg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen: Leske+Budrich 2003, S. 237-272.
- Vollmers, Florian: „Rund um den Mitarbeiter-Life-Cycle“, in: Hochschulanzeiger der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Nr. 61 (2002), S. 14/15.
- Voß, Gerd Günter: Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft, Stuttgart: Enke 1991.
- Voß, Gerd Günter/Pongratz, Hans: „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, Nr. 1 (1998), S. 131-158.
- Wagner, Christoph: Fast schon Food. Die Geschichte des schnellen Essens, Frankfurt (M)/New York: Campus 1995.

- Walker, Bernhard: „Große Kluft zwischen Arm und Reich. Zum Armutsbericht der Bundesregierung“, in: Badische Zeitung vom 30.11.2004, S. 11.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: „Der Oikos, das ganze Haus“, in: Michael Andritzky (Hg.), Oikos – von der Feuerstelle zur Mikrowelle, Gießen: Anabas 1992, S. 29-32.
- Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewusstseins in Europa, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1980.
- Wendorff, Rudolf: „Konflikt und Koexistenz verschiedener Zeiten“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 628-640.
- Wirz, Albert: Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, zwei Pionieren der modernen Ernährung in der Tradition der moralischen Physiologie, Zürich: Chronos 1993.
- WorkLifeBalance, www.prognos.de/html/p_worklife.html vom 11.12.2005.
- Wüllenweber, Walter: Unterschicht – das wahre Elend, in: www.stern.de/politik/deutschland/533666.html?nv=cb vom 30.11.2005.
- Zdrowomyslaw, Norbert/Rethmeier, Bernd (Hg.): Studium und Karriere. Karriere- und Berufsplanung, Erfolg und Work-Life-Balance, München/Wien: Oldenbourg 2001.
- Zedler, Johann Heinrich: „Großes vollständiges Universal-Lexicon der Wissenschaften und Künste“, www.zedler-lexikon.de vom 11.12.2005.
- Zerger, Frithjof: Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur, Frankfurt (M)/New York: Campus 2000.
- Zingerle, Arnold: „Identitätsbildung bei Tische. Theoretische Vorüberlegungen aus kultursoziologischer Sicht“, in: Hans Jürgen Teuteberg/Gerhard Naumann/Alois Wierlacher (Hg.), Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin: Akademie-Verlag 1997, S. 69-86.
- Zoll, Rainer: „Krise der Zeiterfahrung“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 9-33.
- ZUMA-Informationssystem, www.gesis.org/methodenberatung/zis/quellen vom 06.08.2002.

Sozialtheorie

Jochen Dreher,
Peter Stegmaier (Hg.)
**Zur Unüberwindbarkeit
kultureller Differenz**
Grundlagentheoretische
Reflexionen

Juni 2007, ca. 260 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-477-5

Markus Holzinger
**Die Einübung des
Möglichkeitssinns**
Zur Kontingenz in der
Gegenwartsgesellschaft

Juni 2007, ca. 320 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-543-7

Hans-Joachim Lincke
Doing Time
Die zeitliche Ästhetik von
Essen, Trinken und
Lebensstilen

Mai 2007, 296 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-685-4

Jörg Döring,
Tristan Thielmann (Hg.)
Spatial Turn
Das Raumparadigma in den
Kultur- und Sozialwissen-
schaften

Mai 2007, ca. 350 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-683-0

Susanne Krasmann,
Michael Volkmer (Hg.)
**Michel Foucaults »Geschichte
der Gouvernementalität« in
den Sozialwissenschaften**
Internationale Beiträge

Mai 2007, ca. 260 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-488-1

Benjamin Jörissen
Beobachtungen der Realität
Die Frage nach der Wirklichkeit
im Zeitalter der Neuen Medien

Mai 2007, ca. 232 Seiten,
kart., ca. 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-586-4

Anne Peters
Politikverlust?
Eine Fahndung mit Peirce
und Zizek

April 2007, 310 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-655-7

Nina Oelkers
**Aktivierung von
Elternverantwortung**
Zur Aufgabenwahrnehmung in
Jugendämtern nach dem neuen
Kindschaftsrecht

März 2007, 466 Seiten,
kart., 34,80 €,
ISBN: 978-3-89942-632-8

Thomas Jung
**Die Seinsgebundenheit
des Denkens**
Karl Mannheim und die
Grundlegung einer
Denksoziologie

Februar 2007, 324 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-636-6

Christine Matter
»New World Horizon«
Religion, Moderne und
amerikanische Individualität

Februar 2007, 260 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-625-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Sozialtheorie

Ingrid Jungwirth
Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften

Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman

Februar 2007, 410 Seiten,
kart., 33,80 €,
ISBN: 978-3-89942-571-0

Petra Jacoby
Kollektivierung der Phantasie?

Künstlergruppen in der DDR zwischen Vereinnahmung und Erfindungsgabe

Januar 2007, 276 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-627-4

Sacha-Roger Szabo
Rausch und Rummel
Attraktionen auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks. Eine soziologische Kulturgeschichte

2006, 248 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-566-6

Max Miller
Dissens
Zur Theorie diskursiven und systemischen Lernens

2006, 392 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-484-3

Martin Voss
Symbolische Formen
Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe

2006, 312 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-547-5

Heiner Keupp,
Joachim Hohl (Hg.)
Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel
Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne

2006, 232 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-562-8

Amalia Barboza,
Christoph Henning (Hg.)
Deutsch-jüdische Wissenschaftsschicksale
Studien über Identitätskonstruktionen in der Sozialwissenschaft

2006, 292 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-502-4

Mark Hillebrand,
Paula Krüger, Andrea Lilge,
Karen Struve (Hg.)
Willkürliche Grenzen
Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung

2006, 256 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-540-6

Renate Grau
Ästhetisches Engineering
Zur Verbreitung von Belletristik im Literaturbetrieb

2006, 322 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-529-1

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de